This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

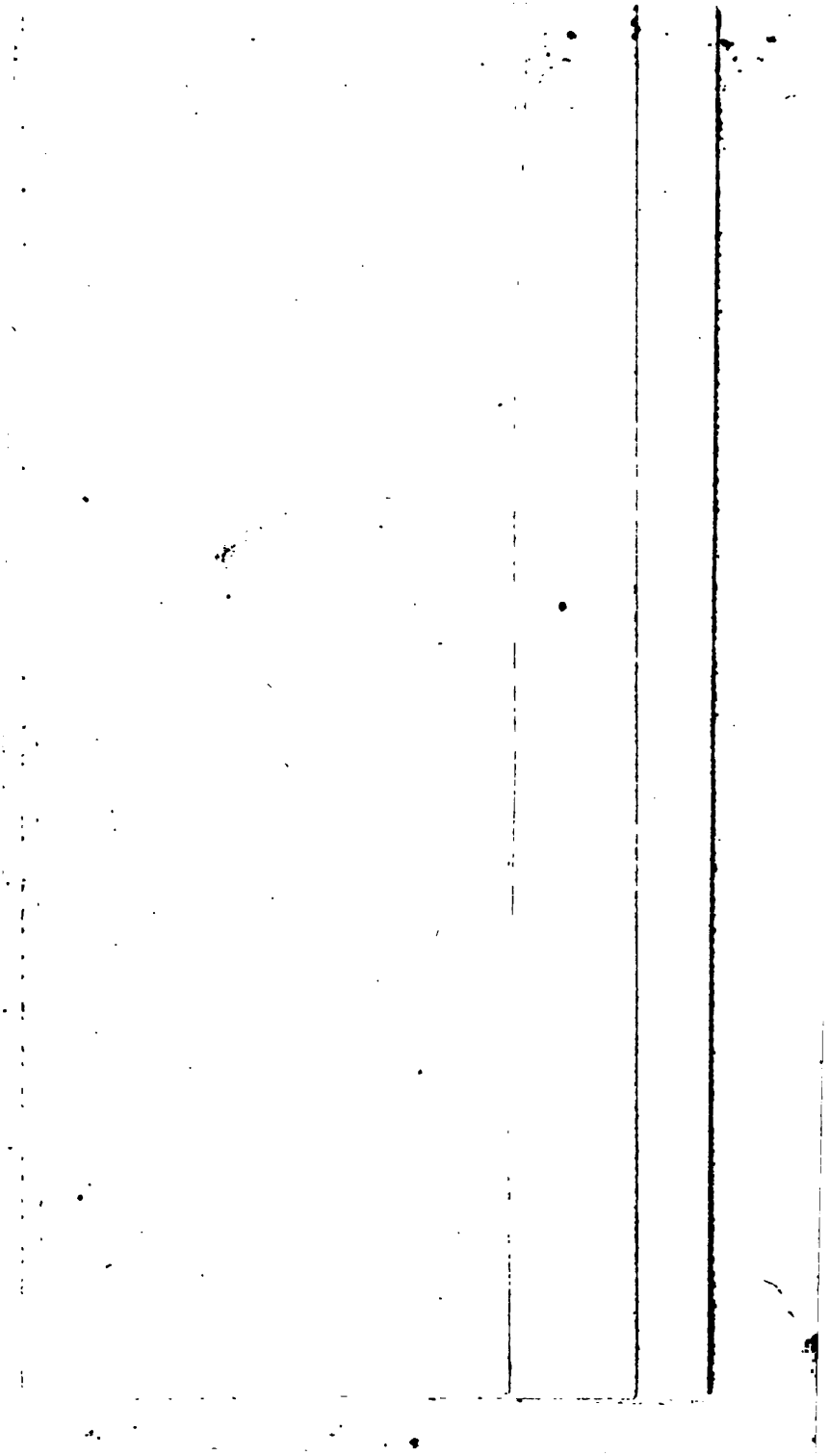
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600083579



Aelteste

christliche Epik

der

Angelsachsen, Deutschen und Nordländer.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte

von

Frederik Hammerich,
Doctor und Professor der Theologie in Kopenhagen.

Aus dem Dänischen von **Al. Michelsen,** Pred.

Mit sechs Holzschnitten.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1874.

285. n. 100.

Vorwort des Uebersetzers.

Der ursprüngliche Titel der hier in deutscher Ausgabe vorliegenden Schrift, welche als vorigjähriges Programm der Kopenhagener Universität — nach dortigem Gebrauche eine umfänglichere Abhandlung — erschienen ist, lautet: De Episk-Kristelige Oldquad Hos De Gothiske Folk. Af Fr. Hammerich. Köbenhavn. Gyldendalske Boghandel. 1873. Der Herr Verfasser ist dem deutschen Publicum schon durch eine Monographie: Die heilige Birgitta, die nordische Prophetin und Ordensstifterin. Ein Lebensbild aus dem 14. Jahrhundert. Uebers. von Michelsen. Gotha 1872, als gelehrter und geschmackvoller Darsteller bekannt geworden. Hoffentlich wird diese zweite Gabe des dänischen Kirchenhistorikers, zu deren Einführung in das deutsche Publicum Derselbe den Unterzeichneten ermächtigt hat, eine nicht weniger günstige Aufnahme finden.

In dem Titel der Schrift ist, mit Genehmigung des Autors, eine kleine Aenderung vorgenommen. Anstatt der im Originale genannten „gothischen Völker" — einer Bezeichnung, welcher unsre nordischen Nachbaren gemeiniglich eine weitere Bedeutung geben, als wir Deutschen, — sind die darunter verstandenen drei Hauptvölker des germanischen Stammes ausdrücklich genannt worden: die Angelsachsen (Alt-Engländer), die Deutschen, die Nordländer (nordischen Völker). Und im Buche selbst ist dem Namen der Gothen überall, wo er in jenem umfassenderen Sinne gesetzt war, unserm Sprachgebrauche gemäss der Name der Germanen substituirt worden.

Im Uebrigen habe ich mich dem dänischen Texte mit möglichster Treue angeschlossen, soweit diese sich mit der Aufgabe, ein Buch herzustellen, das sich völlig wie ein deutsches lesen lasse, zu vertragen schien. Nur in vereinzelten Fällen habe ich um solcher Leser willen, welche mit nordischen Namen und Erscheinungen weniger bekannt sein möchten, Erläuterungen in Parenthesen oder kurzen Noten beigefügt. Am schwierigsten ist mir aber jene Pflicht der Treue geworden bei Uebertragung der zahlreichen poetischen Mittheilungen aus den christlichen Anfangszeiten der erwähnten drei Völker. Hier durfte ich natür-

lich mich nicht begnügen, die wohlgelungene dänische Uebersetzung des Herrn Verfassers deutsch wiederzugeben, sondern war an die alten Sprachtexte selbst gewiesen.[1]) Die dadurch mir bereitete nicht geringe Mühe und Arbeit wurde um ein Erhebliches noch vermehrt durch die eigenthümliche dichterische Form, in welche, nach dem Vorgange der heidnischen Skalden, auch die ersten christlichen Sänger ihre Poesien einkleideten, „die eigenthümlichste und grossartigste Form, die der dichtende Geist unsres Volkes geschaffen hat", wie Vilmar sagt, „welche dem Gedichte den Charakter einfacher Erhabenheit giebt, und jetzt auf uns den Eindruck einer grossartigen Naturerscheinung macht, gleichsam eines tiefen, dunkeln Waldes von mächtigen, riesigen Bäumen, durch deren Wipfel in gewaltigen Stössen der Abendwind ziehet." Derselbe berühmte Kenner unsrer Literatur setzt weiter hinzu, dass „es in unserer jetzigen Sprache schwer halte, von dem imponirenden Eindrucke dieses alten Versmasses selbst nur einen ungefähren Begriff zu geben". Wie tief aber gerade diese Form der Dichtung in der altgermanischen Volksnatur gewurzelt war, davon zeugt die merkwürdige Thatsache, dass längst, nachdem schon der romanische Endreim auch im Norden sich eingebürgert hatte, der echte Stabreim dennoch in den niederen Volksschichten fortlebte, ja, um die Mitte des 14. Jahrhunderts in England aufs Neue an die Oberfläche trat und in zahlreichen Romanzen und Dichtungen zur Verwendung kam, wovon namentlich das bis in die Reformationsperiode hinein weit verbreitete und wirksame Gedicht: Piers Plonghman, einen interessanten Beleg giebt (G. Lechler, Johannes von Wiklif I, 246 folg). Bei den zahlreichen modernen Nachbildungen dieser Dichtungsform ist nun aber oft gerade Das, was charakteristisch an ihr ist und worauf ihre eigentliche Bedeutung und Kraft beruht, ausser Acht gelassen worden. Das Charakteristische der, allen germanischen Volksstämmen ursprünglich gemeinsamen, Stabreimdichtung besteht nämlich anerkanntermassen, nicht etwa in der Anhäufung gleicher Anlaute, welche an sich eben nichts Poetisches hat, sondern darin, dass „je in einem zusammengehörigen Paar von Zeilen, deren jede zwei Hebungen und zwei Senkungen hat, die zwei dem Sinne nach bedeutendsten Wörter

[1]) Beim Abdrucke dieser Originalien habe ich, zur Erleichterung desselben, die Accente überall wegzulassen mir erlaubt.

der ersten Zeile mit dem gleichen Anlaute beginnen, während (und Dieses ist dabei das Wesentliche und Hauptsächliche) in der zweiten Zeile das erste Wort, das (seiner Bedeutung nach) den Ton besitzt, denselben Anlaut hat."[1]) Diese einmal gegebene Norm hat der Unterzeichnete nun freilich vor Augen gehabt, als er versuchte, die Skalden der Vorzeit in dem Deutsch unsrer Tage ihre Weisen also „sagen und singen" zu lassen, dass ihr ursprünglicher Gesang noch durchklinge. Er ist sich aber bewusst, wie unvollkommen diese Nachbildung Kädmonscher und andrer altehrwürdiger Poesien ausgefallen ist, und wünscht seinem Versuche eine nachsichtige Beurtheilung.

Ja, er wagt zu hoffen, dass der hier vorliegende reichhaltige „Beitrag zur Kirchengeschichte", wie zur Cultur- und Literaturgeschichte, auch in seiner gegenwärtigen Gestalt das Interesse aller Derer erwecken werde, welche sich gerne zurückversetzen lassen in die Urzeit christlichen Germanenthums.

[1]) Worte Lechler's a. a. O., welche in besonders präciser Weise die Definition des Stabreims geben, durchaus übereinstimmend mit den gelegentlich gegebenen Bestimmungen Grimm's, Lachmann's, Müllenhoffs u. A. (vgl. Herm. Lüning, Die Edda. Zürich 1859. Einleitung S. 12—16), vor Allem aber bestätigt durch das in der alten Dichtung selbst überall Vorliegende. Von dem angegebenen Principe derselben weichen auch Simrocks verdienstliche Uebersetzungen vielfach ab. Am auffallendsten ist aber, dass W. Jordan, unser begabter Rhapsode, in seiner umfänglichen Dichtung: „Nibelunge" (Frankfurt a. M. 1867 und 1868) dasselbe nicht bestimmter und wirksamer zur Geltung gebracht hat. Zwar verheisst er, „der Vorzeit Weise voll Kraft und Wohllaut wieder zu beleben", und „wagt es, zu wandeln verlassene Wege"; dennoch hält er, vielleicht in dem Gefühle, dass unsre heutige Sprache der ursprünglichen Alliterationspoesie sich nicht recht fügen wolle, im Ganzen seinen eigenen Weg inne. Nur als Ausnahmen kommen bei ihm Verse vor, wie:

„Mit Kreuz und Krummstab die Krieger zu zähmen,
In der Lehre der Liebe vom leidenden Heiland" etc.
oder: „Da sanken die Säulen des Sonnenlenkers".

In wohlgelungenon Versen aber, wie diese und manche ähnliche, sehen wir, oder vielmehr hören wir, auch in unsres Dichters Poesie Etwas von jener emporsteigenden und dann herabrollenden alten Verswoge, spüren Etwas von ihrem frischen und kräftigen Pulsschlage.

Lübeck im September 1874.

Al. Michelsen, Pred.

Zum Verständniss des Titelbildes:

Das Kreuz zu Ruthwell.

Die in der Abbildung links gestellte vordere Seite des Ruthwell-Kreuzes ist die östliche, nebst der nördlichen. Rechts davon ist die westliche Seite nebst der südlichen dargestellt.

1) Ostseite. Die Spitze zeigt einen Vogel, mit Runen am Rande, welche Prof. Stephens liest: Cadmon mäfanäþa (d. h. Cadmon machte mich). Der Querarm unterhalb der Spitze ist neuere Arbeit, da der alte zerstört ist. Unter dem Querarme, auf dem langen oder Hauptstücke des Kreuzes, erscheinen oben zwei Halbfiguren, deren Bedeutung nicht erkennbar ist. Alsdann folgt Johannes der Täufer mit dem Agnus Dei, und einer zum Theil verwitterten lateinischen Inschrift. Darunter Christus, mit der Rechten segnend, in der Linken die hl. Schrift haltend, mit den Füssen zwei Thiere (Schweine) tretend. Die ihn umgebende Inschrift lautet: Jes Chrs ivdex aequitatis. Bestiae et dracones cognovervnt in deserto salvatorem mundi. Dann folgen die Eremiten Paulus und Antonius, welche in der Wüste ein Brod brechen, mit der Inschrift: scs Pavlvs et A[ntonius eremitae] freger[un]t panem in deserto. Hieran schliesst sich die Flucht nach Aegypten: Maria mit dem Kinde, auf dem Esel; daneben ist der Kopf Joseph's sichtbar. Von den Schriftzügen ist nur lesbar: Maria et Jo. Das unterste Bild lässt sich nicht mehr erkennen.

2) Nordseite. Unter dem Querarm, am Stamm des Kreuzes, stehen zuerst einige unlesbare Runen. Darnach eine sinnbildliche Darstellung Christi: eine Weinrebe mit Vögeln und andern Thieren. Rings um dieselbe stehen an den drei Seiten einige der, in der vorliegenden Schrift S. 23—32 mitgetheilten und besprochenen, Bruchstücke des Kädmonschen „Kreuzestraumes“ jedoch in Runen und in der nordhumbrischen Mundart.

3) Westseite. Die Spitze hat zwei Halbfiguren, welche wahrscheinlich den Evangelisten Johannes und seinen Adler darstellen; als Einfassung die Inschrift: In prin[cipio erat] verbum. Der Querarm,

auch auf dieser Seite, ist neu. Unterhalb desselben, zuoberst des Kreuzstammes, sitzt ein Bogenschütze.[1]) Darnach folgt der Besuch der Maria bei Elisabeth, mit einer gleichfalls unleserlichen Inschrift. Dann Maria Magdalena, welche die Füsse Christi salbet, mit der Inschrift: attvlit al[ab]astrum vngventi et stans retrosecvs pedes eivs lacrimis coepit rigare, pedes eivs et capillis capitis svi tergebat. Darunter Christus, den Blinden heilend, mit nur zur Hälfte noch leserlicher Umschrift Darauf die Ankündigung der Geburt: Gabriel und Maria, die augenscheinlich lateinische Inschrift noch weniger zu entziffern. Am Fusse die leider beinahe völlig verwischte Kreuzigung. Jedoch schimmert nicht allein das Kreuz noch hindurch, sondern auch Sonne und Mond, dazu schwache Umrisse menschlicher Gestalten, ohne Umschrift.

4) Südseite. Auf der ganzen Länge des Stammes unterhalb des Querarmes eine Weinrebe im selben Stile, wie auf der Nordseite, mit Vögeln und andren Thieren, welche Blüthen und Beeren kosten, gleichfalls eingefasst mit Bruchstücken aus dem Kreuzestraume Kädmon's in Runen.

Das Ruthwell-Kreuz ist vermuthlich ums J. 680 errichtet worden. Jetzt hat es nur noch die Höhe von ungef. 17½ Fuss.

---

[1]) Vielleicht in Beziehung auf die, im Mittelalter oft vorkommende und abgebildete, Vorstellung von Gott als dem „Himmelsjäger", welcher sein eingebornes Kind — oft unter dem Bilde des Einhorns dargestellt — auf die Erde herabtreibt. Hierher gehört auch jene im Zeitalter der Reformation viel gelesene und gesungene (einem alten weltlichen Liede nachgebildete) Dichtung:

„Es wollt gut Jäger jagen
wol in des Himmels Thron.
Was begegnet ihm auf der Heyden?
Maria, die Jungfrau schon etc.

S. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied (Stuttgart 1841) S. 127. Ferner: F. Piper, Evangelischer Kalender, 1859. S. 34 ff

Al. M.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Altchristliche Dichtungen der Angelsachsen	17
Kädmon und seine Dichtungen	18
Kynevulf und seine Dichtungen	75
Andere angelsächsische Gedichte aus der ältesten Zeit	104
Altdeutsche Dichtungen	133
Der Heliand und sein Sänger	139
Otfrid und sein Crist	160
Mariä Verkündigung	167
Joseph's Bedenken	168
Von den Weisen aus dem Morgenlande	169
Gebet	170
Die fünf kleinen Brode	171
Jesus wandelt auf dem Meere	171
Gedicht: Himmel und Hölle	174
Nordische Dichtungen der ältesten christlichen Zeit	177
Das altchristliche Epos bei andern Völkern	204
Die Stellung des germanischen Sängers	218
Die christliche Anschauung in der altgermanischen Dichtung	233

Zu berichtigen:

S. 26 Z. 10 v. o. lies: des Drosten.
„ „ Z. 4 v. u. „ : (Genit. von Dryhten)
„ „ „ 2 f. v. u. „ : Hier ist Gott, der Waltende, zu verstehen, welcher Christus in den Tod gab.
„ 27 Z. 7 u. 8 v. o. lies: Ihn, der waltet droben.
Wagte nicht, mich zu regen,
(Dessgleichen wieder auf S. 35 Z. 10 ff.)
„ 27 „ 8 v. u. lies: Gott sah ich.
„ 28 „ 13 u. 14 v. u. lies: Streckten hin seine Hülle,
Ihr zu Häupten stehend.
„ 46 „ 2 v. u. lies: (der Hela Helm).
„ „ „ 1 „ „ „ : Köne.

Einleitung.

Noch vor einem Menschenalter wäre eine Abhandlung über den vorliegenden Gegenstand zu den unmöglichen Dingen gezählt worden; und selbst heutiges Tages wird sich vielleicht mehr als Ein Gelehrter wundern, dass Jemand diese Aufgabe anzufassen wagt. Aber dem Fleisse der Geschichtsforscher, im Bunde mit den sprachwissenschaftlichen Studien, ist es in unserer Zeit gelungen, eine völlig neue Welt des Geistes vor uns aufzuthun.

Literarhistoriker, wie Taine, machen mit Recht die grosse Bedeutung geltend, welche Jeder, der in das innerste Wesen eines Zeitalters eindringen wolle, den Erzeugnissen der Poesie, namentlich umfangreicheren Dichtungen, beizulegen habe. Denn diese sind es, welche besser, als die meisten geschichtlichen Urkunden, uns einen Einblick gewähren in die ganze Eigenart und die Seele eines Volkes. Gilt Dieses schon von der modernen Poesie, welche doch mehr oder minder von der Reflexion beeinflusst ist, so muss es in weit höherem Grade gelten von den Gesängen jener frühesten Zeit der Völker, in welcher noch Alles den Charakter jugendlicher Unmittelbarkeit und den Stempel eigentlicher Volksdichtung an sich trug. In ihnen fliesst eine der ergiebigsten Quellen, ebenso sehr für das Verständniss der Culturentwickelung, wie für die Geschichte der Kirche.

Jedoch dürfen wir keineswegs behaupten, dass dieser Gegenstand der weiteren Lesewelt vollkommen fremd sei. Wie in Dänemark Grundtvig's Uebersetzungen angelsäch-

sischer Gedichte und seine, das nordische Alterthum verherrlichenden historischen Schriften Manchen auf dieses Gebiet hingewiesen haben, so ist auch in Deutschland durch literatur- und kirchengeschichtliche Werke, sowie durch deutsche Bearbeitungen, einige Bekanntschaft mit dem Gegenstande verbreitet worden. Von Belang dürfte indessen auch unter unsren Gebildeten diese Bekanntschaft schwerlich sein.

Man ist insgemein geneigt, die ganze Sache als Etwas anzusehen, was immerhin den Fachgelehrten beschäftigen möge, aber jedenfalls dem allgemeinen Geschichtsstudium und -interesse ziemlich fern liege. Man schüttelt ungläubig den Kopf, wenn man hört oder liest von der Herrlichkeit jener alten Dichtungen, und kann sich des Lächelns nicht erwehren über antiquarische Liebhabereien dieser Art. Die Thatsachen, auf welche man bei solchen Lobreden zurückgehe, seien in vielen Fällen — sagt man — nur halbwahr und aus gar sparsamen, dazu einseitigen Quellen geschöpft. Dieser Vorwurf findet allerdings eine gewisse Berechtigung in der Art und Weise, wie öfter die Sache behandelt worden ist. In dieser Beziehung zeigt sich aber eine nicht geringe Verschiedenheit unter den englischen, den deutschen und den nordischen Gelehrten. Diese Verschiedenheit wird aus folgender Uebersicht erhellen, über die bisherigen, auf die altgermanische [1]) Poesie bezüglichen Leistungen wie zugleich über den gegenwärtigen Standpunkt der betreffenden Forschung.

Die Engländer, deren angelsächsisches (altenglisches) Erbe bei Weitem reicher ist, als das irgend eines andern unter den germanischen Volksstämmen, haben sich diesem nationalen Schatze gegenüber in unbegreiflicher Weise kaltsinnig, beinahe fremd und ablehnend, verhalten. Ein Holländer war es, allerdings von halb englischer Erziehung und Bildung, nämlich Franz Junius, welcher ihren Kaedmon zum ersten

---

[1]) Hinsichtlich dieser, im Texte durchgehend angewandten Bezeichnung, anstatt der im Originale stehenden: gothisch, siehe das in dem Vorworte des Uebersetzers Bemerkte. Al. M.

Male, und zwar in seinem Vaterlande, herausgab, und ein Isländer, G. J. Thorkelin, welcher gleichfalls die erste Ausgabe ihrer Beowulf-Drapa, nämlich in Kopenhagen, veranstaltete.[1]) Der berühmte Däne R. Chr. Rask schrieb für sie die bisher jedenfalls vorzüglichste angelsächsische Grammatik von grösseren Umfange.

Wiederum war es dem Dänen Grundtvig vorbehalten, ihren „Phönixgesang" zum ersten Male (im J. 1840) zu veröffentlichen, ferner durch Uebersetzungen mehrere ihrer alten Dichtungen in die neuere Literatur einzuführen. Er war es, der bei wiederholtem Aufenthalte in England die dortigen Handschriften sorgfältigst studirte, welchen, seit den Tagen des gelehrten, um diesen Literaturzweig vielfach verdienten Dissidenten-Bischofs Georg Hickes (geb. 1642, gest. 1715) und der von ihm gestifteten Schule, nur Wenige dort nachfragten. Im J. 1831 erliess er in englischer Sprache eine öffentliche Einladung, den angelsächsischen Nachlass herauszugeben,[2]) wobei er mit einem Verse Shakespeare's ihnen ihre Trägheit vor Augen hielt, und „es geflissentlich darauf anlegte, sie so tief wie nur möglich zu verwunden", ob er sie dadurch nicht in Bewegung setzen möchte.[3])

So konnten die Engländer endlich nicht umhin, sich zu

---

[1]) Caedmonis Monachi Paraphrasis poëtica Genesios etc., edita a Francisco Junio. Amstelodami 1655. (Sein eigentlicher Name war du Jong in einer holländischen Familie geb. zu Heidelberg 1589, verweilte seit 1610 in England, wo er 1677 starb). — De Danorum Rebus Gestis seculi III et IV. Poëma Danicum dialecto Anglosaxonica, ed. G. J. Thorkelin, Havniae 1815 (geb. 1752, starb 1829 zu Kopenhagen, wo er viele Jahre Geh. Archivar des Königs war). Später (1820) hat N. F. S. Grundtvig (geb. auf Seeland 1783, gest. 1872) eine bessere angelsächsische Ausgabe des Beowulf geliefert. — Rasm. Christ. Rask, geb. 1784 auf Fünen, ward nach mehrjährigem Aufenthalte in Island Professor der Literaturgeschichte und Bibliothekar zu Kopenhagen, brachte von seinen weiten, bis nach Ceylon sich erstreckenden Reisen reiche literarische Schätze heim, einer der grössten neueren Sprachforscher, st. 1832.

[2]) Bibliotheca Anglo-Saxonica. Prospectus. London 1831.

[3]) Phenix-Fuglen, Förstegang udgivet. Kjöbenhavn. 1840. S. 14.

rühren. Eine Reihe angelsächsischer (altenglischer) Schriften erschien seit jener Zeit in guten Ausgaben, zum Theil mit Uebersetzungen; namentlich verdienen Anerkennung und Lob zwei Männer: Benj. Thorpe, welcher 1832 den Caedmon und nachher noch mehreres andere Angelsächsische herausgab, und J. N. Kemble, (Sohn des berühmten Schauspielers Charles K.), welcher 1833 bis 1837 den Beowulf mit englischer Uebersetzung erscheinen liess. Jedoch an gründlichen Forschungen über das gelieferte Material, an Commentaren, einschlagenden Abhandlungen, grammatischen Arbeiten, ist noch immer ein auffallender Mangel. Der Nation in weiterem Umfange zu einiger Bekanntschaft mit ihren edelsten Dichtungen zu verhelfen, darauf ist man drüben noch bei Weitem nicht gebührend bedacht; ja, es fehlt dazu am rechten Verständniss und Interesse auch in den Kreisen, wo man es voraussetzen sollte. Die namhaftesten Kenner der angelsächsischen Literatur, wie die schon vorhin erwähnten, S. Turner, J. J. Conybeare, besprechen sie theilweise in geringschätzigem Tone; wenigstens liest man zwischen den Zeilen, wie wenig dieselbe ihrem Inhalte und poetischen Werthe nach ihnen gilt: nur für die alte herrliche Sprache haben sie ein Gefühl. Selbst der Romane Taine (Histoire de la littérature Anglaise) spricht mit grösserer Hochachtung von jenen Poesien, als es von den Engländern selbst zu geschehen pflegt.

Es ist eben ein durch Jahrhunderte genährtes und festgehaltenes Vorurtheil, dass das Culturleben Englands seinen Anfang erst mit den Normannen genommen habe; und dieses Vorurtheil ist es, was die Engländer für das köstliche Erbe ihrer Väter im Allgemeinen blind gemacht hat. Heute noch muss ein ausgezeichneter Landsmann derselben mit einem anderen shakespeareschen Verse ihnen einschärfen, was die Pflicht eines Volkes sei in Betreff altehrwürdiger Denkmäler seiner Literatur.[1]) In der allerneuesten Zeit will es indess

[1]) G. Stephens, The Old-Northern Runic Monuments. II, 374. Vgl. J. Petharam, State of Anglo Saxon. Literature.

den Anschein gewinnen, als vollziehe sich ein in dieser Hinsicht erfreulicher Umschlag.

Waren es zuerst die Dänen, welche sie aus ihrer Lethargie aufstachelten, so sind nachher an deren Stelle die Deutschen mit grossem Nachdrucke und nicht ohne Erfolg getreten. Jac. Grimm, C. W. M. Grein, K. W. Bouterweck, L Ettmüller, haben von angelsächsischen Schriften treffliche Ausgaben besorgt, zum Theil mit Uebersetzungen und ausführlichen Glossarien. Unter den Genannten hat besonders Grein sich auch auf die Textkritik eingelassen, jedoch vielleicht etwas zu frühe, sofern die, den Quellen am nächsten stehenden und aus ihnen schöpfenden, englischen Ausgaben erst in sorgfältigerer Ausstattung und mit grösserem Apparate vorliegen müssen, ehe die Sache für uns Andere spruchreif wird. Inzwischen haben J. Grimm, F. E. C. Dietrich, Grein und Andre die Frage über den Werth der angelsächsischen Quellen und ihre ursprüngliche Form wissenschaftlich erörtert, ferner höchst schätzbare Arbeiten geliefert für eine angelsächsische Sprachlehre, ein Wörterbuch etc.

Während aber die Engländer die Denkmäler ihrer Jugendzeit durchaus noch nicht ihrem vollen Werthe nach würdigen, zeigen sich dagegen die Deutschen in Betreff der ihrigen oftmals geneigt, in das entgegengesetzte Extrem der Ueberschätzung zu verfallen. Hat man doch eine Zeitlang sogar den Otfrid, und zwar als Dichter, in den Himmel erheben wollen, während man heutiges Tages ihn schon mit andren Augen betrachtet.

Mit unermüdlichem Fleisse ist gearbeitet worden, einem Fleisse, welcher hin und wieder, wie es Philologen wohl begegnet, auch ins Kleinliche ausarten kann. Wir verdanken aber diesem Fleisse ausgezeichnete Ausgaben altdeutscher Werke, von welchen wir Beispielshalber nur einige anführen wollen: Kelle's Otfrid,[1]) Müllenhoff's und Scherer's Denkmäler[2]), Ausgaben, in denen der ganze Stoff mit grosser

[1]) Otfrids von Weissenburg Evangelienbuch, von J. Kelle. 1856—69.

[2]) K. Müllenhoff und W. Scherer, Denkmäler deutscher poe-

Gründlichkeit neu untersucht, auch in lexikalischer und grammatischer Hinsicht durchgearbeitet worden ist. Man besitzt gegenwärtig sehr brauchbare Wörterbücher, grammatische und mythologische Werke, wie J. Grimm's gründliche Abhandlungen und Commentare, wie Vilmar's Arbeit über den Heliand, wie endlich auch Untersuchungen über die Quellen des Heliand, von Grein und Windisch.[1]) Ausserdem haben die Uebersetzungen, welche Simrock, Kannegiesser, Grein, Kelle u. A. uns von jenen Dichtern der Vorzeit geliefert haben, wenn auch unter sich von verschiedenem Charakter und Werth, dazu gedient, die letzteren in weitere Kreise des Volkes einzuführen, wie sie denn ausserdem in neueren deutschen Lehrbüchern kirchengeschichtlichen und literarhistorischen Inhalts berücksichtigt worden sind, und selbst in verbreiteten Lesebüchern für Schulen die ihnen gebührende Stelle eingenommen haben.

Bei diesem ganzen ruhmwürdigen Streben ist indessen, was die zu Grunde liegende Anschauung betrifft, eine gewisse Einseitigkeit des Urtheils nicht zu verkennen. Unleugbar sind nämlich als die Vorgänger und Vorbilder der altdeutschen Dichter die angelsächsischen anzusehen; ja, man versteht die Ersteren garnicht, wenn man sich mit den Letzteren nicht zuvor bekannt gemacht hat. Diese Wahrheit wird indessen nicht in dem Masse anerkannt und zur Geltung gebracht, wie es sein sollte.

In deutschen theologischen Kreisen ist der Kaedmon selbst dem Namen nach kaum bekannt. Die umfängliche Real-Encyklopädie Herzog's hat einer so hervorragenden Erscheinung erst nachträglich in den Supplementen (XIX, S. 303—6) einen Artikel gewidmet; und der deutsche Uebersetzer meiner „heiligen Birgitta" sah sich veranlasst, in einer

---

sie und prosa aus dem VIII.—XII. jahrhundert. Berlin 1863. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe 1873.

[1]) C. W. M. Grein, Die Quellen des Heliand. E. Windisch, Der Heliand und seine Quellen, 1868. A. C. F. Vilmar, Deutsche altertümer im Heliand.

hinzugefügten Anmerkung eine nothdürftige Auskunft über jenen Sänger hinzuzufügen.[1]) Zum Theil ist die Schuld dieser Unbekanntschaft auf die Engländer zurückzuführen, deren Gelehrte selbst ihn sowenig, wie die übrigen Angelsachsen, zu schätzen wissen — zum Theil, sage ich, nicht aber ausschliesslich. Ist doch dem so begabten deutschen Volke, dem zahlreichsten der germanischen Stämme, eine Schwäche nicht abzusprechen: der Mangel an offenem Blicke für die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten der verwandten Stämme.

Ein Blick in die „deutsche Grammatik" des Meisters aller Germanisten, J. Grimm, beweist uns, wie ihm das Englische, das Angelsächsische, das Holländische, das Altnordische, ebenso die neueren nordischen Sprachen, lediglich als Unterabtheilungen des „Deutschen" gelten. Und in demselben Lichte, in welchem Grimm die verschiedenen Sprachen nach ihren Charakteren und Formationen betrachtet, erscheinen ihm und der ganzen germanistischen Schule auch die Literaturen sämmtlicher germanischen Völker. Diese alle sollen durchaus nichts weiter vorstellen, als nur Unterabtheilungen der deutschen Literatur. Das gilt also auch von der altnordischen, gleichfalls von der angelsächsischen (altenglischen) Literatur, welche letztere übrigens unter den deutschen Gelehrten einer besonderen Anerkennung geniesst.

Ein solches Verfahren entspricht indess gerade nicht der Regel: Suum cuique. Ebenso wenig dürfte dieses der Weg ein, welcher zu einem richtigen Verständnisse der altgermanischen Dichtung führt. —

Die älteste nordische Literatur, welche in andern Beziehungen so reichhaltig ist, enthält indess eben nicht viele episch-christliche Dichtungen; daher sich denn nur Wenige mit dieser Gattung insbesondere beschäftigt haben. Nur gelegentlich kommen einige hierauf bezüglichen Leistungen an den

[1]) St. Birgitta, die nordische Prophetin und Ordensstifterin. Ein Lebens- und Zeitbild aus den XIV. Jahrhundert. Von Dr. th. Frederik Hammerich. Deutsche autorisirte Ausg. v. Al. Michelsen, Pred. Mit dem Bilde der hl. Birgitta. Gotha 1872.

Tag. Vorzügliche Auszeichnung aber verdient in dieser Hinsicht unter den Forschern nordischer Alterthümer Einer, nämlich Professor Stephens.[1]) Niemand kennt jene alte Zeit besser, als er. Mit ebenso vieler Ausdauer als Lust und Liebe hat er auf unsrem Gebiete gearbeitet, und gar manches Neue ans Licht gefördert.

Soweit sind denn bisher die Forschungen gediehen, durch welche unser Gegenstand sein Licht empfängt. Während der letzten vierzig Jahre ist eine Ausbeute gewonnen worden, von welcher man früher keine Ahnung hatte. Und wie Vieles immerhin noch zu thun übrig ist: jedenfalls ist schon das Gewonnene von unschätzbarem Werthe für die Geschichte des geistigen Lebens im germanischen Norden.

Haben wir also den episch-christlichen „Altgesang" (Oldquad, d. h. Poesie der Urzeit) bei den germanischen Völkern zum Gegenstande der gegenwärtigen Untersuchungen ausersehen: so müssen wir besondern Nachdruck legen sowohl auf die Bezeichnung des Christlichen, als auf die des Altgesanges. Hierbei haben wir solche Dichtungen, und keine andern als nur diejenigen ins Auge gefasst, welche in die Zeit des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum fallen. Gleich allen wahrhaften Anfangszeiten (origines) in der Welt des Geistes, hatte auch diese Zeit eine sehr tief eingreifende und sich weit erstreckende Bedeutung. Die hier in Betracht kommenden Dichtungen werden uns, in Folge des innigen Zusammenhanges zwischen Geist und Form, welcher überall und immer stattfindet, zugleich auch die charakteristische Erscheinung zeigen, dass die alte Versart, nämlich der Stabreim, sich gleicherweise bei allen drei germanischen Völkern erhalten hat.

[1]) Von Geburt ein Engländer, hat St. seine Jugend in Schweden, seine übrigen Lebensjahre aber bisher in Kopenhagen zugebracht, wo er als Professor der englischen Sprache und Literatur fungirt. Eine Reihe von Schriften, in englischer, schwedischer, dänischer Sprache abgefasst, bezeugt seine hervorragende Bedeutung als Alterthumsforscher.

Der Endreim, welcher freilich dem frühesten Alterthume durchaus nicht völlig fremd ist,[1]) vielmehr sogar in der Völvespaa (Voluspa), also der Edda vorkommt, tritt dennoch seine eigentliche Herrschaft erst unter der Einwirkung des Christenthums an, besonders mit dem vollen Durchbruche des Mittelalters. So konnte sich dem ursprünglich deutschen Stabreime bald die Bedeutung einer gewissen heidnischen Art anhängen.[2]) Gedichte mit Endreimen werden wir daher nur ausnahmsweise in unsre Untersuchung hereinzuziehen haben. Uebrigens wird sich hierbei die geschichtliche Thatsache herausstellen, dass jene Dichtungsart, die noch die Form und den Charakter der Urzeit beibehalten hatte, zwar im Verlaufe der Zeit verstummte, aber keineswegs zur selben Zeit bei den verschiedenen germanischen Volksstämmen, dass vielmehr in Deutschland diess weit früher der Fall gewesen ist, als in England und im skandinavischen Norden. In Deutschland ist nämlich die lateinisch-christliche Cultur am schnellsten zur Herrschaft gekommen.

Indem wir aber den Ausdruck: Altgesang, alte Dichtung, gebrauchen, so verstehen wir „Gesang" in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes, so dass wir nicht allein die kirchliche Legende, sondern auch jede in ungebundenem Stile abgefasste Schrift von unsrer Betrachtung ausschliessen. Bei der Bezeichnung des „Epischen" denken wir übrigens, ausser an die eigentlich erzählende Poesie, zugleich an die lyrisch-epische, und wünschen die Aufmerksamkeit des Lesers auch in dieser Richtung in Anspruch zu nehmen. Nur das eigentlich oder rein Lyrische, das geistliche Lied, wird nicht zur Sprache kommen.

---

[1]) J. Grimm und A. Schmeller, Latein. Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts S. XXIII. W. Grimm, Zur Geschichte des Reims (Schriften der Berliner Akad. d. Wiss. Histor.-philol. Abth. 1851. J. Kelle, Otfrids Evangelienbuch. Einleit. I, 87 ff. R. C. Rask, Grammar of the Anglosaxon Tongue, translated by Thorpe, p. 139 ff. Wir benutzen nur diese, vom Verfasser selbst anerkannte und vermehrte, engl. Ausgabe.

[2]) J. Grimm, Deutsche mythologie. 2. Ausg. I, 9.

Das Epische aber ist aus dem Grunde zum Gegenstande gewählt, weil dasselbe auf diesem Gebiete, wie überall, wo die Literatur eines Volkes ihren natürlichen Entwickelungsgang genommen, die älteste aller Dichtungsarten gewesen ist. Und entfaltet gerade das Epos eines Volkes schon frühe eine gewisse Fülle, so dient Dieses als günstiges Vorzeichen für die künftige Entwickelung. Ausserdem gehört eben das Epos derjenigen Culturstufe, auf welcher damals die Germanen standen, vorzugsweise an. Mit seinen breiten Schilderungen der Zeit und der Zustände gewährt es uns den klarsten Einblick in das äussere und innere Volksleben.

Als germanische Völker — ein Name, für welchen der grosse dänische Forscher Rask in Norden den der gotischen zur Geltung gebracht hat, — bezeichnet man die Engländer, die Deutschen und die Nordländer.

Das Erste, was die uns vorliegende Aufgabe zu erfordern scheint, ist ein Ueberblick über das Gebiet der ältesten christlichen Dichtung, verbunden mit einer charakteristischen Auswahl von Probestücken. Nachdem auf diesem Wege einige Bekanntschaft mit jener Poesie und ihren Eigenthümlichkeiten und zugleich ein lebendiger Eindruck von ihr gewonnen ist, möge eine Vergleichung folgen zwischen dem Epos der Germanen und den entsprechenden Dichtungen aus der Urzeit andrer christlichen Volksstämme, besonders aber auch eine eingehendere Prüfung der den Ersteren eigenthümlichen Anschauung vom Christenthume, sowie ein Blick auf die Bedeutung derselben in culturgeschichtlicher Hinsicht.

Wären nun die Sprachen, welche jene Dichtungen reden, in weiteren Kreisen bekannt, so würde der erstgenannte Theil unsrer Arbeit keine sonderliche Schwierigkeit haben. Nun aber verhält sich die Sache anders. Die Proben dürfen nicht bloss in ihrer ursprünglichen Gestalt, müssen vielmehr in Uebersetzungen vorgelegt werden. Und so Anerkennenswerthes in dieser Hinsicht bisher auch schon geleistet worden ist — und Dieses wird hier die dankbarste Benutzung finden —: so genügten doch diese Vorarbeiten nicht durchweg den Her-

ausgebern, dem deutschen sowenig wie vor ihm dem dänischen, und entsprachen nur theilweise dem Wunsche derselben, dass das Mitgetheilte durch Deutlichkeit, durch Volksthümlichkeit, durch poetischen Schwung und Farbe möglichst geeignet sei, den Eindruck des Originals hervorzubringen. In vielen Fällen sah sich auch der deutsche Bearbeiter bei dem Versuche der Uebertragung ganz auf sich selbst verwiesen, zumal da, wo seines Wissens Niemand ihm bisher vorgearbeitet hatte.[1])

Besonders mühevoll wurden die Verdeutschungen des Angelsächsischen. Die Handschriften sind hier unzuverlässig, reich an Lücken, daher halb unverständlich und mitunter, des herzustellenden Zusammenhanges wegen, kleiner Ergänzungen bedürftig. Dazu ist ihr Versbau durchweg, wie in den altnordischen Gesängen, der früheste, volksthümlichste, der „Zeilreim", das „Altmass", der „Spruchvers" (fornyrdalag). Die späteren Künsteleien der Hofsänger waren ihnen glücklicherweise fremd.

Die stark entwickelte Formenlehre der Sprache, ihr Reichthum an Endungen in Declination und Conjugation, erlaubt eine Versetzung, eine Freiheit in der Stellung der einzelnen Worte, welche von der Alltagssprache weit abweicht. Sie besitzt eine nachdrückliche Kürze, lässt den Artikel und die kleinen Verbindungswörter gewöhnlich ausfallen, wodurch freilich der Sinn manchmal zweifelhaft wird. An Knappheit des Ausdruckes überbietet die angelsächsische Poesie sogar die altnordische. Man begegnet einer Menge veralteter, sonst gar nicht mehr vorkommender Wörter, wodurch der Wortreichthum der poetischen Sprache sich noch vergrössert. Diese lässt Parallelismen und Wortzusammensetzungen zu, welche uns mitunter gesucht oder schwerfällig erscheinen mögen. Der alte Skalde kommt, wie jeder Naturdichter, gern wieder auf das ihm vorzugsweise Bedeutende zurück, wiederholt sich

---

[1]) B. Thorpe, Analecta Anglosaxonica, L. F. Klipstein, Analecta Anglo-Saxonica. K. Müllenhoff und W. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch — diese Bücher liegen dem hier ins Auge gefassten Plane fern.

also, kann in solchen Fällen wohl etwas breit werden. Denn wohl verträgt es sich, dass er in Einer Hinsicht knapp, gedrungen ist, und in einer andren sich wieder gehen lässt.

An manchen Stellen hat man besondere Mühe, die stehende Bildersprache, welche diesen Gesängen mit jeder epischen Dichtung gemeinsam ist, angemessen wiederzugeben. Sie erinnert an die charakteristischen Bilder, welche wir aus der heidnischen Edda kennen. Einige Beispiele mögen diese Bemerkung erläutern.

Der König heisst (und zwar je in Einem Worte) Schirm der Panzerkempen, Berger oder Spender des Schatzes, Herr der Ringe, der Goldringe, oder Goldfreund, Spender des Silbers, Ringgeber der Helden. Das Meer heisst Gefionsfluth, Oegers (Aegirs) Ströme, Bade- (Taucher-) strasse, Weg des Hvalrosses, Weg der Möwe, des Schwans, des Fisches Bad, des Hvalrosses Erbgut. Das Schiff heisst das Meer- oder Sundhaus, Gefjons Haus, oder der Meeresvogel, Meeresbaumwald, Wellenhengst, das Seeross. Die Kempen werden öfter bezeichnet als Hilda's (der Kriegsgöttin) Helden, Schwertwölfe, und der Mann meistens Held, Degen, Wäringer, der geschleuderte Spiess aber der Adler der Hilda. Die Sonne wird die Gottesflamme, die Perle der Herrlichkeit, der Tagesschild, die Himmelskerze genannt. Das Weib heisst „Dyse" (= Nymphe, Schwester, Frau, in der Edda), die Seele „Wächterin des Beinhauses", der Leib aber „der Seele Wohnhaus" u. s. w.[1])

Häufig ist die Wurzel des Bildes eine heidnische, wie Oeger, Gefjon, Hel, Hilda, Norne (im Altdeutschen Wyrd), Dys, eine Bildersprache, welche unserm Ohre im Ganzen etwas fremdartig klingen muss, wogegen die vonder dichterischen Phantasie freigewählten, weniger stereotypen Bilder unssofort zusagen.

An Uebersetzungen fehlt es allerdings nicht, und sie gewähren zum Wortverständnisse vielfache Hülfe. Deutsche wie englische, schwedische wie dänische sind vorhanden, die meisten in Prosa. Jedoch hat Grein eine Uebersetzung

*1) J. Grimm, Andreas und Elene. XXV ff. Sv. Grundtvig, Afhandlingen i Hist. Tidskrift. 4. Serie. I, 86 ff.

in Stabreimen geliefert, gewiss eine von unsäglichem Fleisse zeugende Arbeit, ein wahres philologisches Kunststück. Dichterischen Schwung lässt sie indess vermissen, wie er denn selber sich bescheidet, „keine Verse im modernen Sinne bilden zu wollen"; sie ist vielmehr meistentheils gar steif und holpericht. Er liebt schwerfällige, selbsterfundene Wortzusammensetzungen, und überladet mit ihnen seine Uebersetzung, während das Original viel geschmackvoller lautet und in jener Beziehung bei weitem mehr Mass hält. Es finden sich Worte, wie „Angstgrausschrecken, Hochfluthdurchsegler, Siegruhmwalter, theuermuthig, hochsinnberümt, brustfroh." Ueberdiess giebt Grein nicht immer die Anklänge an die heidnische Sage wieder; namentlich aber verfährt er in Betreff des Versbaus sehr willkürlich, und beobachtet im Allgemeinen wenig gerade diejenigen Gesetze desselben, die seinen Wohllaut bedingen.

Grundtvig's dänische Uebertragung angelsächsischer Poesien ist vielmehr eine Umdichtung, eine freie Verpflanzung ins Dänische, wie er selber sein Unternehmen bezeichnet hat. Eine originale Natur, wie die seine, kann füglich nicht Schildknappendienste für Andere leisten. Unter sämmtlichen Uebersetzungen sind uns die von dem Engländer Thorpe am brauchbarsten erschienen, während wir denen von Grimm, Kannegiesser, Simrock, u. A. ihren Werth lassen.

Das Versmass ist das älteste, welches uns aus der Poesie des Nordens bekannt ist. Von neuerer, mehr entwickelter Metrik findet sich hier keine Spur.[1]) Rask[2]) freilich glaubt, in den besonders bei Kaedmon häufig vorkommenden, sehr langen Versen — vier Fuss in der Zeile, anstatt zwei — eine solche Entwicklung entdeckt zu haben; er meint, diese ge-

[1]) Ueber das altnordische Versmass s. J. Olafsen, Ueber die alte Dichtkunst des Nordens. R. K. Rask, Anleitung zur Kenntniss der isländischen Sprache. S. 211 ff. (beide dänisch), ferner über das angelsächsische, E. Rask, Grammar of the Anglosaxon Tongue p. 135 ff. J. J. Conybeare, Illustrations of Anglosaxon Poëtry; die Einleitung: über das Metrum. Eine seltsame Behauptung, dass Kaedmons Verse eigentlich fünffüssige Jamben seien, findet sich bei W. H. F. Bosanquet, The fall of man of Caedmon. IX ff.

[2]) Grammar p. 158 ff.

hören zu der sechszeiligen alten Versart (fornyrdalag), gleich dem Versmasse des Hava - Mal (Odins Hoheslied in der Edda). Irgend eine feste Regel, welche von der allgemeinen des alten Spruchverses sich wesentlich unterschiede, vermögen wir auch in diesen christl. Dichtungen nicht ausfindig zu machen. Ihnen allen sind die drei Reimstäbe in zwei Zeilen gemeinsam. Eine Strophenentheilung scheint nicht stattgefunden zu haben; auch in unsern Edda-Gesängen fehlt durchweg die regelrechte Strophe.

Der altenglische Vers ist um Vieles freier gebaut, als der altnordische, also zwar weniger regelrecht, dafür aber auch weniger einförmig. Dort finden sich häufig Wörtchen zwischeneingefügt, welchen man den Namen des Satzfüllers (Maalfyldning) beigelegt hat, Wörtchen, welche also in die zwei Versfüsse der Zeile nicht ein- noch aufgehen. Der Haupt-Stabreim (unterschieden von den zwei Beistäben) steht nicht immer im ersten Fusse der zweiten Zeile; und öfter kommen anstatt der drei Reimstäbe nur zwei vor. Im Altnordischen dürfen die zwei zusammenhängenden Verszeilen niemals zu verschiedenen Sätzen gehören: im Angelsächsischen ist das Entgegengesetzte vielfach der Fall. Hier mag immerhin die Satztheilung die zwei metrisch zusammengehörigen Zeilen trennen; nur darf nicht in der Mitte der Zeile ein neuer Satz beginnen. Endreime kommen hin und wieder wie unabsichtlich vor, wie solche wohl auch in den ältesten Liedern des heidnischen Nordens uns aufstossen.

Was hier gesagt ist von den altenglischen Versen, dasselbe gilt zum Theil auch von den altdeutschen, aber auch nur zum Theil.[1]) Die Wörter werden hier nicht so häufig von der Stelle, welche ihnen in der täglichen Rede zukommt, fortgerückt; die Wortzusammensetzungen sind seltener; die Sprache des alten Dichters, die ganze Ausdrucks-

[1]) Ueber das deutsche Versmass s. K. Lachmann, Ueber Singen und Sagen, in den Schriften der Berliner Akad. d. Wissensch. 1833; Derselbe: Ueber das Hildebrandslied, S. 123 ff. J. Grimm und A. Schmeller, Lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts (Einleitung).

weise ist einfacher. Von stehenden Bildern kommen nicht so garviele, jedoch etliche vor. So heisst Christus Gottes Friedenskind, Landeswart, Volkskönig; der König heisst der Ringespender, die Jünger Degen (thegon, streitbarer Mann, auch Jüngling, Diener), die Jungfrauen Dirnen (thiorna). Auch Gefjon, Hel und die Norne (Wurd) sind nicht vergessen.

Die Spuren eines Strophenbaus, welche man hier entdeckt haben will, dürften etwas unsicher sein.[1]) — Nicht selten trifft man vierfüssige Verse statt der zweifüssigen. Im „Heliand" findet sich eine strenge Beobachtung des Versmasses im Ganzen noch weit weniger, als in der angelsächsischen Dichtung; die s. g. Maalfyldning überwiegend, so dass gar nicht selten der Vers wie gewöhnliche Rede klingt. Vielleicht, ja, wahrscheinlich, muss diese Erscheinung auf spätere Einschiebungen und Aenderungen zurückgeführt werden.

In den vorzulegenden Uebersetzungen aus dem Altenglischen und Altdeutschen wird man hier und dort denselben Freiheiten begegnen, welche sich in den genannten Sprachen selbst schon frühe eingebürgert haben. Jedoch mit möglichster Einschränkung, namentlich in Betreff jener „Versfüllungen", wie auch in der Hinsicht, dass ein neuer Hauptsatz immer, soweit irgend thunlich, nur an der ihm zukommenden Stelle, d. h. innerhalb der beiden zusammenhängenden Verszeilen anhebt. Ziemlich oft wird der Vers einen anapästischen Aufschwung bekommen, welcher jedenfalls der Einförmigkeit wehrt. Uebrigens ist man der strengeren Formen und Masse des alten Nordens ja auch in Deutschland schon ziemlich gewohnt geworden, so dass allzu häufige Abweichungen und Ausnahmen manches Ohr beleidigen möchten. Aus Rücksicht auf die gegenwärtige Geschmacksrichtung, ist besonders die Verschleppung eines Satzes aus einem Zeilenpaare in das andere (enjambement) möglichst vermieden.

---

[1]) Lachmann, Ueber Singen und Sagen a. a. O. S. 4 hält den Nachweis von Strophen nicht für unmöglich. Einen nicht gerade glücklichen Versuch eines solchen Nachweises s. in Haupt's Zeitschrift für deutsches alterthum. III, 447 ff.

Die eigenthümliche Redeweise der alten Sänger haben wir uns bemüht wiederzugeben, also namentlich auch die Anklänge an das frühere Heidenthum in Benennungen und Vorstellungen, die alterthümlichen Worte, das Volksthümliche, den Parallelismus, theilweise auch die Breite der Schilderungen. Die Tonart der alten Zeit muss jedenfalls durchklingen.

Nicht wenige der dichterischen Stücke, besonders bei Kaedmon und auch im Heliand, geben sich als Volksdichtungen zu erkennen, und zwar schon in ihrem Satzbaue. Die Sätze ziehen sich nämlich öfter sehr in die Länge, gerade wie dieses dem Erzähler im Volke zu begegnen pflegt, was aber alsdann, wenn die Lieder gesungen oder mit lauter, feierlicher Stimme vorgetragen werden, dem Verständnisse eben keinen Eintrag thut. In der Uebersetzung aber dürfen solche Sätze doch kaum ganz unverändert bleiben. In manchen Fällen hat daher der Uebersetzer den langen Satz aufgelöst in mehrere kürzere. Mitunter ist auch, soweit es nämlich ohne Nachtheil für den Gedanken zulässig schien, ein einzelnes Wort, oder selbst ein Vers ausgelassen worden; hin und wieder sind dem Verständnisse zu Liebe einzelne Verse umgesetzt.

Die Uebersetzung hat freilich die Aufgabe, treu zu sein und sich dem Originale möglichst nahe anzuschmiegen. Dieses buchstäblich, Wort für Wort wiederzugeben, ist indessen eine Unmöglichkeit. Vor Allem kommt es bei dem vorliegenden Unternehmen darauf an, dass derselbe Geist, welcher einst aus jenen Dichtungen zu den Kindern einer andren Zeit redete, noch heute die Leser und Hörer anwehe, und dass auch unter dem neuen Gewande ihr ursprünglicher Charakter sich nicht verleugne. Wieweit die viele auf den Gegenstand verwandte Mühe dieses Ziel erreicht habe, darüber mögen Andere urtheilen.

Der Raumersparniss wegen haben wir darauf verzichtet, den Grundtext überall zugleich mit der Uebersetzung vorzulegen. So werden wir uns denn begnügen, ein- oder zweimal bei jedem der Hauptsänger, von welchen Proben ihrer Dichtung mitgetheilt werden, auch das Original daneben zu stellen.

Altchristliche Dichtungen
der
Angelsachsen. [1])

Die Ersten, welche den germanischen Hoch- und Lobgesang anstimmten, mögen wohl die Mösogothen, (die Gothi minores, welche beim Weiterzuge jenes gewaltigen Völkerstromes in Mösien, am Fusse des Hämus zurückblieben, und welchen Bischof Ulfila insbesondere angehörte), und ihre sämmtlichen Stammesgenossen im südlichen Europa gewesen sein. Sie waren aber, nach Allem, was wir von ihnen wissen, in vorzüglichem Masse dichterisch angelegt und begabt. Als Volk sind sie indess bald untergegangen; und verklungen sind die Lieder, welche sie einst in ihren Kirchen, Denkmäler eines eigenthümlichen Baustiles, sangen. Nur aus ihres Ulfila Bibelübersetzung, d. h. den werthvollen Ueberresten derselben, aus ihrer klangvollen Sprache, tönt ihr hochpoetischer Sinn, zugleich mit dem ihnen ganz geläufigen Stabreime, in unser Ohr. Keineswegs zwar als Vers gedacht und beabsichtigt, klingt es doch gleich einem Verse, wenn der gothische Bischof die Worte des Evang. Marc. 7, 35: „Alsobald thaten sich seine Ohren auf, und das Band seiner Zunge ward los, und redete recht", also ausdrückt:

usluknodedun imma hliumans,
jah andbundnoda bandi tuggons is,
jah rodida raihtaba;

[1]) „Angelsächsisch" und „altenglisch", beide Bezeichnungen werden in dieser Schrift, wie auch anderswo, gleichbedeutend gebraucht. Die letztere scheint im Sprachgebrauche die erstere verdrängen zu sollen.

oder 8, 22: „und sie brachten zu ihm einen Blinden, und baten ihn," übersetzt:

jah berun du imman blindan,
jah bedun ina;

oder Matth. 8, 17 die Worte des Jesaias: „dieser nahm unsere Schwachheiten auf sich, und trug unsere Seuchen," wiedergiebt:

sa unmahtins unsaros usnam,
jah sauhtins usbar. [1])

Bald ist es förmliche Alliteration, oder eine Art von Reim, bald die Hebung und Senkung der Vocale, bald die Zusammenstellung besonders kraft- und klangvoller Wörter, worin die Sprache Ulfila's und seines Volkes ihre Schönheit entfaltet. Die gothische Kirche, welche ein selbständiges Leben besass, hat gewiss auch christliche Poesieen verschiedener Art erzeugt, deren Verlust sehr zu beklagen ist.

Kädmon und seine Dichtungen.

Auf die Mösogothen folgen die Angelsachsen. Im nördlichsten Theile Englands lag Northumberland, dessen Mundart heute noch den nordischen Sprachen näher steht, als das Altenglische und das Englische, wie weiter südwärts geredet wird. Und das angrenzende südliche Schottland, mit Einschluss von Edinburgh, gehörte damals zum Königreiche England.

Im J. 655, also etwa zwanzig Jahre, nachdem das Christenthum zuerst seinen Fuss in jene Gegenden gesetzt hatte, wurde ein Kloster gestiftet für Mönche und Nonnen, genannt Streaneshalch, an der Stelle, wo später der bedeutende Marktflecken Whitby entstanden ist. Es lag in der Graf-

[1]) W. Krafft, Die Anfänge der chr. Kirche bei den germanischen Völkern. I, 264 f.: Ulfila hat es mit wahrer Meisterschaft verstanden, den grossen Wohlklang und die Anmuth der gothischen Sprache recht hervortreten zu lassen.

schaft York, nahe dem deutschen Meere, also südlich der gegenwärtigen englisch-schottischen Grenze. Die Aebtissin war Hilda, eine hochangesehene würdige Frau aus königlichem Blute.

Eines Tages führte der Schulze eines der benachbarten Dörfer einen Hirten nach jenem Kloster. Es war ein schlichter und ungelehrter, schon bejahrter Mann aus dem Volke, Namens Kädmon (Kädmon);[1]) und er erzählte von sich selber Folgendes:

Mehr als einmal sei es ihm widerfahren, dass er missmuthig von einer Gilde (einem Gelage, einer Gesellschaft) nach Hause kam. Denn nach Landes Sitte sei dort die Harfe unter den Gästen umgegangen, und Jeder habe seinen Gesang anstimmen sollen. Darauf habe er sich aber nicht verstanden. Neulich sei es ihm nun wiederum so ergangen: da habe er sich in seinem Verdrusse heimlich vom Tische fortgeschlichen, und habe sich in den Stall verfügt, in welchem er jene ganze Nacht hindurch des Viehes zu hüten hatte.

Und hier habe er einen Traum gehabt. Jemand stand vor ihm und sprach: „Kädmon, singe mir Etwas!“ — „Das kann ich nicht,“ antwortete er; „darum verliess ich ja eben die Gilde und ging meines Weges.“ — „Ei, sprach der Andere; und dennoch wirst du vor meinen Ohren hier singen!“ — „Und was sollte denn dieses sein?“ fragte Kädmon. „Singe von der Schöpfung!“ lautete die Antwort. Und Kädmon that also. Jetzt habe er singen können.

Er sei erwacht; seinen Lobgesang aber habe er nicht vergessen. Nein, des Morgens habe er sogar noch mehrere Verse dazu dichten können, und das in demselben Geiste. Und er stimmte vor Hilda und den Brüdern, welche sie zusammenrief, seinen Gesang an.

Wir haben noch dieses Loblied, das älteste in gothischer Zunge, das uns noch erhalten ist. König Alfred der

---

[1]) Nach northumberländischer Mundart: Cadmon, wie auf dem später zu erwähnenden alten Steindenkmale noch heute zu lesen ist.

Grosse hat es in seiner Uebersetzung der englischen Kirchengeschichte Beda's mitgetheilt. Es gleicht einigermaassen dem Eingange zu Kädmon's grosser Dichtung über die Schöpfung und den Sündenfall, ohne jedoch mit ihm identisch zu sein. Die ersten Zeilen lauten folgendermassen:

Nu scylun hergan	Erhöhet herzlich
hefaen-ricaes uard,	Des Himmelreichs König!
metudäs maecti	Des Waltenden Wunder,
end his mod-gidanc.[1])	Seiner Weisheit Rath!

Die Brüder, welche horchend umherstanden, stutzten. Sie wollten ihn aber auf weitere Proben stellen, legten ihm daher verschiedene Aufgaben vor, erzählten ihm das Eine und das Andere aus der heiligen Geschichte, und hiessen ihn Solches sofort in einem Liede besingen. Und jedes Mal mussten sie sich aufs Neue über seine Sängergabe verwundern, so dass er bald in jenem Kloster ein gern gesehener Gast ward.

Zuletzt wurde er auf Frau Hilda's Rath als Laienbruder aufgenommen. Lesen hat er indess vielleicht nie gelernt. Beda, welcher es von Augenzeugen gehört haben mag, berichtet von Kaedmon nur soviel: Dieser habe allem, was Andere erzählten, aufmerksam zugehört, und das Gehörte in Gedichten wiedergegeben, von denen Alle hingerissen wurden. Er

[1]) Nach der ältesten schriftlichen Aufzeichnung abgedruckt in Stephens' Old-Northern Runic-Monuments II, 435. Man findet die ersten Verse — nach K. Alfreds Mittheilung — auch in Thorpe's Vorrede zu seiner Ausgabe des Kädmon, ausserdem in Klipstein, Analecta Anglosax. II, 345. Die Differenz zwischen diesem ersten Liede Kädmons und dem Eingange seiner Genesis (d. h. dichterischen Paraphrase des 1. Buches Mose) hat schon Hickes und nach ihm Andere dahin geführt, seine Autorschaft der Genesis in Zweifel zu ziehen. Thorpe (Kädmon's metrical paraphrase IX) widerlegt solche Zweifel, indem er nachweist, dass die von Alfred angeführten Verse nichts seien, als der poetische Ausdruck für die von Beda in Prosa angeführten Worte. Muss man nicht vielmehr sagen: Alfred giebt uns wirklich Kädmon's erste Verse; diese sind aber von Kädmon selbst im Anfange seiner Genesis umgearbeitet. Schon Beda erwähnt ja ausdrücklich das von Kädmon an jenem Morgen Hinzugedichtete.

lebte als ein frommer Mönch, Vielen zum Segen, ernsthaft der Erfüllung seiner Pflichten hingegeben, dabei allezeit fröhlich in seinem Gotte, auch den Scherz liebend. Die grossen Gedanken und Bilder, welche in ihm aufstiegen, erfüllten und erhoben seinen Geist. Von einem sauren, trübseligen Klosterleben zeigt bei ihm sich keine Spur.

Diese seine Grundstimmung verleugnete sich sogar auf dem Sterbelager nicht. Er lag krank danieder: plötzlich hielt er mitten in einem lebhaften und geistreichen Gespräche, welches bis Mitternacht gedauert hatte, inne und fragte, ob sie die heilige Communion bereit hätten für einen Sterbenden. „Wozu denn?" fragten die Mönche, „du stirbst ja fürs Erste noch nicht, so munter, wie du da liegst und sogar eben noch mit uns gescherzt hast!" — „Bringet mir dennoch nur die letzte Speise," erwiederte er. Und sie thaten also.

Darauf fragte er, ob sie alle ihm herzlich zugethan seien in christlicher Liebe; und als sie einstimmig diese Frage bejahten, fügte er hinzu: „Ebenso, liebe Kinder, ist Gottlob auch mir ums Herz gegen alle Diener Gottes." Alsdann feierte er das heilige Abendmahl, „diese Reisekost für das ewige Leben," wie er sagte, und fragte, wann (zur Frühmette) der Lobgesang im Kloster anheben werde. „Bald," war ihre Antwort. „Gut," sagte er; „so lasst uns des Augenblickes warten." Er zeichnete sich darauf mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, legte sich zur Ruhe und erwachte hienieden nicht wieder.

So lautet Beda's „des Ehrwürdigen" treuherziger Bericht.[1]) Er war aber Kädmon's Zeitgenosse, da er nämlich 673 (also gegen zehn Jahre vor dessen vermuthlichem Sterbejahr) geboren, 735 gestorben ist, dazu gleich diesem ein Mönch, nämlich in dem benachbarten Benedictinerkloster zu

[1]) Beda, Historia ecclesiae gentis Anglorum l. IV. cap. 24. Die altenglische Kirche zählte Kädmon unter ihre Heiligen (s. Malmesbury, De gestis pontificum, in dem Werke: Rerum Anglicar. Scriptores post Bedam 154). Sein Festtag ist der 11. Februar. Vgl. G. Sandras, De carminibus anglosax. Caedmoni adjudicatis p. 31.

Wermouth, welches mit Hilda's Kloster in Verbindung stand. Beda musste von den näheren Umständen wohl unterrichtet sein, überdiess ein zuverlässiger und umsichtiger Mann.

Ein einziger Umstand in seiner Erzählung hat vielleicht Etwas angenommen von dem Geschmacke der Celle. Kädmon, so heisst es, kannte früher nicht ein einziges Lied (nil carminum aliquando); seine Sängergabe kam lediglich von oben, durch göttliche Eingebung. Völlig so dürfte aber die Sache wohl nicht zugegangen sein. Der Mann, welcher alsbald formvollendete Heldengedichte (draper) über Stoffe der heiligen Geschichte gerade so gedichtet hat, wie die Sänger der Beowulfs- und Waldereslieder [1]) die ihrigen, muss durchaus, wenn auch unabsichtlich, namentlich ohne literarische Zwecke, schon bevor er seine Skaldentaufe oder -weihe erhielt, solche Gesangsweisen seiner Seele eingeprägt haben. Die in ihm schlummernde Dichternatur liebte ohne Zweifel den Gesang; aber sein ernster Christensinn verabscheute Alles, was ans Heidenthum erinnerte. Aus diesem Grunde ging er verstimmt von den Gilden, von grossen gemischten Festversammlungen heim, im beständigen Kampfe mit sich selbst, bis endlich der Traum die inneren Gegensätze aussöhnte, und sein ihn überwältigender poetischer Genius den wahrhaft sympathischen Stoff ergriff. Auf diese Weise verstanden, wird die Geschichte eine ebenso schöne als wahre Seelengeschichte.

Die Einwendungen einiger Schriftsteller gegen das, was man die „Kädmonssage" genannt hat, [2]) können wir getrost

---

[1]) G. Stephens, Two leaves of king Walderes lay. Ueber die „Bjowulfs Drape" s. Jac. Grimm, Kleinere Schriften. IV, S. 178—186 (Recension der Grundtvigschen Uebersetzung).

[2]) K. W. Bouterwek, Cädmon, CCXXVI ff. Der ältere d'Israeli in seinen „Amenities of literature" erklärt die Erzählung für eine Erfindung von Mönchen, welche es auf Gelderwerb anlegten. Der lächerlichste aber unter den auf Kädmon bezüglichen Einfällen kommt auf Rechnung des gelehrten F. Palgrave in dem engl. Sammelwerke: Archaeologia 24, 342. Gerade wie die Juden die Genesis B'Raschidt nennen nach den ersten Worten derselben, so nenne sie der altjüdische Uebersetzer Onkelos: B'Cadmin („Am Aufgang"); und daher stamme

auf sich beruhen lassen. Jedenfalls besteht ihre starke Seite nicht gerade in dem Sinne und Verständnisse für die Entwickelung geistigen Lebens und Schaffens.

Wir fügen noch eine Bemerkung hinzu. Kädmon war schon ein älterer Mann, als er seinen Dichterberuf antrat; und dieses geschah vor dem im J. 680 erfolgten Tode der Frau Hilda.[1]) Folglich muss er ungefähr zu derselben Zeit geboren sein, in welcher das Christenthum in Northumberland zuerst erschienen ist. Kaum getaufte Angelsachsen stimmten also schon den christlichen Hochgesang an.

Wir besitzen ein Lied, welches Kädmons inneres Leben aus einer der geisterfülltesten seiner Stunden aufs Schönste abspiegelt. Früher kannte man den Sänger des Liedes nicht: jetzt aber wissen wir, dass es kein Anderer als Kädmon gewesen ist. Die nähere Begründung werden wir hier bald nachfolgen lassen. Das Lied findet sich in dem s. g. Vercelli-Buche.[2]) Inhalt der Dichtung ist ein Traumgesicht vom heiligen Kreuze. Das Wichtigste desselben geben wir im Folgenden in sinngetreuer Uebersetzung. Die altenglische Poesie ist oft eine in hohem Masse gedrängte. Anstatt unsern Lesern die mitunter sehr langgestreckten Verszeilen zu bieten, werden wir diese in kürzere, einander entsprechende auflösen.

---

nun Kädmons Name, weil er nämlich die Genesis umgedichtet habe; die geschichtliche Wirklichkeit der Person wird also für zweifelhaft erklärt. (Vgl. Herzog's Real-Encyclop. XIX, 303 ff.)

[1]) G. Stephens, Runic monuments II, 420.

[2]) Dieses ist jener merkwürdige, für die Kenntniss mehrerer Kaedmonscher Dichtungen als Quelle dienender Codex Vercellensis, welchen der berühmte Rechtsgelehrte Professor (früher Lübeck. O.-A.-Rath) Dr. F. Bluhme (Blume) in Vercelli entdeckt, und Thorpe 1834 herausgegeben hat. Vgl. Blume, Bibliotheca libror. manuscr. Italica Götting. 1834. Dieser Fund dient zugleich als interessantes Zeugniss des Verkehrs, welcher schon in sehr früher Zeit zwischen der angelsächsischen Kirche und Italien stattgefunden hat, theils durch von hier dorthin versetzte Geistliche höheren Ranges, theils durch Pilger vermittelt. Das Gedicht vom heil. Kreuze s. in Grein's Biblioth. d. Angelsächs. Poesie. II. S. 143 ff., sowie bei Stephens, Runic Monuments II, 423 ff. Al. M.

Wisst! Singen will ich
Einen sel'gen Traum.
Er ist mir genahet
In nächtiger Stund;
Die redenden Leute
Ruhten im Schlummer.

Hwæt! Ic swefna cyst
secgan wylle;
hæt me gemætte
to midre nihte,
syðþan reordberend
reste wunedon.

Mir deuchte, ich sahe
Einen seltsamen Baum
In Lüften schweben,
Vom Lichte umwoben,
Einen strahlenden Baum,
Das Gebilde schien
Uebergossen mit Golde;
Und Gemmen standen
Vier an dem Fusse,
Und fünfe droben
Am Achselgespann.
Alle Engel sahen's,

Sie, die schön erschaff'nen.
Ein Schandpfahl war's nicht,

Dran die Blicke hingen
Der heiligen Geister,
Und der Erdenpilger,
Der edelsten Wesen.
Einen solchen Siegsbaum
Sah ich Schuldbefleckter!
Ich, voll Wunden und Wehe,
Den wonnsam leuchtenden,
Sah den Baum der Glorie,
Den in Glanz gekleideten,
Den goldigprangenden,
Mit Gemmen geschmückten,

þuhte me, þæt ic gesawe
cyllicre treow
on lyft lædan,
leohte bewunden,
beama beorhtost.
Eall þæt beacen wæs
begoten mid golde;
gimmas stodon
feowere æt foldan sceatum,
swylce þær fife wæron
uppe on þam eaxle gespanne.
Beheoldon þær engel dryhtnes ealle,
fægere þurh forð-gesceaft.
Ne wæs þæt huru fracodes gealga,
ac hine þær be-heoldon
halige gastas,
men ofer moldan
and eall þeos mære gesceaft.
Syllic wæs se sige-beahm!
And ic, synnum fah,
for-wunded mid wommum,
geseah ic wuldres treow,
wædum geweorðode,
wynnum scinan,
gegyred mid golde;
gimmas hæfdon

Den wunderbar leuchtenden
Waldesbaum!

bevrigene weorðlice
wealdes treow.

Doch im Goldglanz sah ich
Greulichen Werkes Spur,
An der rechten Seite
Rinnende Tropfen Bluts,
Sah erschrocken und schaudernd
Das schwebende Bild
Die Farbe wandeln,

Hwæðre ic þurh þæt gold
on-gytan meahte
earmra ær-gewinn,
þæt hit ærest ongon
swætan on þa swiðran healfe.
Eall ic wæs mid sargum gedrefed,
forht ic wæs for þære fægran gesyhðe.

Jetzt umwallt vom Nass,
Von Streifen Blutes,
Dann strahlend in Schöne.

Geseah ic þæt fuss beacen
wendam wædum and bleom:
hwilum hit wæs mid wætan bestemed,

Ich aber lag
Lange, und weilte,
Nach des Heilands Holze
Harmvoll blickend.
Da hört' ich auf einmal
Hallende Rede.

be-swyled mid swates gange,
hwilum mid since gegyrwed.
Hwæðre ic þær licgende
lange hwile
be-heold hreow-cearig
hælendes treow;
oððæt ic ge-hyrde,
þæt hit hleoðrode;

Es sprach solche Worte
Der Waldbäume bester:

ongan þa word sprecan
wudu selesta.

Vor manchem Jahr —
Noch gemahnt's mich im Innern —
Da ward ich gefällt
In Forstes Gründen,
Von der Wurzel getrennt
Durch wüste Gesellen.

þæt wæs geara iu —
ic þæt gyta geman —
þæt ic wæ a-heawen
holtes on ende,
a-styred of stevne minum.
Genaman me þær strange feondas,

Dass zur Schau ich diente,
Schleppten Knechte mich fürder,
Stemmten die Achsel,
Steuerten bergauf,
Und festeten mich.

ge-worhton him þær to wæfersyne,
heton me heora wergas hebban,
bæron me þær beornas on eaxlum,
oððæt hie me on beorg asetton.
Ge-fæstnodon me þær feondas genoge.

Der Fürst der Menschheit,[1])
Mich zu ersteigen,
Wie strebte er muthvoll!
Nicht wider der Droste[2]) Wort
Wagt' ich, noch durfte
Mich beugen und bersten,
Beim Erbeben der Erde,

Die Feinde fällen;
Blieb fest und stille!
Der Heldenjüngling,
Der Herr, der Allmächtge,
Die Richtstatt bestieg er
Starkmuthig und ernst,
Vor der Menge Augen,
Er, der Menschheit Retter.

Geseah ic þa Frean mancynnes
efstan elne mycle,
þæ he me wolde on gestigan.
þær ic þa ne dorste
ofer Dryhtnes word
bügan oððe berstan,
da ic bifian geseah eorðan sceatas.
Ealle ic mihte feondas gefyllan,
hwæðre ic fæste stod. —
Ongyrede hine þa geong hæleð,
þæt wæs God ælmihtig,
strang-and stið-mod
gestah he on gealgan heanne,
modig on manigra gesyhðe,
þa he wolde mancyn lysan.

---

[1]) Im Original steht Frea, zur Bezeichnung Christi. Schon um jene Zeit bedeutete der Gottesname im christlichen Sprachgebrauche auch: Herr (sowie Fröja in den germanischen Sprachen auch: Frau bedeutete). Dem angelsächsischen Frea entspricht aber das altdeutsche Fro, wogegen Frohn die adjectivische Form ist (bed. herrlich), noch erhalten in dem ZW.: Frohnen, und vielen Zusammensetzungen.

[2]) Im Orig. Dryhtnes (Plur. von Dryhtne), welchem das nordische Drott entspricht, sowie das altdeutsche Drozt, das heutige Drost, s. v. a. Herzog, König, Amtmann. Hier sind die Gewaltigen zu verstehen, welche Christum zum Tode brachten.

Unter Ihm erbebt' ich!
Mich bücken aber
Und auf sie stürzen,
Stand mir nicht zu;
Trug den König, den reichen,
In Kreuzes Gestalt,
Ohne mich zu regen,
Den Regenten des Himmels!
Ward durchbohrt mit Nägeln —

Die Narben hier siehe,
Die schändlichen Beulen —
Und schweigend litt ich!

Wir beide verspottet,

Ich besprengt mit Blute
Aus seiner Seite,
Als die Seele er hingab.

Der grimmen Norne[1])
Vernahm ich gar vieles
Auf Golgatha noch:
Gott selbst, den Höchsten,
Ans Kreuz genagelt
In nächtgem Dunkel,
Des Waltenden Leichnam,

Mit Gewölk umhüllet,

Bifode ic, þa me se beorn ymbclypte;
ne dorste ic hwæðre bugan to eorðan,
feallan to foldan sceatum, —
ac ic sceolde fæste standan.
Rod wæs ic a-reared,
áhof ic ricne cyning,
heofona hlaford:
hylda me ne dorste.
þurhdrifan hi me mid deorcan næglum.
on me syndon þa dolg gesiene,
opene inwid-hlemmas:
ne dorste ic hiran ænnigum sceððan.

Bysmeredon hic unc butu ætgædere,
eall ic wæs mid blode bestemed,
be-goten of þæs guman sidan,
siððan he hæfde his gast onsended. —

Feala ic on þam beorge
ge-biden hæbbe
wraðra Wyrda:
geseah ic weruda God
þearle þenian.
þystro hæfdon
be-vrigen mid wolcnum wealdendes hræw;
scirne sciman

[1]) Das angelsächsische Wort: Wyrda findet sich wieder in dem altdeutschen Wurt, welches dem nordischen W. Norne, Schicksalsgöttin, Geschick, entspricht.

Der Sonne Schein
In Schatten versenkt,
In tiefes Schweigen,
Als die Schöpfung beweinte
Ihres Königs Tod. [1])

sceadu forðeode,
wann under wolcnum.
Weop eal gesceaft,
cwiðdon cyninges fyll.

Christ hing am Kreuze.
Da kamen von fernher
Zu dem Fürsten die Mannen,
Eiligen Schrittes.
Ich schaute Alles,
Von heissem Weh
Wund und gequälet.
Ich beugte mit Macht mich
Den Mannen zu Händen,
Demüthigen Sinnes.
Den machtvollen Gott

Hoben jetzt vom Holze
Der Hilda Männer, [2])
Von dem blutbesprengten,
Dem speerdurchbohrten, [3])

Streckten hin im Frieden
Ihn, den Erstarrten,

Crist wæs on rode.
Hwæðre þær fuse
feorran cwoman
to þam æðelinge:
ic þæt call beheold.
Sare ic wæs
mid (sorgum) gedrefed.
Hnag ic hwæðre
þam secgum to handa,
eaðmod elne mycle.
Genamon hie þær ælmihtigne God,

a-hofon hine of ðam hefian wite,
forloton me þa Hilde-rincas
standan steame bedrifenne:
eall ic wæs mid strælum forwundod.

A-ledon hie ðær limverigne,
gestodon him æt his lices heafdum,

---

[1]) Im Hintergrunde dieser dichterischen Anschauung steht der Mythus vom Balder, über dessen Tod die ganze Schöpfung geweint haben soll.

[2]) Original: Hilde-rincas, d. h. Männer, Streiter, Helden der Hilda. Letzterer Name, welcher ursprünglich eine Walkyrie, die Göttin des Krieges, bedeutet, hat allmählich ganz die Bedeutung von: Kampf, Krieg, erlangt. Hier werden unter diesen streitbaren Männern Nikodemus, Joseph von Arimathia und ihre Begleiter verstanden.

[3]) Orig.: „mid strælum-forwundod, d. h. mit Pfeilen verwundet. Auch hier sehen wir wieder den Baldermythus durchscheinen. Während Christus von einer Lanze durchbohrt wird, treffen den Balder Wurfgeschosse.

den Himmelsherrn schauend,
Wie er schlief und ruhte,
Von der Arbeit ermüdet.

Vor der Mörder Augen,
Gruben sie aus Glanzstein
Ein Grab ihm zur Ruhstatt,
Versenkten den Siegsherrn,

Sangen Klagelieder
Zur Abendstunde,
Vom Ehrenfürsten
Voll Kummers heimkehrend:
Ach, Keiner blieb bei ihm!

be-heoldon hi ðærheofenes dryhten,
and he hine ðær hwile reste,
meðe æfter ðam miclan gewinne.
Ongunnon him þa moldern wyrcan
beornas on banan gesyhðe,
curfon hie ðæt os beorhtan stane.
Ge-setton hie ðæron sigora wealdend,
ongunnom him þa sorh-leoð galan
earme on þa æfentide.
þa hie woldon eft siðian
meðe fram þam mæran þeodne;
reste he ðær mæte weorode.

Das personificirte Kreuz setzt darauf seine Erzählung fort, wie es lange in einsamer Dunkelheit gestanden und geweint habe, darnach mit den zwei andern Kreuzen vergraben sei, aber von den „Degen“ des Herrn (eine Bezeichnung der Jünger, welche in der altchristlichen Poesie sowohl der Angelsachsen wie der Deutschen häufig vorkommt) wiedergefunden worden. Endlich kam denn die Zeit der Kreuzes-Erhöhung. Es preiset selbst seine Herrlichkeit. Vor allen Bäumen hat der Herr es hoch geehrt, gerádeso wie die Maria vor allen Weibern. Das Kreuz ist jetzt in Silber und Gold gefasst worden: denn es hat ja allen Menschen den Weg des Lebens geöffnet. Es gebeut darauf dem Kädmon, „seinem trauten Helden“, alle Herrlichkeiten des Kreuzes und Ihn selber zu verkündigen, den Gekreuzigten, den zu seinem Erbe (Odel, d. i. Erbsitz) gen Himmel Aufgefahrenen, den schliesslich

zum Gerichte Wiederkehrenden, welcher der Erlöser der Welt ist.

Hiermit schliesst Kädmon. Nachdem die edelsten und mächtigsten seiner Freunde heimgegangen sind, steht auch sein ganzes Verlangen nach der Heimath. Seine einzige Freude ist jetzt der Kreuzesstamm, der Baum des Sieges, der Baum der Herrlichkeit, welcher ihn heimbringen soll zu der himmlischen Stadt', dem ewigen Abendmahl in Gottes Reiche. „Der König sei mein Freund, er, welcher am Fluchholz gelitten für der Menschen Sünden und uns das Leben gegeben hat."

Niemals hat irgend ein Dichter, weder vorher noch nachher, von der Kreuzigung eine so eigenthümliche Schilderung gegeben, wie dieser. Und in keinem aller alten Gesänge spiegelt sich deutlicher jene Zeit des grossen, geistigen Kampfes und des Uebergangs vom Heidenthume zum Christenthume. Christus ist des Menschengeschlechts (Mandhiems, der Männerheimath) „junger Held", welcher mit den Merkmalen des Gottes Frej, und Balder's des „æstsæle" (holdseligen) gezeichnet wird, eine Parallele, auf welche schon jenes Weinen aller Creatur über seinen Tod hinwies, ferner das auf ihn gezielte Wurfgeschoss, der Pfeil, welcher ihn ebenso wie Balder durchbohrt, die Nornen und Walkyrien, als Botinnen oder Werkzeuge seines Geschickes. Sein Kreuz ist der Siegesbaum, seine Jünger der Hilda Mannen, die Degen des Herrn. Und dennoch gilt er in vollem Sinne als der Christ des Glaubens und der Kirche, Gott und Mensch zugleich, zu dessen Verherrlichung alle diese aus der alten Götterlehre geschöpften Bilder dienen. Hier tritt zuerst jene göttliche Heldengestalt auf, das Bild des tapferen, mannhaften heil. Christ, sowie zugleich das Bild eines mannhaften Christenvolkes, wie die Germanen eines wie das andere vorzugsweise lieben.

Zum ersten Male und, wie man hinzusetzen darf, in Einer Beziehung in der grössten Vollkommenheit. Jedenfalls wüssten wir durchaus keine Darstellung der Kreuzesleiden

anzuführen, sei es aus einem geistlichen Liede oder aus einer andren Dichtung, welche in solchem Masse den Herrn darstellte in dem Charakter des sterbenden Helden. Unwillkürlich wird man dadurch an ein (in der Galeria Doria zu Rom befindliches), zwar kleines, aber grossartig concipirtes Bild Mich. Angelos erinnert, wo man gleichfalls den Helden und Streiter Gottes am Kreuze hangen sieht. Auch jener merkwürdige Jellingestein[1]) ist wahrscheinlich das Zeugniss einer verwandten Anschauungsweise.

Tiefes Sündenbewusstsein herrscht bei Kädmon, ohne eine Spur der Mönchscelle und ihrer bleichen Frömmigkeit. Alles athmet eine gesunde Glaubensfreudigkeit, so dass man glauben sollte, einen begeisterten Jüngling singen zu hören, nicht aber einen lebensmüden Alten, und doch ist Kädmon damals, als er das heil. Kreuz besang, gewiss schon ein hochbetagter Mann gewesen.

Und nicht allein sehen wir in dieser Dichtung die edelsten Empfindungen des natürlichen Lebens dem ewigen Leben zustreben und in dasselbe sich verklären; sondern auf dem Hintergrunde der Ewigkeit verschmilzt auch der Kreuzesbaum selbst völlig mit dem Herrn des Kreuzes, leidet mit ihm und wird endlich auch mit ihm verherrlicht. Wie meisterhaft im Eingange die Schilderung des Kreuzes! Man siehet es vor

---

[1]) Zwei Meilen von Veile in der jütischen Haide, liegt das Dorf Jellinge, einst die Residenz mehrerer dänischen Könige. Auf beiden Seiten der dortigen Kirche sieht man zwei ungewöhnlich hohe Hünengräber, über das Kirchendach hinausragend. Neben, oder auf ihnen haben vormals zwei Denksteine gestanden. Hier waren nämlich die Gräber Goom des Alten (855—939) und Thyra Danebod's, seiner sanften, edlen Gemahlin. Heute noch stehen dort die Steine, deren grösserer ein dreikantiger Granit, ist 4 Ellen hoch, 10 Ellen im Umfang, mit einer altdänischen Inschrift (Prosa, zum Theil Runen), welche von dem königl. Paare handelt. Doch ist beinahe der ganze Stein bedeckt mit einer höchst merkwürdigen Abbildung: Christus am Kreuze, mit dem alten Drachen kämpfend und umringelt von Schlangenbrut. Der kleinere der beiden Steine gilt allein der Thyra; jedoch hat man Gründe, seine Ursprünglichkeit und Echtheit anzuzweifeln.

seinen Augen schweben. Wie grossartig in seiner Einfalt erscheint dieser ganze auf Golgatha hin gerichtete Blick! Und der Redende ist der Baum selber. Wir werden bei seiner Rede wie in ein Traumleben eingewiegt; es ist aber ein Traum, welcher die ewige Wahrheit in sich trägt. Hier waltet in der That der Geist der katholischen Kirche in seiner edelsten Gestalt.

Uebrigens mochte immerhin dem Gesange wirklich ein Traumgesicht zu Grunde liegen. Warum sollte Kädmon, wenn er vielleicht gerade von der Anschauung des auf dem Altare stehenden, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Kreuzes ganz erfüllt war, nicht zuerst von diesem geträumt, nachher seinen Traum besungen haben? In seinem mystisch-romantischen Charakter, ist der Gesang ein treuer Ausdruck für den christlichen Sinn und Geist der Germanen, und kündigt im Voraus schon Etwas an, was während des Mittelalters sich in seiner ganzen Fülle entfalten sollte; aber er redet eine Sprache, welche auch der evangelische Christ wohl verstehen kann. Und diesen Gesang stimmt auch ein altes Denkmal an.

Nicht ferne von der Landschaft, in welcher Kädmon einst gelebt hat, in dem alten Nordhumberland (heutiges Tages zum südlichen Theile Schottlands gehörig), in der Grafschaft Dumfries, und ziemlich nahe der englischen Grenze, erblickt man noch heute zwischen Anhöhen und Waldungen eines der bedeutendsten und interessantesten Denkmäler aus der Urzeit Grossbritanniens: das Ruthwellkreuz. Unser Titelbild stellt es dem Leser vor Augen.[1])

Ursprünglich hat dieses Kreuz — abgesehen von der Basis und dem Capitäl — eine Höhe von zwanzig Fuss gehabt. Im Jahre 1642 stürzten die Puritaner es um. In unserm Jahrhunderte aber hat man die einzelnen Stücke desselben sorgsam zusammengesucht, das Ganze wiederhergestellt und aufgerichtet, und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft

---

[1]) Es ist dem Bilde, welches sich in Prof. Stephens „Runenwerk" findet, sorgfältig nachgebildet.

des Kirchhofes bei dem Dorfe Ruthwell. Das Denkmal ist zusammengesetzt aus zwei rothgrauen Sandsteinpfeilern, welche vor Alters in einem nahegelegenen Steinbruche gebrochen worden sind. Der ganze, neuerdings ergänzte Querarm des Kreuzes, welches gen Osten sieht, sitzet der Spitze besonders nahe. Durch die Zeit, wie durch die zerstörende Hand der Menschen, hatte das Ganze sehr gelitten. Jedenfalls bleibt es, so wie es heute dasteht, in seiner Art einzig. In welcher Veranlassung aber und zu welchem Zwecke es ursprünglich errichtet worden sei, darüber hat man bisher keinen Aufschluss bekommen können.

Das Denkmal ist ein ungewöhnlich reich ausgeschmücktes. Thiere, Vögel, Engel sind ihm eingegraben, dazu eine grosse Anzahl von Bildern aus dem Leben Jesu, namentlich auch eine Darstellung des Kreuzesleidens, welche aber beinahe völlig zerstört ist. Nach unten zu ist die Arbeit unverkennbar mit der grössten Sorgfalt ausgeführt, besonders auf der Runenseite. Längs der erhaltenen Steine findet sich nämlich, ausser lateinischen Inschriften, eine ausgedehnte Reihe von Runen, deren Buchstaben je $2^1/_2$ Zoll hoch sind. Leider hat man bisher sie nur zum Theile entziffert.

Leserlich sind inzwischen 25 Zeilen; und diese sind aus unserm Gesange von dem Kreuzestraume, jedoch kürzer und nachdrucksvoller gefasst, als wir sie in der westsächsischen Handschrift besitzen, überdiess in alter northumbrischer Mundart. Ein Abschnitt der Inschrift dient sogar dazu, eine in unsrer Handschrift vorhandene Lücke auszufüllen. Die ganze Inschrift hat, ehe ein Theil derselben leider getilgt wurde, alle Verse umfasst, welche in der oben vorgelegten Uebersetzung des Gedichtes anheben mit: „Der Heldenjüngling gegürtet — Gott war's, der Allmächtge!“ gegen das Ende.

Schon vor mehr als dreissig Jahren hat der bekannte Engländer J. Mich. Kemble die Inschrift gelesen und über sie geschrieben, nachher der deutsche Forscher, U. W. Dietrich, gleichfalls. So trat denn vor siebenzehn Jahren ein dritter Alterthumsforscher, Namens Haigh, in

England mit der Behauptung hervor: sie müsse von Kädmon herrühren. Und zuletzt hat Prof. G. Stephens 1868 mit unglaublicher Anstrengung auch die bisher noch vermisste Spitze des Kreuzes zu Tage gefördert, und auf derselben — ohne dass unsres Wissens Jemand ihm darin widersprochen hätte — Folgendes gelesen: „Cadmon mæfanoeþo", d. h. „Kadmon machte mich." Kadmon ist nämlich die echte northumbrische Form für das westsächsische Kaedmon.

Selbst in dem Falle, dass die vorstehende Entzifferung bestritten werden könnte, dürfte dennoch die Autorschaft unsers Kädmon mit Grund als gesichert gelten. Die Säule muss nämlich ungefähr gegen Ende des siebenten Jahrhunderts, also während Kädmons Lebenszeit, oder doch kurz nach seinem Ableben, errichtet worden sein. Hierauf führen uns mit Bestimmtheit der Stil des Denkmals, seine Schriftzüge, endlich die alterthümliche Sprache, welche uns Declinations- und Conjugationsformen zeigt, die in keine der uns erhaltenen Handschriften übergegangen sind.

Das Denkmal ist, wie gesagt, in derselben Gegend, in welcher Kädmon zu Hause war, aufgerichtet; ferner verräth die Inschrift einen Meister der Gesangskunst; und Beda sagt ausdrücklich,[1]) dass Kädmon schon zu seiner Zeit zwar Nachahmer gefunden, keiner derselben sich jedoch im Entferntesten mit ihm habe messen können. Lässt es sich nun wohl unter solchen Umständen auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit denken, das sman für ein so hervorragendes Denkmal die zur Inschrift bestimmte Poesie irgend einem Anderen entlehnt habe, als jenem allgemein gepriesenen Meister Northumberlands? Also auch ganz abgesehen von dem angeführten Stücke der Kreuzesinschrift, reden sämmtliche Umstände für Kädmon's Autorschaft.[2]) Zeugnisse, welche gewiss eine stär-

[1]) Beda, Hist. eccles. IV, 24.

[2]) Der Beweisgrund, welchen Stephens (Runic Monuments II, 419 f.) aus Kädmons theilweise drei- bis vierfüssigen Versen schöpfen will, erscheint als weniger stichhaltig. Ebenso lange Verse finden sich, wenn auch nicht völlig so oft, bei seinem edlen Volksgenossen Kyne-

kere Beweiskraft haben, als in den meisten Fällen diejenigen sind, mit welchen man eine Autorschaft stützt.[1])

So raget denn heute noch in dem alten Northumberland, bei Ruthwell, jenes ehrwürdige, 12hundertjährige Hochkreuz mit tiefgehauenen Runen, als Zeuge des Aufschwungs, welchen der germanische Geist in jenen Tagen nahm, da er zuerst vom Christenthume ergriffen wurde, als Wahrzeichen des Reichthums, welchen er schon damals in sich barg. Da stehen jene denkwürdigen Zeilen:

(Ahof) ic riicnae cüningc	Den König, den reichen, trug ich,
heafunæs hlafard	aller Himmel Regenten:
hælda ic (n)i darstæ.	Regen sollt' ich mich nicht!

Fände Jemand etwa an den Küsten des ägäischen Meeres ein ähnliches Denkmal mit dem Namen des Hesiodus und einem einzigen Verse dieses Dichters: welches Aufsehen würde eine solche Entdeckung in der ganzen gelehrten Welt hervorbringen! Das Ruthwell-Kreuz aber haben bis heute vielleicht die wenigsten unter den englischen, deutschen, nordischen Gelehrten auch nur erwähnen hören. In der Kenntniss unsres ursprünglichen eigenen Volksthums, der Kenntniss unsrer Väter, sind wir noch Kinder!

Bei Beda[2]) findet man eine Aufzählung sämmtlicher Gegenstände, über welche Kädmon gedichtet haben soll. Vergleichen wir sie mit Demjenigen, was in der Bodlejanischen Handschrift Oxfords und in der Ausgabe des Fr. Junius unter seinem Namen geht, so bekommen wir eine Vorstellung von dem Vielen, was im Laufe der Zeit verloren gegangen

---

vulf z. B. in dessen Krist (Thorpe, Codex Exoniensis p. 84. 85. 87), im Gutlak (das. p. 116. 125. 130), in Elene (Grimm's Ausgabe S. 68), wie auch in den gnomischen Stücken wiederholt (Thorpe, Cod. Exon. p. 333 seqq.) u. a. O., dessgleichen im „Heliand".

[1]) Der ganze übrige Bericht über das Ruthwell-Kreuz ist geschöpft aus G. Stephens, Runic Monuments II, 405 ff.

[2]) Beda, Histor. eccles. IV, 24.

sein muss. Beda nennt „tota Genesis historia", während unsre Bruchstücke mit der Opferung Isaaks schliessen; Beda nennt ferner Israels Versetzung in das heilige Land, und auch dieses Stück ist nicht mehr vorhanden.

Gesetzt auch, dass wir Kädmon's „Traum vom Kreuze" mit der von Beda angeführten „Passio", und Kädmon's s. g. „Zweites Buch" mit Beda's „Resurrectio" und der „Ascensio in coelum" identificiren dürfen: so müssen wir gleichwohl fragen: wo sind jene „multa carmina de incarnatione dominica, de spiritus sancti adventu et apostolorum doctrina, de aliis plurimis sacrae scripturae historiis et alia perplura de beneficiis et judiciis divinis" geblieben? Das Meiste ist untergegangen. Ob sich unter den geistlichen Liedern, welche zu jener Zeit im Gottesdienste gebraucht wurden, auch die eine und andere Dichtung Kädmons befand, muss dahin gestellt bleiben; jedoch dürfen wir es als wahrscheinlich ansehen.[1])

Das Bedeutendste, was wir unter Kädmon's Namen besitzen, ist, ausser dem „Kreuzestraume", der grössere Theil seiner „Genesis", ferner ein geringes Bruchstück seines „Exodus", ein Theil des „Daniel", endlich Kädmon's s. g. „Zweites Buch", welches jetzt gemeiniglich als „Christ und Satan" aufgeführt wird, weil nämlich die Niederfahrt zur Hölle den am meisten hervortretenden Abschnitt dieses Gedichts bildet.

Aber für den weitaus grössten Theil aller dieser Gesänge steht uns nur Eine Quelle zu Gebote, eine umfangreiche mit Bildern geschmückte alte Handschrift, nämlich die Bodlejanische (so benannt nach dem von Thom. Bodley seit 1597 herstammenden wichtigen Bestandtheile, der eigentlichen Grundlage der Oxforder Bibliothek). Sie ist jedoch sehr lückenhaft und die einzelnen Stücke mitunter planlos durch einander geworfen. Die Hauptpartie des Schlusstheiles des „Daniel" ist daselbst von einer guten Hand aus dem zehnten Jahrhunderte geschrieben, wenn auch nichts weniger als fehlerfrei; und mit

[1]) In K. W. Bouterweks Caedmon I, 328 ff. sind drei solche kirchliche Gebete abgedruckt, welche schon Junius in seinem Kädmon mitgetheilt hatte.

rechter Sorgfalt ist eigentlich nur der grösste Theil der Genesis geschrieben. Kädmons „Zweites Buch" ist in einer noch mangelhafteren Gestalt auf uns gekommen; auch ist die Ueberschrift vermuthlich jüngeren Datums.[1])

Stammt denn wirklich Alles, was unter Kädmon's Namen geht, von diesem Sänger? — Wenn die gegenwärtige Gestalt gemeint ist, in welcher wir diesen literarischen Schatz besitzen, so dürfen wir die Frage gewiss nicht bejahen. Die Skalden jener Zeit haben ihre Lieder singend vorgetragen, und das Volk hat sie nachgesungen. Von Mund zu Mund gingen sie durch alle altenglischen Mundarten. Nachdem sie aber ursprünglich im northumbrischen Dialekte gesungen waren, wurden sie später niedergeschrieben im westsächsischen, der mittelalterlichen Hofsprache Süd-Englands. Und so haben sie dann durch die, oft unberufenen, Hände der Abschreiber hindurchgehen müssen. Die Sache nahm also denselben Gang, wie bei allen aus dem Mittelalter stammenden Volksliedern.

Unter solchen Umständen konnte es nicht anders sein, als dass jene Poesieen vielen Aenderungen, also auch Verunstaltungen unterlagen. Man setzte hinzu und liess hinweg. Wir können nachweisen, dass solcher Aenderungen nicht wenige gewesen sind, aber auch keineswegs geringfügige. Von dem „Gebete Asaria" besitzen wir zwei Abschriften, die eine aus der Bodlejanischen Bibliothek, die andere, sichtlich genauere, aus dem Exeter-Buche.[2]) Sie weichen vielfach von einander ab, besonders von der Mitte des Gedichtes an. Ebenso zeigen sich manche Verschiedenheiten zwischen jenem northumbrischen monumentalen Zeugnisse auf dem Hochkreuze

[1]) C. W. M. Grein, Bibliothek der angelsächsischen Poesie. I, 359—60.

[2]) Thorpe, Caedmon 233 ff. und 311 ff. Dieser reichhaltige, durch schöne Schrift wie seltne Correctheit ausgezeichnete Codex gehörte zu den Büchern, welche Bischof Leofrik (zwischen 1046 und 1073) seiner Kathedralkirche zu Exeter schenkte als „ein grosses englisches Buch von allerlei Dingen in Liedweisen gefertigt", im Jahre 1842 von K. M. Thorpe herausgegeben, mit engl. Uebersetzung, Anmerkungen und doppeltem Index.

von Ruthwell, und der südenglischen Fassung desselben Inhalts im Vercelli-Buche.[1]) Die ältere Gestalt ist, wie oben bemerkt, die kürzere, kräftigere, nachdrucksvollere, die jüngere dagegen ist länger, in der ganzen Stilart breiter. Stephens hat beide zum Behuf leichterer Vergleichung einander gegenübergestellt.[2]) Auf diese verschiedenen Redactionen des Kädmon ist man schon seit geraumer Zeit aufmerksam gewesen.

Mehrere Gelehrte sind aber weiter gegangen. „Mag auch Kädmons ureigene Arbeit zu Grunde gelegt sein" — sagen sie — „so können doch die Dichtungen in der Gestalt, wie sie heutiges Tages uns vorliegen, nicht als eigentlich Kädmonische gelten." So Hickes, der berühmte Herausgeber des „Linguarum veterum septentrionalium Thesaurus;" so namentlich auch J. Grimm, welcher die „Genesis" in's achte Jahrhundert verlegt, und meint, ihrem Sprachtone zufolge möge sie vielleicht selbst jünger sein, als die Gedichte: „Andreas" und „Elene",[3]) ferner Bouterwek, welcher für die Gedichte, welche man Kädmon zuschreibt, verschiedene Verfasser annimmt, auch, was die „Exodus" betrifft, von einem gelehrten Umarbeiter redet (auch neuerdings in Herzog's Real-Encyklopädie XIX, S. 303 ff.); zum Theil auch U. W. Dietrich, H. Ellis, J. J. Conybeare.

Thorpe[4]) hingegen bestand, ohne sich irre machen zu lassen, bis zuletzt darauf, dass wir in dem uns Ueberlieferten wesentlich noch das eigene Werk Kädmons besitzen. Und man hat gewiss Grund, diesem Forscher Recht zu geben. Alle Aenderungen, welche man als solche nachweisen kann,

---

[1]) C. W. M. Grein, Bibliothek der Angelsächsischen Poesie. II, 143 ff.

[2]) Stephens, Runic Monuments II, 421.

[3]) Hickes, Thesaurus linguar. septentrion. I, 133 ff. J. Grimm, Andreas und Elene. XLVII.

[4]) Bouterwek, Caedmon I, CXL u. a. O. Dieterich, „Zu Cädmon", in Haupt's Zeitschr. für deutsch. Alterthum B. 10, eine Abhandlung, welche sich hauptsächlich mit Textkritik abgiebt. H. Ellis, Account of Cädmons paraphrase, in seiner Archaeologia 14, 329 seqq. J. J. Conybeare, Illustrations of Anglosaxon Poëtry 183 ff. Thorpe, Caedmon VIII ff.

beziehen sich nur auf die Mundart und Form, nicht auf den eigentlichen Inhalt selbst. Ausserdem mögen Kädmon's nachgelassene Arbeiten immerhin öfter mit denen andrer Dichter vermengt worden sein, ein Geschick, dem sie durch ihre losere Form, durch die mancherlei schon in der ursprünglichen Anlage nicht fehlenden Lücken wohl mehr ausgesetzt waren, als Dieses bei Dichtungen der neueren Zeit der Fall ist, deren innerer Zusammenhang ein festerer ist (welche überdiess in viel höherem Grade von dem lesenden Publicum und der Kritik überwacht werden). Weiter zu gehen in der Skepsis, halten wir uns nicht befugt.

Kädmon's Gedichte sind meistentheils zu einer Sammlung vereinigt, welche sich als eine grosse Reimchronik bezeichnen lässt, nur dass dieses Wort in einem andren als dem gewöhnlichen Sinne zu verstehen ist. Wir haben hier nämlich nicht eine solche Reimchronik vor uns, in welcher, wie sonst gemeiniglich, der ganze Werth der Verse lediglich auf der historischen Substanz beruht, sondern vielmehr eine solche, in welcher die Historie nur als dichterisches Material behandelt ist, und das für eine ganze Reihe durchaus selbständiger, zum Theil ausgezeichneter Gesänge. Muss denn freilich mitunter, namentlich von den, als blosse Mittelglieder eingeschobenen Zwischenpartieen gesagt werden: Interdum dormitat, so ist das nichts Anderes, als was bekanntlich jedem Sänger begegnen kann. Möglich, dass in solchen Partieen das Eine und Andere auf die vorhin vermuthungsweise genannte Vermengung Kädmonischer und andrer Arbeiten zurückzuführen ist.

Die selbständigen Gesänge sind meistens von grösserem Umfange. Bei einem Naturdichter kann indess nicht die Rede sein von irgend strengerer Kunstform. Die meisten seiner Dichtungen, wenigstens in ihrem gegenwärtigen Zustande entbehren eines Einganges und Schlusses, geben sich aber dennoch jedem aufmerksameren Beobachter als wohl angelegte, selbständige Geistesprodukte zu erkennen. Hier seien nur erwähnt die Gesänge von der Schöpfung und dem Sün-

denfall, von Noah, von Abraham, vom Durchgange der Juden durch das rothe Meer. Ferner Daniel, Christ und Satan; auch Judith gehört unzweifelhaft hierher, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede sein wird. Jede dieser grösseren Poesieen löst sich aber gewissermassen wieder auf in einen in sich gegliederten Romanzenkreis.

Bisher ist ebensowenig, wie die hier berührte Frage nach der Form dieser Gesänge, auch die andere verwandte Frage nach den Quellen derselben zum Gegenstande eingehenderer Untersuchung gemacht worden. Gelegentlich hat Bouterwek, ferner der Franzose Sandras in einer eigenen kleinen Schrift[1]) auf Gregor's d. Gr. Homilieen hingewiesen, und, in Betreff des „Christ und Satan", sowie des Einganges der „Genesis", zugleich auf das „Evangelium Nicodemi",[2]) als auf die Hauptquellen unsers Kädmon. Nachher, wenn die einzelnen Gedichte zur Sprache kommen, werden wir jedesmal auch ihre wahrscheinlichen Quellen in Betracht ziehen.

Insbesondere werden wir Veranlassung finden, auf den gallischen Erzbischof Avitus, namentlich seine Dichtungen über sämmtliche den Inhalt der Genesis und Exodus bildende Geschichten, hinzuweisen. Was derselbe über den Fall des Teufels in der Kürze berichtet, auch eine Rede, die er bei der Versuchungsgeschichte dem Teufel in den Mund legt, trägt unverkennbar denselben Charakter, welcher uns aus der Poesie Kädmons entgegentritt. Ausgemacht ist, dass Avitus auch in England nicht unbekannt geblieben war, wie denn Beda ausdrücklich seinen grossen Fleiss, seinen Eifer und seine Gelehrsamkeit rühmt.[3])

[1]) Bouterwek, Cädmon I, CXXXVI, CXL ff. 317. S. G. Sandras, De carminibus anglosax. Caedmoni adjudicatis, 43. seqq.

[2]) Das Evangelium Nicodemi ist später ins Angelsächsische übersetzt worden (herausg. von E. Thwaites im Heptateuchus etc.).

[3]) Opera Bedae, per J. Heruagium III, 389 in der „Martyrologie". Ueber Avitus wird unten ausführlicher geredet werden in dem Abschnitte: „Die epischen Dichtungen bei andern Völkern".

Uebrigens kann bei einem Sänger, wie Kädmon, welcher gewiss das Meiste aus mündlicher Erzählung geschöpft hat, von Quellen im gewöhnlichen Sinne gar nicht die Rede sein. Seine Hauptquelle floss in den gangbaren Vorstellungen und Ueberlieferungen der Zeit, wie sie eben in dem Kloster Streaneshalch heimisch waren. Die heil. Schrift erwähnt er zwar an einigen Stellen;[1]) gewöhnlich aber heisst es: „So hab' ich erfragt;" „so sagen weise Männer," Bezeichnungen, welche bei ihm ohne Zweifel mehr bedeuten sollen, als eine stehende blosse Formel des epischen Vortrags.

Die Hauptpartie „von der Schöpfung und dem Sündenfalle" beruht auf der frühe aufgekommenen kirchlichen Vorstellung von einem Falle der Engel, welcher der Schöpfung der Welt vorausgegangen sein soll, und schliesst sich näher dem Gedankengange Gregor's d. Gr. an. Wahrscheinlich hat ausserdem das Evangelium des Nikodemus auf diese Dichtung eingewirkt.

Der Sänger führt uns hinab in den Abgrund, in „die schwarze Hölle, das lichtlose Gluthenreich, mit düstren Flammen und schwarzen Nebeln, feurig und dennoch stockfinster und eisig kalt." Derselben Vorstellung düster-glühender Flammen begegnet man auch bei Gregor.[2]) Dagegen weiset das andere Bild der Nebel und des aufreibenden Frostes offenbar auf eine nordische Einbildungskraft als ihre Heimath zurück, sowie auf ein Volk, dessen Väter einst an Helhjem, Nifelhjem, Naastrand glaubten. Wir treffen dieses Bild gleichfalls in dem alten „Sonnenliede", jenem höchst eigenthümlichen Anhange der älteren Edda, endlich auch in den „Offenbarungen" der heil. Birgitta.[3])

---

[1]) Z. B. Thorpe, Caedmon 68^{23}, 211^{1}, 154^{30}, gewiss auch 59^{26}.

[2]) Sandras, De carminibus etc. 51.

[3]) P. A. Munch, Den Aeldre Edda, Christiania 1847. Sólarljód, strofe 18. Des Verfassers St. Birgitta, die nordische Prophetin und Ordensstifterin. Deutsche Ausg. von Al. Michelsen, Gotha. S. 233.

Satan — so erzählt Kädmon — begehrte vor Erschaffung der übrigen Welt zu sein wie Gott, für sich selber einen Hochsitz im Himmel zu bauen, in „Gottes weiter, himmelsklarer Wohnung“ selbst, nämlich dem nördlichen Gebiete derselben.[1]) „Warum soll ich dienen? Meine Gewalt ist gross genug; und starke Helden stehen mir zu Gebote, welche mich zu ihrem Herren erkoren haben.“ — Da verlor er plötzlich seinen strahlenden Sternenglanz; und sammt allen bösen Engeln wurde er hinabgestürzt: ganze drei Tage und drei Nächte währte dieser Engelfall. „Ihre Schönheit wurde geschändet; leer standen die grossen, sonnenklaren Throne im Gottesreiche.“ Der Allwaltende wollte sie mit einem seligeren Volke erfüllen. So entstanden der jetzige Himmel und die Erde, oder die „Mittelmark“;[2]) und es ward der Mensch. Dieses ist eine Vorstellungsweise, welche im Mittelalter, wenigstens zum Theil, öfter vorkommt.[3])

Von „der Erde, welche wüste und leer“, wie es im Anfange der Bibel heisst, weiss Kädmon Nichts. Wie die Edda, also sagt auch er: „Nach dem Sturze der Engel war Nichts als der dem hohen Herrn (dem Drott oder Könige) fremde, gähnende Abgrund.“ Nach der Bibel fügt er nur noch die „Finsterniss“ hinzu.

In der Schöpfungsgeschichte kommen wahrhaft poetische Partieen vor, namentlich die Schilderung der erwähnten Abgrundsschlucht und der herrschenden Finsterniss, ferner die

---

[1]) Thorpe, Caedmon 3^{8-9} und 18^{18}. In den von Thorpe herausgegebenen Homilies of the anglosaxon church 1, 11 kehren allerdings dieselben Gedanken wieder, ohne jedoch, wie Thorpe anzunehmen scheint, (daselbst S. 622) Kädmon's Quelle zu sein, wovon das Gegentheil der Fall sein dürfte. Die Vorstellung von dem Norden, als der Heimath des Bösen, ist übrigens schon bei den alttestamentlichen Propheten zu Hause. „Gott hat“, wie Kädmon sagt, „seinen Thron gegen Südost“. (S. Thorpe, Caedmon 41 folg.)

[2]) „Midgaard“ — dieser Name der Erde findet sich bei allen germanischen Volksstämmen.

[3]) Dieselbe hat ihren philosophischen Ausdruck gefunden in Anselm's Satisfactio vicaria.

der Gärten Edens und der vier Ströme, welche „aus einem von Schönheit leuchtenden Meere hervorbrechen, und das wonnereiche Land erquicken". — Ausführlicher wird diese Schilderung wiederholt in einem Abschnitte des „Phönixgesanges", welchen wir weiter unten mittheilen werden. Im weiteren Verlaufe schliesst die Dichtung sich genau der Erzählung im 1. Buche Mose an.

Der Herr, „der allwaltende, der Hochkönig des Himmels" — anderswo auch der Siegesgewaltige, der Siegeskönig genannt, Namen, welche schon dem Heidenthume bekannt waren — er hatte zehn „lichtklare" Engelgeschlechter geschaffen, deren eines den grossen Abfall, die Empörung ausführte. In dieser Anschauung erkennt man einen der Gedanken Gregors, nur etwas weiter entwickelt. Sie findet sich, unter mancherlei Anderem, auch in einer Predigt des späteren altenglischen Homilienbuchs.[1])

„Hinfort" — so ruft voll Ingrimms der gefallene Engel — „soll also Adam sitzen, und ewiglich sitzen auf meinem stolzen Stuhle! Wir aber liegen hier in Stock und Eisen, in Flammen und Nebeln, in welche Gott uns herunter gejagt! Daran zu denken ist mir die grösste Pein. Käme ich doch nur für Einen armen Winter (Ein Jahr) von diesen Banden los! Aber gebunden liege ich; gebunden liegen wir, und das ohne unsre Schuld. Wir haben kein Uebles gethan; Gott aber hat uns übel gethan! Rächen wir uns! Und können wir nicht selbst das Himmelreich besitzen: lasst es uns den Menschen rauben, sie verführen, dass sie Gottes Gnade daran geben! Mögen sie dann den Weg zur Hölle fahren, und bei uns in die Lehre gehen: so halten wir sie in unseren starken Banden!"

[1]) Thorpe, Caedmon 16[24]. Bouterwek, Caedmon I, CXLI ff. Thorpe, The homilies etc. I, 342 ff. Dass dieselbe Vorstellungsweise auch den alten Deutschen nicht fremd gewesen ist, weiset Bouterwek nach a. a. O. I, CXLIV folg. Ueber den Fall Satans und seine Stellung im Ganzen vgl. die schon angeführte Homilie (a. a. O. I, 9 ff.), welche anscheinend aus dem Gedichte Kädmon's geschöpft hat. Die zehn Engelchöre kommen auch vor in Aelfrik's Dichtung (E. Rask, Grammar 194) und in: Salomon und Saturn (Kemble's Ausg. 1783).

„Habe ich doch des Guten euch genug erwiesen, habe meinen Degen königliche Gaben geschenkt: ist denn von allen Keiner da, welcher dafür mir lohnen will? Im Federkleide fliege er dorthin, wo Adam und Eva weilen, während wir hier im Abgrunde liegen. Sinnet doch alle, wie wir sie überlisten. Gehen Jene nur des Reiches verlustig, dann will ich gerne hier ohnmächtig liegen, in diesen schweren Ketten! Wer will mein Bote sein? Ich werde ihn zu meinem Bankgenossen machen auf meinem Hochsitz.“

So denkt Kädmon sich den Satan in seinem unbezähmbaren Hochmuth und Hass. Und hat er nicht hier die Umrisse zu dem Bilde dämonischen Wesens gezeichnet, welches spätere englische Dichter, vor Allen Milton und Byron, weiter ausgemalt haben? Nicht, als hätten diese ihrem Vorgänger nachgeahmt, welchen sie schwerlich genauer kennen mochten: wohl aber erscheint die Vorstellung wie Etwas, was ihnen als Engländern gewissermassen im Blute lag.

Da gürtet seine Lenden Ein Gottesfeind, ein arger;
Er schmücket sich flugs, Gar schlauen Sinns,
Den Larvenhelm auf das Haupt, Hart geschnürt die Riemen,
Und gespannt die Spangen, So springt er vom Sitze,
Er, gerieben vor Andern, Die Rede zu drechseln.
Durch den Höllenschlund jagt er, Harten Sinnes,
Wie ein Löwe im Zorne, Durch die Lüfte schreitend,
Mit Teufels Zauber Zwingend die Flammen.
Er findet Adam, Im Edenreiche,
Gottes eignes Werk, Weislich gebildet,
Und schauet sein Weib, Die schönste der Frauen.
Und beiden vor Augen Zwei Bäume standen,
Mit frischem Laubwerk, Mit Früchten prangend,
Wie die Hand des Herrn, Des Himmlischen, sie setzte,
Dass die Kinder der Menschen Erkiesen möchten
Und selbst entscheiden Zwischen Schlechtem und Gutem,
Zwischen Wohl und Wehe. Die Gewächse so ungleich!

Das eine wonnig, Gar werth und schöne,
So lieblich leuchtend: Des Lebens Baum!
Dass für und für lebe, Wer der Frucht genösse,
In der Welt hienieden Weile auf lange,
Krankheit und Alter Nie kränke sein Leben,
Stets sollte er wallen In Wonne und Frieden,
Der Huld geniessen Des himmlischen Königs;
Und ginge er heim. So harrete seiner
Im Reiche der Himmel Ruhmvolle Glorie.
Von innen und aussen War das andre Gewächs
Gar bitter und böse: Der Baum des Todes!
So schwarz und düster, Voll scheuslicher Früchte.
Wer ihrer kostete, Erkennen sollt' er
Eins mit dem Andern, Uebles wie Gutes,
Arm fortan und elend, In Aengsten und Nöthen,
Unter Schweiss und Sorgen, Schwachheit und Krankheit,
Im Alter thatlos, Dem Tode verfallen
Ohne Herrschaft und Hochsinn, Ohne Heldenjubel,
Nicht lange froh Des Lebens auf Erden,
Hinfahrend ins Land Der finstern Gluthen,
Den Feinden zu frohnen In furchtbaren Qualen
Auf ewige Zeiten.[1])

Die Vorstellung von dem Versucher, als einem vom Satan verschiedenen Feinde Gottes, findet sich ebenfalls bei Gregor d. Gr., und schon die Rabbinen deuten dieselbe an.[2]) Auch jener „Larvenhelm", d. h. ein solcher, welcher mit seinem Visir das ganze Gesicht verdeckt, kommt in den Sprachen aller Germanen vor; auch im Heliand geschieht seiner Erwähnung.[3])

---

[1]) Thorpe, Caedmon 28^{25}—29^{13}; 29^{22}—^{28}; 30^{1}—^{5}; 30^{14}—31^{5}. Ein für alle Mal sei es bemerkt, dass wir hin und wieder anstatt des Textes, wie Thorpe ihn giebt, demjenigen folgen, welcher in Grein's Bibliothek der angelsächsischen Poesie vorliegt, ohne dass wir bei jeder einzelnen solchen Stelle besonders hierauf können aufmerksam machen.

[2]) Sandras a. a. O. 67.

[3]) Er heisst aber Haelhjaelm, von Haela, verdecken, nicht etwa

In die Schlangenhaut eingehüllt, tritt der Versucher, als hätte ihn Gott selber abgesandt, zuerst zu Adam, welcher aber derbe und nachdrücklich ihm Bescheid giebt. „Du gleichst ja der Engel keinem. Ich weiss nicht, ob du wirklich seiest Gottes Bote; aber, was Er selber mir geboten hat, der Siegeskönig, als ich zuletzt ihn sahe, das weiss ich.“ Darauf wendet der Versucher sich an Eva; und „sie hatte weicheren Sinn,“ schien auch für seine Schmeicheleien garnicht unempfindlich.

Den meisten Eindruck machte jedoch die ihr gemachte Vorstellung: Gott der Herr müsse ja zürnen, wenn man dem Gebote, welches sein eigener Engel überbringe, nicht gehorsam sei; insbesondere dem Adam werde es darnach gar übel ergehen. Gehorche sie ihm aber und bringe auch ihren Mann zum Gehorsam: alsdann wolle der Versucher bei Gott dem Herrn keine Anzeige von ihrem anfänglichen Widerstreben machen. Die Frucht, welche er ihr zeigte, schien ihr gar zu verlockend. Sie ass davon. Da auf einmal wurden ihre Augen aufgethan durch die Künste des Argen; sie sah gleichsam den Himmel offen und den Thron der Herrlichkeit Gottes. In dieser gehobenen Stimmung geht sie zu Adam. Auch ihre bezaubernde Schönheit hebt bei dieser Gelegenheit Kädmon besonders hervor. Sie spricht:

Adam, mein Fürst, Diese Frucht ist gar süss,
Schmeckt im Busen so lieblich, Ist vom Boten Gottes!
An der Gürtung erkannt' ich Gottes Engel,
Den Diener unsres Herrn, Des himmlischen Königs.
Seine Gunst gilt es; Seinen Grimm verhüte!
Hast mit Worten heute Ihm wehe gethan:
Doch vergiebt er gerne, Wenn gläubig wir folgen,
Thun, was er uns heisset. Zu trotzen, was frommt es,
Wider Gottes Diener? Wir bedürfen seiner Huld,
Dass hinauf zum Allwaltenden Unsre Wünsche er trage,

Helhjelm (ganzer Helm). Thorpe, Codex Exoniensis, p. 525. J. R. Kone, Heliand, V. 10. 900.

Zum König der Himmel. — Den Herrn kann ich schauen,
Auf dem Throne sitzend (Dort gen Süden, östlich),
Der Welten Schöpfer, Von Wonnen umgeben,
Rings um ihn wandelnd Seine Engel alle,
Auf Fittichen schwebend, Aller Völker grösstes,
Die Schaar der Seligen. Ein Schauen, wie dieses,
Nur er kann's geben, Weil der König der Himmel
Ihn selber gesendet, Er, der selige Gott.
Mein Gehör dringt weithin Durch die Welten alle,
Durch die weite Schöpfung; Auch den Schall des Jubels
Hör' ich vom Himmel. Denn im Herzen ward's lichte,
Seit die Frucht ich genossen. Nimm sie, o Trauter!
Meine Hand sie dir reichet, Und mein Herz sie dir gönnet.
Sie kommt vom Himmel, Des Höchsten Gabe.
Wahrhaftig sind, wisse, Die Worte des Boten.
Dieser Gottes Gabe Gleichet Nichts auf Erden![1])

Darauf ass denn auch Adam von der Frucht, der Teufel aber jubelte. Bei dem Sänger „des verlornen Paradieses" erscheint Eva in viel geringerem Grade als eigentliche Verführerin. Die Sache wird von einer völlig andren Seite betrachtet und anders behandelt. Adam isst darum nach der Eva gleichfalls von der Frucht, um gleich Derjenigen auch zu sterben, ohne welche er nicht leben könne. Diese Darstellung hat offenbar einen allzu modern-empfindsamen Klang; und Kädmons Anschauung von der Sache ist ohne Zweifel sowohl dem Geiste der Bibel getreuer, wie dem der alten Zeit, und verdient zugleich in mehr als Einer Hinsicht das Lob der Originalität. Seine darauf folgende Schilderung des Zustandes nach dem Falle ist dichterisch schön, edler gehalten und tiefer, als die Miltons.[2]) Die Menschen ergreift die bisher unbekannte

[1]) Thorpe, Caedmon p. 41—42. Grein, Bibliothek I, S. 19 f.

[2]) W. H. F. Bosanquet, The fall of man of Caedmon, XXXVI. S. Turner, History of the Anglosaxons. Paris, 3, 191, macht auf die Aehnlichkeit aufmerksam, welche zwischen einer Schilderung des Walfisches in Milton's Verl. Paradise und einer entsprechenden in dem

Furcht vor Hunger und Durst, Hitze und Kälte, zunächst aber und vor Allem der Gedanke, dass der Herr komme.

Sehr sorgete Adam, Schmerzlich auch Eva;
Viele Worte des Wehe's Wechselten Beide.[1])

In seiner Verzweiflung stösst Adam die Worte aus: „in alle Ewigkeit werde es ihn reuen, Eva jemals erblickt zu haben."

Eva antwortet, So anmuthvoll,
Ein Wunderwerk Gottes, Der Weiber[2]) lieblichstes,
Obschon überlistet Durch den Lug des Teufels:
„Strafe du mich immer Mit strengen Worten!
Aber, o mein Adam, Nicht ärger kannst du,
Als ich selbst, dich härmen Im Herzen dein."
Und drauf zur Antwort Gab Adam ihr dieses:
Des Waltenden Willen, O wüsste ich ihn,
Mit welcher Busse Ich büssen solle:
Flugs stünde ich fertig! Will durch Fluthen waten;
Oder heisset von hinnen Der Herr mich stürzen
In die Tiefen des Meeres, Wie tief sie auch gähnen,
Wie gewaltig die Strömung: Ich weigre mich nicht!
Will zu Grunde gehen, Dass ich Gott genüge,
Seinen Willen thue. Nicht der Welt begehr' ich,
Noch des Heldenlaufes, Seit die Huld des Höchsten

---

angelsächsischen Gedichte stattfinde. Möglich, dass Milton von der Junius'schen Ausgabe des Kädmon (1655) das Eine und Andere gehört hat; aber er, der damals völlig blinde Sänger, kann den K. nicht gelesen haben. Und gesetzt auch, dass die Handschrift früher in seine Hände gefallen sein sollte, wird er sie doch schwerlich verstanden haben, da es an jedem brauchbaren Glossare oder Wörterbuche fehlte. (Vgl. Sandras, 83 fg.)

[1]) Thorpe, Caedmon p. 47. Grein, Bibliothek I, S. 23.

[2]) „Idesa", dieses Wort (für „Frau", bed. glänzend, schön) ist sowohl bei den Angelsachsen („Ides") als bei den alten Deutschen, auch nach Einführung des Christenthums, in Gebrauch; in den nordischen Sprachen wird es namentlich von den Heiligen gebraucht. S. das „Sonnenlied", Str. 25 (bei Munch, Aeltere Edda).

Auf immer hin ist, Ich deren ledig!
Doch so blossen Leibes Zu bleiben, ziemt nicht,
So beisammen zu wohnen: Zu Wald lass uns gehen,
In den Schutz der Holzung. Und sie schreiten beide,
Und wandeln wehklagend Durch den Wald, den grünen,
Sitzen Jeder abseits Und stille harrend
Des himmlischen Königs, Seiner Huld entbehrend,
Womit der Allmächtge Sie einst gelabet.
Und sie deckten mit Blattwerk Die Blösse des Leibes,
Mit des Waldes Laub, Der Gewänder nicht theilhaft.
Doch Beide knieten Zum Gebete nieder,
Baten alle Morgen Den Machtgebieter,
Dass er sie nicht vergesse, Er, Gott der Allmächt'ge,
Dass er ihnen weise, Der Waltende, Gute,
Wie sie fürder im Lichte Ihr Leben führten.[1])

Hierauf folgt der verurtheilende Ausspruch Gottes und die Verjagung aus dem Paradiese:

Doch Gott der Allmächtge Nicht von Anfang wollt' er
Adam und Eva Alle Gnad entziehen,
Ein milder Vater Den Gefallenen selbst,
Lässt auch jetzt ihnen leuchten Gar lieblich und tröstlich
Des Himmels Veste Mit heiligen Sternen,
Spendet freundlich Alle Fülle der Erden,
Will, dass Land und Wasser Gewähre reichlich,
Was zur Labung diene, Zur Lust hienieden.

Hiermit schliesst das Lied von der Schöpfung und dem Falle. Niemand wird hier die Kraft und Lebendigkeit der Zeichnung, die Innigkeit der Empfindung, das Ureigene der ganzen Auffassung verkennen; namentlich spricht sich in der Schilderung der Eva ebensoviel Feinheit aus, als echte Menschenkenntniss. Die charakteristische, durchaus germanische Achtung vor dem Weibe stimmt aufs Beste mit der heil. Schrift.

---

[1]) Thorpe, Caedmon p. 51 sq. Grein, Biblioth. I, S. 23 f.
[2]) Thorpe, Caedmon 58 sq. Grein, Biblioth. I, S. 20.

Die nächstfolgenden Partieen geben einfach nur den biblischen Bericht von den Kindern Abels und von dem Riesengeschlechte Kains, ohne allen höheren Schwung. Aus diesem Grunde hat man bei denselben einen andren Verfasser vermuthet. Aber, sobald die Erzählung bis zur Sündfluth fortschreitet, tritt uns wieder eine wahrhafte Poesie entgegen, ein schöner, treuherziger, frommer Gesang, von dem Patriarchen Noah in seinem grossen „Sundhause", und zwar Alles auf biblischem Grund, mit Ausnahme eines einzigen sagenhaften Zuges, nämlich der Namen für die Frauen Noah's und seiner Söhne. Als er in die Arche hineintreten soll, spricht Gott zu ihm: „Ja, mein liebster Mann, ich werde Acht auf dich haben. Aber du darfst mir die Thiere nicht hungern lassen; füttere sie gut, bis dahin dass ich ihnen ihr Brod schaffe unter offenem Himmel." Darnach heisst es von den drei Tauben Noah's, wie folgt:

Noahs drei Tauben.

Sieben Nächte später, Nach dem schwarzen Raben,
Eine farbige Taube Entflog der Arche
Auf die hohen Wasser, Die wallenden Tiefen,
Ob sie grüssen möchte Ein grünes Erdreich.
Weithin flog sie lange, Folgte ihrer Lust.
Aber, ringsum flatternd, Rast fand sie nirgend.
Nicht mag bei der Hochfluth Ihr Fuss je haften,
Nicht auf Zweigen schaukeln In dem Schaum des Meeres.
Noch umhüllten Wogen Die hohen Felsen.
Da wollte der Vogel, Der wilde, Abends,
Vor den schwarzen Gewässern Im Schiff sich bergen.
Ermatteten Fluges, Flattert er nieder,
Sinket hungernd zu Handen Dem heiligen Recken.

Eine zweite Taube Aus dem Zwinger[1]) entsandt' er,
Eine Woche nachher. Wild jagt sie ins Weite,
Bis endlich sie fernab Eine Friedstatt findet,
Eine süsse Rast. Da sitzt sie, frohlockend,
Auf Baumes Wipfel, Und weilet endlich,
So matt und müde, Auf dem Mast, dem trauten.
Sie schüttelt die Federn, Schwimmt[2]) dann durch die Lüfte,
Trägt ihre Ernte, Des Oelbaums Zweiglein,
Zur Arche heimwärts, Zu den Händen Noah's,
Das grüne Blattwerk. Da begriff zur Stunde
Der Flossmänner Fürst: Gefunden sei Tröstung,
Die Wendung der Noth. In der Wochen dritter
Entsandte der Sel'ge Auf die Seeflur, die weite,
Noch eine Taube. Sie trug aber nimmer
An Bord ihr Flügel: Denn Boden fand sie,
Grüne Waldung weithin. In wohl'gem Behagen
Will sie nicht eingehn In die enge Hausung
Verharzter Dielen.[3])

Darnach folgt wieder eine einfache biblische Reimchronik, darauf das Abrahamslied, etwas breit, doch so, dass ihm der grosse Gegenstand Etwas von seiner Grösse mittheilt. Der Stil aber und der ganze Ton sind nordisch. Abraham und Lot ziehen über Land als „Landsleute". „Die Edelinge wanderten über die wallsteilen Höhen, und erkoren sich eine Wohnstätte, wo die Landschaft ihnen deuchte die schönste zu sein." Abraham „zimmert Saalhaus und Burg", pflanzet auch einen Hain und lebt daselbst mit der „elfenschönen" Sara.

Er wird gezeichnet als ein frommer, „friedseliger", mann-

---

[1]) Zwinger, bedeutet jeden eingeschlossenen (gleichsam eingezwängten) Raum, und entspricht durchaus dem im Texte stehenden Cofan = conclave, cubiculum angustum (engl. cove).

[2]) Buchstäblich nach der eigentlichen Bedeutung des angelsächsischen Z. W. lîðan.

[3]) Thorpe, Caedmon 87^{15}—89^{18}. Grein's Bibl. der angelsächs. Poesie. I, S. 38 f.

haft tapferer, altenglischer Jarl, „unter Gottes Schirm und Schatten.“ Er wird abwechselnd genannt: „Kämpe (Held), Jarl, Volksherzog, der Hebräer Herr und Fürst, der Ringespender, der Austheiler des Goldes, (bekannte Königsbezeichnungen), welchen alle Weltvölker preisen, nämlich als Kinder des Taufbades.“ Sara erscheint als eine etwas auffahrende Frau, übrigens als gute Hausmutter, wenn auch daheim etwas mürrisch. Seine Mannen (Gefolgschaft), welche neben dem Waffendienste (wie es vor Alters auch im Norden geschah) das Feld bestellen und die Heerden über Berg und Thal grasen lassen, heissen „die Burgbewohner, die Helden.“ Letzterer Name kommt übrigens bei den Angelsachsen häufig von allen Männern vor.

Ein einziges Mal ist Abraham in den Krieg ausgezogen. Dieses ist ein Moment, auf welches Kädmon mit dem lebhaftesten Interesse eingeht. Sobald er die Kriegshörner schallen hört, gährt in dem Mönche das alte nordische Kämpenblut, und er athmet dann tiefer auf. In jungen Tagen mag auch er mehr als einmal in offener Feldschlacht vorwärts gestürmt sein. Vergegenwärtigt man sich diesen, wie auch die übrigen altgermanischen Sänger: alsdann versteht man, warum ein Ulfilas die kriegerischen Königsbücher nicht mit den andern Büchern übersetzen durfte, und wie es kam, dass selbst dortige Bischöfe, sofern sie aus der Mitte jener Völker hervorgegangen waren, sich in Stahl und Eisen zu kleiden pflegten. Die Reime klingen in den betreffenden Schilderungen wie Schwertschläge, strotzend von stehenden epischen Formeln, wie „Hilda's Wölfe, leichenspähende Vögel, welche blutig sitzen und lauern unter den Berglehnen.“ So bekommen wir also hier ein Stück aus Israel's Heldensage.

Hier stehe zuvörderst eine Probe aus der Schilderung des vorausgehenden Kampfes.

Laut klangen die Lanzen; Es liefen zusammen
Die Schlachtheere grimmig. Und der schwarze Rabe,
Der federbefiederte, Beim Pfeilfluge sitzt er,

Der Heerleichen harrend. Die Helden eilten,
Die kampfesmuthigen, In mächtigen Haufen.
So fuhren daher Die Volksschaaren alle,
Sammelten sich weither Aus dem Süden und Norden,
Helmbedeckt die Häupter. Heisser Kampf entbrannte,
Todesspeere flogen. Feldgeschrei ringsum,
Und tosender Heerkampf. Die Helden zückten
Aus den Scheiden die Schwerter, Die scharfgewetzten,
Die ringgekrönten. Die Ritter fanden,
Die beutelustigen, Blutige Beute
Reichlich und nahe. Und die Nordmänner brachten
Unheil dem Südvolk[1]) etc.

Auf die Nachricht von der Niederlage Sodoms und der Gefangenschaft Lot's (seines „Magfreundes") rüstet Abraham sich zum Kampfe, schliesst dazu ein Bündniss mit drei „Jarlen," mustert sein Heer, und richtet an die Hauptleute (die „Heerkampfwölfe") aufmunternde Worte. Darnach heisst es weiter:

Da vernahm ich: Wie nachts die Helden
Stürmten zur Heerschlacht. Ein Hall im Lager!
Lanzenschäfte und Schilde, Der Schleuderer Sturz,
Zermalmte Geere.[2]) Im grimmen Ansturm
Fuhren scharfe Geschosse In den Schooss der Männer,
Den Feinden ans Leben. Da fielen sie dicht,
Wo beutefroh sie Brausend jagten,
Mannen und Gesellen. Der Sieg aber kehrte
Sich weg vom Nordvolk, Ihrem neulichen Kriegszug,
Und ihr Heldenruhm. Siehe, herrlichen Kampfpreis,

---

[1]) Grein, Biblioth. I, S. 52.

[2]) „Gêr", altgermanisches Wort für Speer, Geschoss, woher man unsern Volksnamen German, Gero, d. h. ein Speer- oder Lanzenmann, ableitet. S. Tacit. de mor. German. cap. 6. — Ebenso ist das oben im Folgenden vorkommende W. „Edeling" gar nicht bloss angelsächsisch, sondern mhdeutsch, endlich auch „Magfreunde" (Stammgenossen).

Nicht güldenes Zierwerk, Zahlt Abram zur Lösung
Für des Vetters Freiheit: Nein, er fällt und schlägt
Alles Heer im Streite! Sieh! zur Hülfe erhebt sich
Der Fürst des Himmels. Und aller vier Fürsten
Schaaren entfliehen, Die Führer und Herzoge,
Die Völkerkönige! Verfolgung umschlingt sie
Von lustigen Siegern. Da lagen die Helden,
Gestreckt auf die Strassen, Die da Sodom zuvor
Und Gomorrha beraubt Um Gold und Leute.
Also zahlte Lot's Vetter. Es flüchteten aber
Aller Ehren entblösst Die Edlen Elams
Rastlos weiter, Bis sie weilten zuletzt
Vor Damaskus Thoren. So trat denn Abram
Auf die Heeresstrasse, Die Heimkehr zu schauen
Der leidigen Männer. Lot, der Edle, gerettet!
Auch, was nur sein eigen. Wie eilten die Frauen,
Alle Weiber voll Wonne! Weithin sah das Auge,
Wie die Vögel zerfleischten Die Mörder der Freien
Auf der Schwerter Walstatt. Den Schatz des Südvolks,
Die Bräute, die entführten, Bringt Abram wieder,
Sie, der Edelinge Kinder, Ihrem Erbsitz näher,
Magfreunden die Mägde. Kein Mann aller Lebenden
Führte würdiger jemals Einen Waffentanz
Mit so mässigem Heer Solchen Mächten entgegen.[1])

Sollte Jemand an dem blutigen Charakter einzelner Zeilen sich stossen, so möge er sich jenes Volk vorstellen, welchem Kädmon entstammte. Vor wenig mehr als Einem Menschenalter waren alle Northumbrer noch Heiden gewesen. Gewiss gab es zu seiner Zeit dort noch Manche, welche in der Stille jenen schauerlichen Schlachtgesang, das uralte Walkyren-Lied, für sich summten, sowie es dreihundert Jahre später nordische Wikinger an der Küste Irlands gesungen haben.

---

[1]) Thorpe, Caedmon 124. 125. 129.

Webet, webet Lanzengewebe!
Zettel und Kette Aus kaltem Gedärm,
Blinkende Schäfte Aus blutigen Spiessen.
Die Schifflein aus Stahl, Die Spulen aus Pfeilen.
Nun schlaget mit Schwertern Das Schlachtgewebe.[1])

Nach Abraham's heldenmüthigem Kampfe schildert Kädmon die Begegnung mit Melchisedek, „dem Volksbischof;" darauf folgt die Verheissung des Samens Abrahams. „Blicke auf zu den Sternen, wie hell sie strahlen weit über die breite See: also soll dereinst dein Same werden." Und das Land soll er besitzen, „soweit die drei schäumenden Ströme — Euphrat, Nil, Mittelsee — rings die hohen Steinburgen umschlingen mit ihren Wogen."

Unter den übrigen Partieen der Abrahamsgesänge ragt der Untergang der „Sodomsburg" besonders hervor. Unser mehrfach defectes Bruchstück der Genesis bricht aber mit Abraham, an der Stelle ab, wo dieser — „als im Glanze die Sonne dem Meer entstieg" — auf jenem Bergrücken steht, wo Isaak geopfert werden soll, und der Widder erscheint, welcher „in einem Brombeerenbusche hängt."

Von Kädmons Exodus (d. i. der dichterischen Einkleidung des 2. Buches Mose) ist uns nur ein ziemlich geringer Theil erhalten. In seiner ursprünglichen Gestalt muss es aber ein grossartiger Heldengesang (Drapa) gewesen sein, kühn angelegt und in den Schilderungen mit allem dem Schmucke ausgestattet, welcher Kädmon zu Gebote steht. An manchen Stellen werden wir an Homer erinnert. Desto mehr müssen wir uns über eine Kritik wundern, welche gerade ein Werk, das in vorzüglichem Grade den Stempel eines grossen Sängers an der Stirne trägt, ihm absprechen will.[2])

Die Einleitung handelt in Kürze von Mose und den Plagen Aegyptens. Darauf folgt die Wüstenwanderung.

[1]) Nials Saga, Cap. 158.

[2]) Bouterwek, Caedmon I, S. 317 f.

Rüstig auf Nordwegen Rückten sie vorwärts,
Im Süden lassend Die Sonnenbürger,[1])
Verbrannte Burggehänge, Gebräunte Leute
Unter Himmelsgluthen. Der heilige Gott,
Er schirmte die Schaar, Ihr Schutz in Nöthen,
Ein Obdach breitend Vor dem brennenden Himmel,
Ein heilig Netz Vor den heissen Lüften.
Eine Wetterwolke, Weithin gespannt,
Hat Himmel und Erd In Hälften getheilet,
Und führet das Volk: Das Feuer erlischt
Des heissen Himmels. Und die Helden staunen,
Die fröhliche Schaar, Wie der Schleier wallet
Der Tagskönigin, Und die Kraft des Weisen
Unterm Wundersegel Die Sonne zeltet.
Den Menschen verborgen Sind des Mastes Stricke,
Ungeseh'n des Schiffes Stangen und Raaen.
Der Witz der Erdner[2]) Wusste es nimmer,
Wie das grösste der Zelte Gegründet dastand. —
Seit der Waltende sie Gewürdigt des Heiles,
Die Geliebten Gottes: War's der Lager drittes,
Zur Lust dem Volke. Wie lugten alle
Nach dem hoch wallenden, Heiligen Segel,
Dem lichten Luftwunder! Die Leute merkten's:
Israels Herrscher, Der Herr komme selber,
Der Herzog der Menschen, Zu messen Sein Lager.
Und vor Ihm fuhren Feuer und Wolken
Durch den leuchtenden Himmel, Der Hochsäulen zwei.
Da theilet die eine Mit der andren wechselnd —
Im hohen Amt Des heiligen Geistes —
Der Tapferen Wegfahrt Nach Tagen und Nächten.

---

[1]) Sigelvearas, eine Benennung der Aethiopen (Cuschiten, Bewohner des „Mohrenlandes") wird erklärt als „Sonnenbürger."

[2]) D. W. „Erdner", für Eordbûende, möge dem Uebersetzer hier in der poetischen Sprache gestattet werden. Es ist aber nicht zuerst von ihm gebildet; dem griech. χθόνιοι genau entsprechend, ist es schon früher, wenn auch nicht häufig, gebraucht worden.

Die muthigen Männer, Morgens erhoben sie
Die hallenden mächtigen Heeresposaunen,
Mit hehrem Hochklang. Das Heer brach auf,
Die muthvolle Menge, Wie Mose befohlen,
Der edle Führer, Dem Volke Gottes,
Seiner willigen Schaar: Denn wieder sah'n sie
Ihres Lebens Leitstern Luftdurchwandelnd.
Die Seefahrer folgten Des Himmels Segel,
Wie auf hohen Wogen, Willig und fröhlich.
Und dem hallenden Heerzug Ein Himmelszeichen,
Stieg Abends empor Ein andres Wunder.
Seltsam! sie sahen Nach der Sonnenrüste,
Hoch über den Häuptern, Hell glänzendes Licht,
Eine Feuersäule. Funkelnd erschien
Hoch über den Helden Der hellste Glanz,
Wie Schildschmuck klar. Die Schatten wichen.
Die Hülle der Nacht Hegte sie nimmer,
Die breiten Schatten: So brannte die Leuchte.
Der treue Nachtwart, Als Nothhelfer sollt' er
Bei den Wehrmännern weilen, Dass Wüstengraus
In grauer Haide, Bei grimmigen Wettern,
Nicht die Volkeskinder Durch Fährlichkeit irre.
Ein Führer war's auch, Mit Feuerlocken,
Durch sengende Strahlen Die Streiter bedräuend,
Blitze schleudernd, Schreckliche Fackeln,
Auf der Wüstenwandrung Die Wehrschaft zu tödten,
So das Volk nicht folgte Der Führung Mose's.

Wie schimmert der Heerzug! Die Schilde glänzen!
Die Wegspur wissen Die wandernden Kämpen,
Freudig folgend Dem vorderen Zeichen,
Bis des Landes ein Ende, Und entgegen den Leuten
Die Seefeste[1]) raget. Rast wird geboten.

[1]) „Seefeste" (munimentum marinum) ist hier bei Kädmon Bezeichnung des Meeres.

Die Ermüdeten lagern, Mundkost zu nehmen,
Neue Kraft zu schöpfen, Die Kriegerhaufen.
Längs der Höhen errichten, Beim Hall der Posaunen,
Ihre Zelte die Flossmänner[1]). Das vierte Lager
Den Schildkempen zur Rast Bei der rothen Seefluth.

Da ereilet die Wikinger Unheilskunde.
Von der Wüste her Wehe Und wilder Schrecken,
Gefahr des Verderbens. Den Flüchtigen drohet
Der Feind, der Verfolger, Der in vorigen Tagen
Den Heimathlosen Viel des Harms bereitet
Und bittere Noth, Des Bundes vergessend,
Von dem Könige weiland Gewährt dem Volke,
Als er Erbherr ward Aller Eingebornen,
Zum Entgelt seiner Gaben, Ein grosser Machtherr.
Dess Alles vergass man: Denn gram ward ihnen
Der Aegypter Volk Um den Faustkampf Moses (2 Mose 2, 12),
Der Meinthat übte und Mord[2]), Den Magfreund rächend,
Zerrissen das Bündniss, Bereiteten Drangsal.
Und hitzig wallten Die Herzen der Dränger;
Treulos tobten Und trotzig die Männer;
Boshaft wollten sie Blutrache nehmen,
Drum dass den Zwang Er gezahlt mit Blute,
Jetzt an Mose's Mannschaft, So der mächtige Gott
Gelingen liesse Ihren leidvollen Anschlag.
Da wankte der Mannen Muth und Hoffnung,
Seit sie sahen Auf Südwegen
Pharaos Kriegsvolk Vorwärts rücken,
Die Schilde schwingen, Die Schaaren funkeln,
Die Fahnen flattern, Das Volk aufstampfen.
Die Kriegswoge wälzt sich. Es winken die Speere,

---

[1]) Die ziehenden Krieger heissen hier und öfter flotan = nautæ, „Flossmänner“ (Grein), also die Wikinger.

[2]) Sowohl „Meinthat“ (malefactum), als „Magfreunde“ (consanguinei, Stammgenossen) sind ursprünglich deutsche Wörter.

Die Panzer blitzen, Die Posaunen blasen.
In den Lüften kreisend, Kreischet der Rabe,
Der Hilda harrend, Der heisere Vogel,
Der federbethaute, Nach Volksleichen spähend,
Der Wa'lstatt froh. Die Wölfe singen
Ihr übles Abendlied, Aase begehrend,
Bis zu Mitternacht Als Markwarte[1]) heulend.
Der Muth sank Manchen; Der Menge bangte.[2])

Weiter werden besonders anschaulich und lebendig die Vorbereitungen der Schlacht geschildert: wie Pharao als der Erste voransprengt, dem Banner und den Kriegerschaaren voraus, und zum Kampfe ruft, wie seine erprobten Hauptleute, „die grauen Schlachtwölfe", ihm folgen. Plötzlich erscheint ein Engel, und hält die Aegypter zurück.

Die Juden stehen am rothen Meere. Da „trat der Heldenschaar gegenüber der Führer des Volkes, erhob den Schild", und redete vom Herrn und seinem starken Arm. Mit grosser Lebhaftigkeit wird der Durchgang durch das Meer kurz berichtet: „sie sahen die Wogenmauern stehen; und schon deuchte es ihnen, als sähen sie die Meereswasser blutgefärbt, durch welche sie jetzt ihre Eisenpanzer trugen." Wie schon die oben mitgetheilten Proben zeigten, kommen vom Leben des Meeres entlehnte Bilder besonders oft vor; so werden die Kinder Israels gern mit Seefahrern verglichen, sei es dass sie durch die Wüste ziehen, oder durch's trockene Meer. Ruben's Stamm besteht aus lauter Wikingern, Seehelden. Moses heisst gewöhnlich Stammesfürst, Reichshirte, Volksherzog";

---

[1]) Mearc-veard, „Wächter der Waldgemarkung, der Wolf, wie in unserm Thierepos der Häher Markwart heisst." Grein Sprachschatz der angels. Dichter. II, 238. Dass übrigens Wolf und Rabe, als Wuotan's oder Wodan's (Odins) Lieblinge, in der heidnischen Zeit als Wegweiser galten und den Sieg weissagten, siehe bei J. Grimm, Deutsche Mythologie II, 1093.

[2]) Thorpe, Caedmon p. 186—188. Grein, Bibliothek, 1, S. 78—81.

die Häuptlinge aber Jarle (Earles, Grafen). Unser Bruchstück bricht ab mitten in der Schilderung, wie die Stämme einzeln zwischen den thurmhoch ragenden Wellenmauern dahinziehen. Hier ist eine Partie oder Episode eingeschoben (Noah's und Abrahams Opfer betreffend), welche ursprünglich ihren Platz anderswo gehabt haben mag. In der Handschrift scheint ein ganzer Gesang ausgefallen zu sein. Den nächsten Abschnitt bildet der Untergang der Aegypter.

Entsetzen befiel sie Bei der Fluthen Schwall,
Von Gefion bedrängt, Bedroht vom Tode.
Die Felsen erschienen Wie gefärbt und blutig,
Die brüllende Brandung Wie Blut ausspeiend.
Die gewappneten Schaaren Umwogt Todesnebel.
Da streben sie rückwärts, Die Streiter Aegyptens,
Fliehn voller Angst, Die Gefahr vor Augen,
Wollen, müde des Heerzugs, Zur Heimath eilen.
Ihr Jubel wird Jammer. Es erjagt sie der Tod
Auf rollenden Fluthen. Die Rückkehr ersehnend,
Nicht Einer gewinnt sie Vor der Wogen Andrang.
Wo vorher Steige, Ueberstürzt sie die Norne,
Sie wallet und woget, Wehrmänner begrabend.
Ströme auf Ströme, Vom Sturm gewirbelt
Gen Himmel empor, Ein Geheul ohn Massen.
Weithin Wehklagen Durch die wolkigen Lüfte!
Und der Sterbenden Blut, Wie strömt's durch die Fluthen!

— — — — An der Furth, der uralten,
Harret der Sand Auf die See, die gewohnte,
Wann der kalte Salzstrom Ihm kehre wieder,
Der nackte Bote, Nahend, wie vormals,
Der Weg der Schiffer. Doch, vom Schöpfer geschieht es!
Durch Mose's Hand macht er Das Meer sich bäumen.
Da jagt es fernhin, Und fegt todbringend,
Schäumt und tobt Ueber Todgeweihten.

Der Ocean stürzt Im Aufruhr der Lüfte.
Die Vesten wanken, Die Wälle bersten,
Die Meerthürme schmelzen, Als der Machtreiche,
Des Himmels König, Mit heiligem Arm
Die Gewaltigen schlägt, Die verwegne Volksschaar.
Das Werk Gottes zerfällt, Die Wunderstrasse,
Bei der Wellen Wuth, Aus Wolkenhöhe.
Das schaumbusige Meer, Mit dem Schwert, dem alten,
Zerwühlt es die Mauern; ihm wehret Keiner!
Geschlagen durch Gottes Hand Schlafen viel Tausende,
Pharao mit seinen Völkern, Der Feind des Höchsten.
Nun erkennt er den Mächtigen, Des Meeres Beherrscher,
Der die Schlacht entschied, Ihn umschlingend zum Tode
In loderndem Zorn Zahlte Gott den Aegyptern
Für das Werk dieses Tags Den theuersten Taglohn,
Da aus den Heerhaufen Heimgekehrt ist
Auch nicht Einer Von den Unzähligen,
Das klägliche Geschick Zu künden den Seinen
Die böse Botschaft Auf den Burgen zu melden,
Von des Hortes Hütern[1]) An die Heldenfrauen.
Denn zu Grunde gingen, Die Gott widerstrebten.

Dieser ergreifenden Schilderung des Untergangs der Aegypter folgt der Lobgesang Israels und „der afrischen Frauen" (wie die israelitischen Weiber heissen, weil Aegypten, also Africa ihr Geburtsland war, und sie von dort mit ausgezogen waren). Hiermit schliesst das uns gebliebene sehr werthvolle Fragment der Exodus. Von diesem Buche besitzen wir übrigens eine weniger gute und correcte Handschrift, als von der Genesis.

---

[1]) Hordvearda, Hort- oder Schatzhüter hiessen die Burgherren.

[2]) Thorpe, Caedmon p. 200—210. Grēin, Biblioth. I, 89—91 (mit einigen Auslassungen).

Die Dichtung: „Daniel“ eröffnet ein kurzer Ueberblick der Geschichte des jüdischen Volkes seit dem Auszuge aus Aegypten. Dass Kädmon aus der Zeit von dem Einzug in Kanaan bis zu der Zerstörung Jerusalems irgend einen geschichtlichen Stoff besonders behandelt haben sollte, ist kaum anzunehmen.

Die Schilderung der erwähnten Katastrophe, ferner der Wegführung des Volkes nach Babylon, seiner Unterwerfung unter den „wolfsherzigen“ Nebukadnezar, „den Hochwart Babylons, gewaltig über den Mittelkreis, schreckenvoll den Menschenkindern“ nimmt gerade keinen grossen Raum ein; ebenso ist Daniel's Erziehung, sowie seine Deutung des ersten Traumes des Königs, nur eben leicht hingeworfen. Umständlicher wird berichtet von dem güldenen Bilde und den drei jüdischen „Jarlen“ oder Rittern im feurigen Ofen. Als Probe theilen wir den Lobgesang der Letzteren mit, und zwar nach der kürzesten Handschrift, welche sich in der (Bodlejanischen) Bibliothek in Oxford findet, wobei wir jedoch uns einige nöthige Abkürzungen erlauben.

In dem Ofen erschien Des Allmächtigen Bote.
Da ward den Männern Zu Muthe im Feuer,
Wie wenn im Sommer Die Sonne lachet,
Wenn Tages tropfet Der Thau vom Himmel,
Bei wonnigem Wetter, Warmen Schauern.
So war's in der Gluth, Durch Gottes Allmacht,
Den Heiligen hülfreich: Der Herr der Glorie
Bewahrte die Erwählten Vor Wehe und Bosheit.
Da erhob Azarjas Aus des Herzens Tiefen
Heiligen Hochsang In heisser Lohe,
Pries fröhlichen Muthes Den Fürsten des Himmels.
Auch die andern Beiden Beteten mit ihm:
„Dich, Vater, segnen, O Seliger, Milder,
Der Welt Schönheiten, Deiner Schöpfungen jede,
Engel und Himmel, Hellspiegelnde Fluthen,
Die höheren Welten, Die wahrhaftige Schöpfung,

Der Herrlichkeit Erben, Sie ehren dich alle,
Auch die lichten Sterne, Steuernd ihre Bahn,
Sonne und Mond, Sonderlich jedes,
Der erquickende Thau Und der köstliche Regen.
Dich preisen, mein Gott, Die Geister des Lebens,
So des Sommers Heitre, Wie die sengenden Gluthen,
Der Tag und die Nacht — Deinen Namen alle!
Der Lande jedes, Das lichte, das düstre,
Das eisige, heisse, Verherrlichen dich,
Dich, o Fürst aller Fürsten, Auch der Frost und Schneefall,
Der bitterharte Winter, Der Wolken Flug
In den hohen Lüften, Die leuchtenden Blitze,
Die jähe zuckenden, Erzählen dein Lob,
Auch der Erde Tiefen, Ehren dich Ewigen,
Die Ebnen und Hügel, Die Hochgebirge,
Die wogende Salzfluth, Dich, der Wahrheit Felsen,
Die sprudelnden Brunnen, Die springenden Bäche,
Die eilenden Ströme — Dich ehren sie alle.
Die Fische und Wale, Wie die Vögel des Himmels,
Was in Lüften schwebt, Was schwimmt in Wassern,
Alles Volk der Flüsse, Des Feldes Thiere,
Auch des Waldes Gethier, Sie wollen dich rühmen.
Dich minnen im Gemüthe Die Menschenkinder,
Israels Kinder, Dich König der Schöpfung!
Wir verkünden im Chor Dich, König der Ehren.
Geister und Herzen Der Heiligen alle,
Loben dich, den Lebendigen, Dich Lohnspender,
Der die Frommen erfreut Mit Frieden auf ewig.
Dich ehren auch wir, Ananias, Azarjas,
Misahel auch, O Majestätischer!
Mit des Herzens Sinnen Erheben wir dich,
O Fürst aller Völker, Vater, allmächtiger!
Dich Sohn des Vaters, Seelenerretter,
Der Helden Heiland! Und o heiliger Geist,
Wir beten dich an, Dich Born der Weisheit.[1])

[1]) Thorpe, Caedmon 237 ff.

Alsdann folgt Nebukadnezar's zweiter Traum, von dem ungeheuren hohen Baume (Dan. 4). Hier bildet Daniels anschauliche Schilderung des Wahnsinnes, in welchen der König verfallen werde, eine kurze, besonders charakteristische Partie. Darauf der Wahnsinn des Königs und seine Bekehrung, Belsazar's Festmahl und die Erscheinung der „die Runen auf die Mauer schreibenden" Hand. Gerade in der Mitte dieses Königsmahles aber bricht der Gesang ab.

„Christ und Satan", Kädmon's s. g. zweites Buch, trägt wie gesagt, die unverkennbaren Spuren der Abhängigkeit von dem Evangelium des Nikodemus.[1]) Die einzige vorhandene Handschrift des Gedichts ist eine sehr nachlässige Arbeit, und zeigt viele Lücken. Die Sprache derselben erinnert an die northumbrische Mundart, was freilich in manchen Augen als ein Mangel erscheint.[2]) Ton und Ausdruck unterscheiden sich etwas von dem in Kädmons andren Arbeiten vorherrschenden und sind weniger episch, vielmehr mitunter dem Tone des Hymnus nahe verwandt. Den Schluss der Erzählung bilden in jedem einzelnen Abschnitte fromme Ermahnungen.

Auch hier werden wir, ähnlich wie in der Genesis, nach einem schöngehaltenen Eingange über Gottes Allmacht, von dem Sänger in die Tiefen der Hölle hinabgeführt; jedoch lässt sich die Schilderung mehr, als in jenem Gesange auf Einzelheiten ein. „Der Alte in der Hölle", das Oberhaupt des ganzen Stammes Lucifers,[3]) jammert und wüthet gegen Gott. Seine

[1]) Dieses Evangelium ist u. A. abgedruckt in A. Birch, Auctuarium codicis apocryphi. Auch bei Ephraem dem Syrer findet sich eine Poesie über die Höllenfahrt des Herrn. Hier heulen die Teufel bei seiner Erscheinung, während er „die Helden" erweckt, namentlich Adam: „Schöner Adam, sage uns, wo bist du? Die Paradiesesbäume haben lange nach dir geseufzet." Und Adam stimmt einen Lobgesang an (siehe P. P. Zingerle, Die heilige Muse der Syrer. S. 50 ff.)

[2]) Bouterwek, Caedmon. I, CCXXXIV ff.

[3]) Der Name, wie die ganze Vorstellung vom Lucifer (angels.

Dämonen selbst aber verhöhnen ihn! „Dein ist die ganze Schuld; deiner Lügen wegen müssen wir nun leiden! Beständig umringt uns des Feuers Gluth, sogar, während wir in den Lüften umherschweben, während wir auf der Erde unser Wesen treiben und Unfrieden stiften. Du hast ja uns oft betheuert: dein Sohn sei der Schöpfer des Menschen. Für diese Lüge wirst du Elender, du Unhold, mit Feuer und Eiterbeulen und Ketten desto mehr gepeinigt".

Satan gedenkt seiner vormaligen Herrlichkeit im „Freundessaale", welcher schön und glänzend war, und mit welchem er seinen gegenwärtigen Zustand vergleicht, seinen Aufenthalt im „Schlangenhofe" unter Ottern und Nattern, unter Lärm und Tumult in ewiger Finsterniss. Drachen und andere Ungethüme, grimme Riesengestalten werden, gerade wie es in den heidnischen Mythen des Nordens vorkommt, auch hier als Wächter vor die Eingangspforte gelegt. „Thursen" werden hier nicht erwähnt, wohl aber anderswo in angelsächsischen Dichtungen. Wieder und wieder klagt Satan über sein Elend.

„Wo mich verbergen, Ein Gebundner, Lahmer?
Hier im weiten Saale, Sündenkrank, wund,
Gequält von Hitze, Von Kälte nicht minder.
Die Knechte der Hölle, Ich höre sie jammern,
Schelten und schmähen Die Schaaren Elender
Im düstren Schlunde; Und Schlangen seh' ich
Um Leiber gewunden, In Wetter und Sturm.
Hier innen ist Elend, Angst und Jammer.
Ach, nimmer hoff' ich Ein Heim, ein trautes,
Keine Burg noch Bau, Zur Bergung und Ruhe,
Keinen wonnigen Blick In die Welt voll Klarheit!
Wehe mir, wehe, Dass die Wunder des Himmels
Ich zuvor je geseh'n, Mit den selgen Engeln,
Je mein Ohr gehört Den Hall der Gesänge,
Wo den Sohn des Ew'gen Die Erben umkreisen!

leoht-berende), erscheinen zuerst bei Eusebius, Demonstr. evangel. I, 4, 9.

Doch der Seelen keiner, Der gesegneten, frommen,
Darf ich, wie ich wollte, Ein Wehe anthun —
Nur den Elenden, Die Er nicht annimmt!
Die mag ich führen Zur gefangnen Schaar,
Hierher ins Verliess, Voller Leid und Wehe. —
Wie sind wir alle Unähnlich geworden
Seinem herrlichen Bild, Und baar des Schmuckes,
Worin wir schwebten! In Schanden und Sünden
Muss ich, siech und krank, Diese Ketten tragen
An meinen Gliedern, Die glühenden Bande
In der Hölle hier, Aller Hoffnung ledig!"
Noch mehr der Worte Des Wehes, des Frevels,
Schrie der grimme Unhold Aus dem Höllenschlunde,
Von Schmerz gefoltert; Wie Funken sprühten,
Wie Eiter, die Worte, Die weiter er ausstiess:
„O Gottes Glorie, Glanz des Himmels,
Du, des Schöpfers Macht! Du Mitte des Weltalls![1])
Du, der Herrlichkeit Tag, Voll Harmonieen!
O selige Heere! O höchster der Himmel!
So soll ich, verjagt Aus dem Jubel, dem ew'gen,
Nie wieder den Himmel Mit Händen tasten,
Auch nimmer mein Ohr Vernehmen in Freuden
Der Himmelsposaunen Hehre Klänge!"

Da auf einmal ergreift alle Kinder des Abgrundes ein gewaltiger Schreck. Ein einziger, furchtbarer Donnerschlag trifft die Höllenpforte; diese springt auf, während die Engel, welche vormals „Walkyrjen" hiessen, unter Lobgesängen „herniedersausen". Ein wunderbarer Strahlenglanz, aus dessen Mitte Allen des Erlösers Haupt entgegen leuchtet, erfüllt plötzlich

[1]) Middan-eard, sonst middan-geard (in der Edda miþ-garþr, mit dem Epitheton mærr = illustris, im Heliand miððel-gard), die Erde, als mittlere, zwischen der nördlichen Nebel- und der südlichen Feuerwelt gelegene Wohnung, in welcher die grossen Heilsthaten Gottes sich vollzogen haben und das Himmelreich erschienen ist. Auch aus dieser „herrlichen Mittelwelt" auf ewig verbannt zu sein, ist Satan sich bewusst.

den Eingang. „Der König (der Drost) hat seinen Kampf selbst ausgekämpft, und seine Feinde überwunden.“ Sein Siegesglanz erhöhet ihr Grauen. Wie Sturmgeheul geht es durch die dunklen Tiefen, welche grenzenlos, hundert Tausende von Meilen sich erstrecken, erfüllt mit Weinen und Zähneknirschen, ganze zwölf Meilen weit dem Ohr der Verdammten vernehmlich. Die zuletzt erwähnten Züge finden sich übrigens nicht im Anfange, sondern an einer andren Stelle des Gesanges.

Die bisher gefangenen Geister, „die Kinder der Helden“, Adams Geschlecht, sie jubeln ihrem Erlöser entgegen. Eva blickt hinein in jenen Strahlenglanz, und knieet demüthig vor Ihm nieder. Da hebet sie an, von ihrer Sünde zu reden: „ich allein, ich habe wider dich, o ewiger König, gesündigt!“ — und redet zugleich von jenem „Ritter (Degen) des Erlösers“, welcher drei Nächte vorher „den Höllenbewohnern“ die baldige Ankunft desselben angekündigt hatte, nämlich dem bekehrten Schächer. Da hatten mitten im Graus der Hölle alle gefangenen Seelen sich emporgerichtet, sich auf den Arm gestützt, auf die Hände gelehnt und mit unaussprechlicher Freude gelauscht. Und betend erhebt sie ihre Hände: „Du aber, o theurer Herr, Kind meiner Tochter, du bist allen Menschen im Mittelkreise gesandt zum Heile!“ — „Und der ewige König, der Führer des menschlichen Geschlechts, ist mit der grossen Schaar empor gefahren zu der Burg seiner Herrlichkeit; heilige Propheten begleiteten Adams Geschlecht zu seinem Erbsitze.“

Hier haben wir die Grundgedanken zu jenem schönen Gedichte des jüngst im höchsten Lebensalter verstorbenen Dichters, Bischof Grundtvig, welches anfängt: „Am Abende klopft's an die Höllenpfort“, und welches ganz im Geiste und Charakter der altnordischen Dichtung den Herrn bezeichnet als den „mannhaften Heldendrosten, den Baldur, welchen die Hölle nicht vermochte zu halten, sondern welcher die Hölle zerstört und ihren Fürsten gebunden hat.“ Ein Gedanke,

welcher für alle Sänger germanischen Stammes zu einem Lieblingsthema geworden ist.

Alsdann folgen Hymnen auf die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen im Kreise des „Heldenvolkes", nämlich der Jünger, auf seine Himmelfahrt und Wiederkunft zum Gerichte.

Im scharfen Gegensatze gegen das Grauen der Hölle wird die Seligkeit des Himmelreichs geschildert; und auch bei dieser Ausmalung kommen unverkennbare Reminiscenzen aus dem Heidenthum vor. Hier bei dem Siegesfürsten ist ein weit schöneres Heimathland, als hienieden. Rings um die Burgen leuchten die Bäume; hier sind die grünen Höfe (gearda, eigentlich Bauerngüter); hier steigt der grüne Pfad empor zu den Wohnungen der Engel.[1]) Dort oben in der „Schildburg" — welche an die Schildbedeckte Valhalla erinnert — mit den „hellschimmernden Burgwällen und dem Königsstuhle", dort strahlen die seligen Seelen und vor Allen er, der Wächter der Engel. Ein Blüthenduft umfliesst die Auserwählten, welche von der Erde dahinauf steigen; Gottes Wort, welches sie lieb hatten, ist es, was so lieblich duftet.

Lasst uns bedenken In diesem Leben,
Von Herzen hören Des Heilands Lehre,
Durch Gottes Gnade Des Geistes Heil;
Sinnen, wie die Seligen Sitzen dort oben
Mit dem Sohne, dem Heiland, In Himmelsklarheit.
Die Pforte golden, Mit Gemmen geschmückt,
Lieblich umwunden Für die Waller im Lichte,
Die Gottes Reich, Die Glorie erben.
Sie leuchten wonnig, Die lichten Geister,
Die Auserwählten Um die Wälle der Burg,
Wenn sie von hinnen Zum Himmel fahren.

---

[1]) Man vergleiche die altnordischen Schilderungen der Götterburgen und der grünen Ebenen des Iðavöllr, „des zukünftigen Paradieses, in dessen Grase die Götter goldtafeln". (J. Grimm, Deutsche Mythologie II, 783).

Die Märtyrer dienen Dem mächtgen Herrn;
Die Patriarchen Preisen ihn heilig,
Den König des Reiches, Und reden also:
„Du der Helden Hort Und himmlischer Richter,
Der Engel Obherr! Der Erden Söhne
Geleitest du selber Zur seligen Heimath!"
So preisen die Helden Den Herrn der Ehren,
Um ihn versammelt Im Saale des Himmels,
Wo die Glorie strahlt, Die Stimmen Ihn preisen,
Der Creaturen König auf ewig.[1])

Der letzte, neunte Abschnitt der ganzen, 733 Doppelzeilen umfassenden, Dichtung handelt von der Versuchung des Herrn. An und für sich werthvoll und schön, dürfte er indessen ursprünglich einen andren Platz gehabt haben.

Ueberhaupt ist an mehreren Stellen der „Christ und Satan" aus seinem ursprünglichen Zusammenhange gelöst, in Stücke zerrissen und ohne sonderlichen Verstand wieder zusammengeleimt. Dennoch kann die mächtige, ebenso treuherzige als wirkungsvolle, Dichtung, trotz ihrer ziemlichen Breite, nicht verfehlen, Eindruck zu machen. Zum ersten Male ist hier von englischen Lippen die Geschichte des Jenseits, der Tag der ewigen Entscheidung besungen — Gegenstände, welche bis auf den heutigen Tag den ernstgesinnten Engländer vorzugsweise ansprechen.

Das Gedicht Judith (350 Doppelzeilen umfassend) findet sich handschriftlich nicht mit Kädmons übrigen Dichtungen zusammen, sondern in einer andren Handschrift der Kottonianischen Bibliothek. Leider ist die erste Hälfte des Gedichtes verloren gegangen. Dieses stellt einen grossartigen Heldengesang dar, bilderreich und in der Form abgerundet, durchweg durchdrungen von dem Einen leitenden Gedanken: Judith als

[1]) Thorpe, Caedmon p. 305—306. Grein, Biblioth. I, S. 146.

des Herrn Schildjungfrau. Selbst Thorpe kann nicht umhin, seine Bewunderung auszusprechen.

Es erinnert lebhaft an die Gestalten der Heldenfrauen bei den alten Sachsen, in den eddischen Gesängen und im Nibelungenliede. Seiner ganzen Färbung nach verhält es sich zu der biblischen Erzählung, wie die Germanen sich verhalten zu dem Volke Israel. Aber seine alttestamentlich-religiöse Leidenschaftlichkeit weiset uns sugleich in die Zukunft, gewissermaassen ein Vorbild der schottischen Puritaner. So reich und lebensvoll ist sein Inhalt. Es dürfte sich besser, als alle bisher besprochenen Dichtungen, dazu eignen, als Ganzes in neuere Sprachen übersetzt zu werden.[1]) Es dient, neben vielen andren Denkmälern, zu einem Zeugnisse dafür, dass auch die christlichen Skalden ganz besonders die Ehren des Kampfes und mannhafte Tugend liebten.

Prof. G. Stephens, wahrscheinlich auch Grein, betrachten Kädmon als den Verfasser; und wir müssen dieser Ansicht beitreten. Beda erwähnt zwar das Gedicht nicht ausdrücklich; indessen lässt es sich füglich subsumiren unter den von ihm gebrauchten Ausdruck: „plurimae sacrae scripturae historiae", und dem Gesange „Daniel" zur Seite stellen, welchem es indess seinem dichterischen Werthe nach überlegen ist. Die Kritik macht allerdings gerade die schon hervorgehobene grössere Abrundung geltend, um diese Dichtung dem Kädmon abzusprechen. Jedoch hat man oft genug auf die Thatsache aufmerksam gemacht, dass die Kädmonschen Reliquien uns sämmtlich in höchst unvollkommner Gestalt überliefert sind. „Daniel" und „Exodus" sind aus der Hand des Dichters gewiss in ziemlich abgerundeter Gestalt hervorgegangen; und von dem „Kreuzestraume" darf man sagen, dass an Abrundung ihm Nichts abgehe. In der Judith diente gerade so, wie in dem altsächsischen „Heliand", schon der Gegenstand selbst dazu, der Dichtung auch eine gute, scharf ausgeprägte Form mitzutheilen.

[1]) L. G. Nilsson hat den Text, und zugleich eine schwedische Uebersetzung des Gedichtes 1858 in Copenhagen herausgegeben.

Nach dem ersten Theile, von welchem uns aber nur ein kleines Bruchstück erhalten ist, eröffnet den zweiten Theil die „Trinkgilde“ bei Holophernes (oder, wie der Dichter ihn nennt, Holofernus).

Sie gingen nun hin, Die Gilde zu halten,
Die Verwegnen zum Weintrunk, Seine Wehrgenossen,
Gepanzerte Kämpen. Und der Krüge viel
Bringt man zu den Bänken, Becher und Kelche.
Todgeweiht tranken's Die Trinker der Halle,
Kühne Schildkämpen; Der König — ahnt's nicht!
Holofernus, der Held, Der hasserfüllte,
Ein „Goldfreund“ wird er Den Gästen allen,
Laut lachend und schreiend, Lärmend und tobend,
Dass fernhin hören Die Volkeskinder,
Wie der Starkgemuthe Stürmt und jubelt.
Mächtig mahnt er, Methtrunken, lustig,
Die Bankgenossen, Doch besser zu trinken.
So tränkt sie der Tolle, Die Tagesstunden,
Reichlich mit Wein, Die gewappneten Männer,
Der stolze Schatzhüter, Bis schwindelnd sie alle
Uebertränkt, seine Treuen, Wie todt dalagen.[1])

Dann wird des Holofernus goldglänzendes Schlafzimmer, mit dem Fliegennetze um das Bette her, beschrieben. Judith's Beinamen lauten: „die thatrüstige, kluge, hochgesinnte, elfenschöne, wangenschöne, krauslockige, ringgeschmückte Dise“ (Herrin). Mit dem „funkelnden Schwerte“ steht sie vor des Königs Lager, spricht ein vom Gottvertrauen überströmendes Gebet. „Schenke mir Sieg, du Herr des Himmelreichs, und einen mannhaften Glauben, dass ich mit diesem Schwerte den Mörder niederhaue. Niemals bedurfte ich so sehr deiner Barmherzigkeit! Dämpfe alles Leid, welches in meinem Herzen brennt.“

[1]) Nilsson, Judith, S. 6—8. Unser Gedicht findet sich auch sonst mehrfach gedruckt, wie schon in Thwaite's Heptateuch, jedoch als Prosa, und auch in Versen in B. Thorpe's Analecta anglosaxonica.

Und sie hauet herunter das Haupt des heidnischen Hundes, so dass es auf den Fussboden hinrollt. Jetzt fuhr er hinab nach Niflheim (neowol næs),[1]) wo er ewig wohnen soll im Schlangenhofe. Die Tödtung ist noch anschaulicher geschildert, als in dem biblischen Buche, freilich in einer Weise, welche unserm Zeitgeschmacke nicht zusagt.

Das Haupt in einem Sacke tragend, eilt sie in Begleitung ihrer Magd nach Betulia, „dessen Mauern ihr entgegen schimmern." „Zu Tausenden strömen und stürmen sie um die heilige Jungfrau; die Männer in der Methburg (Methhalle) hören es und freuen sich." Sie weist das blutige Haupt Allen vor und ermahnt das Volk zum Kampfe.

Der Helden jeden
Bitten will ich euch, Burginsassen,
Ihr Heerschildkämpen, Euch hurtig zu stellen,
Zum Gefechte fertig, Wann der Fürst aller Dinge,
Der Ehrenkönig, Von Osten sendet
Lachenden Lichtglanz! Eure Lindenschilde
Traget breit vor der Brust, Eure Brünnenhemden,[2])
Hellstrahlende Helme, In den Haufen der Feinde,
Zu fällen die Vordern Mit funkelndem Schwerte,
Die gefehmten Fürsten. Eure Feinde alle
Sind schon gerichtet. Ihr erreichet aber
Ehre und Kriegsruhm. Denn Er, der Waltende,
Ein Zeichen durch meine Hand Zeigt' er machtvoll.[3])

Nunmehr erhalten wir denn eine lebhafte Schilderung des Kampfes, mit jenen stehenden Bildern, welche wir zum Theil

---

[1]) Das Wort begegnet uns häufig bei den christlichen Auctoren, in Poesie und Prosa. Vgl. J. Grimm, Deutsche Mythologie II, 766 und Thorpe, Homilies of the Anglosaxon church. I, 8 unten.

[2]) Das angelsächsische W. Byrnhomas (Pluralform von byrnham), d. i. Panzerhemden, findet sich nicht allein ebenso im Altnordischen (brynia), sondern auch im Mittelhochdeutsch, und zwar in der Form: brünne. S. Nibelungenlied V. 275 und 1728. Der Uebersetzer durfte daher d. W. „Brünnehemd" anwenden (Grein: Brünnekleidung).

[3]) Nilsson, Judith. S. 24—26. V. 370—394.

schon aus den früher mitgetheilten Proben kennen. „Der Wolf im Walde und der leichengierige Vogel, der schwarze Rabe, sie freuen sich beide; der Adler, der „thaubefiederte", heisshungrig, fliegt hinterdrein, und singt sein Hildalied. Die Schilde krachen, die Nattern der Hilda (d. h. die Pfeile) fliegen durch die Lüfte." Beim Morgengrauen hauen die Israeliten wie „mannhafte Degen" auf die Assyrer ein, welche aus ihrem Rausche erwachen. Da stürzen die heidnischen Häuptlinge auf das Zelt des Holofernus zu; zähneklappernd, gottverlassen, stehen sie draussen, und rufen in wildem Durcheinander; keine Antwort! Da wagt sich Einer ins Innere, und siehet, was geschehen ist. Die Juden aber „hauen sich einen Heerweg durch's Schlachtgetümmel, und sprengen mit leuchtenden Schwertern die Schildburg". Jubelnd tragen sie die goldene Beute heim; die Waffenrüstungen und die Kleinodien des erschlagenen Königs legen sie nieder zu den Füssen der Schildjungfrau.

Judith preiset darauf Ihn, welcher der Herr ist über alle Völker der Erde, und welcher sie glaubensstark und siegreich gemacht hat. „Dem lieben Herrn sei Ehre durch alle Zeiten! Ihm, welcher in seiner Barmherzigkeit den Sturm erschaffen hat und die Luft und den Aether und den Erdboden und die stolzen Meeresfluthen und den Jubel der Himmel!"

Hiermit schliesst der Gesang.

In Kädmon, dem ersten in der langen Reihe der germanischen Sänger der christlichen Zeit, ist der neue Charakter der Poesie nicht bloss geweissagt; sondern die von ihm eingeschlagene Richtung hat er zugleich auch wahrhaft ausgeprägt. Jedenfalls darf er als der grösste aller Sänger jener hochbedeutsamen Uebergangs- und Neuschöpfungszeit gelten. Er ist im edelsten Sinne des Wortes ein Mann des Volkes, welcher das in und mit seinem Volke ihm aufgegangene Neue

durchlebt hat, und nun sich gedrungen fühlt, was sich in Allen regt, aus seinem Inneren herauszusingen.

Das Christenthum ist hier überwiegend von derjenigen Seite aufgefasst, von welcher ein Volk germanischen Stammes und Charakters es zunächst auffassen musste: nämlich von seiner männlich starken Seite. Unwillkürlich ist es gestaltet und geprägt nach dem Besten und Edelsten, worauf das Volk sich verstand, gewiss, ohne dass dadurch dem Evangelium selbst zu nahe getreten ist; vielmehr ist hier Alles nur recht eingebürgert und heimisch geworden. Dieses ist namentlich der Fall in Betreff der Anschauung der grossen Geschichts- und Weltverhältnisse, soweit sie hier in Betracht kommen mussten, und leidet seine Anwendung auch auf die jenseitige Geschichte im Reiche der Todten. Ueberall verräth sich zugleich ein lebendiger Natursinn, wie auch der Sinn für häusliches Leben, selbst für die kleinen Scenen desselben.

Und wie vielumfassend ist der Geist unsres Kädmon! Jetzt versetzt er uns in den Himmel, mitten unter die Engel Gottes, jetzt in die Tiefe des Abgrunds. In seinen Heldenliedern versteht er es vortrefflich, den heissen Thatendrang und Wetteifer der kämpfenden „Degen“ uns zu veranschaulichen. Er besitzt überdiess sowohl ein Auge für die Verzweiflung, welche eine Menschenseele ergreifen kann, wie für die unschuldigen, idyllischen Lebensfreuden. Und wie gründlich ist seine Menschenkenntniss! In Charakterschilderungen der Art, wie sie gerade dem germanischen Volke und seinem Erfahrungsgebiete nahe liegen mochten, ist er Meister. Wie wahr, wie reizend wird das Weib, und zwar von den verschiedensten Seiten geschildert: eine Eva, eine Sara, eine Judith! Fürwahr jener Mann des Volkes muss die Welt gekannt, ein reiches, mannigfaltig bewegtes Leben, wie wenig Andere, gelebt haben.

Den Mönch merkt man so gut wie garnicht; ebenso wenig begegnen uns die verkehrten römischen Vorstellungen, das Werkwesen, die Heiligenverehrung. Etwas mythisch ist allerdings der Gesang von der Himmelfahrt Christi ge-

färbt; sonst aber wird die Bibel in evangelischem Geiste verstanden.

Die Form der Kädmonschen Dichtung — das Muster, nach welchem alle nachfolgenden christlichen Dichter (Skalden) sie gestaltet haben, jedoch theilweise ihr eine etwas strengere Haltung mittheilend — ist dem alten heidnischen Heldenliede (Drapa) entlehnt, wie wir es im scandinavischen Norden und in England kennen. Eine gewisse Schwerfälligkeit und Breite, welche auffallender Weise mit Knappheit des Ausdruckes abwechseln kann; hin und wieder prächtige Schilderungen, während ein ander Mal das Erhabenste in sehr schlichten, treuherzigen Worten ausgesprochen wird. Eigentlich wird nur im „Christ und Satan" die Ruhe des Epos durch eine mehr lyrische Stimmung unterbrochen. Die eigenthümliche, nicht selten ins Wilde ausartende Romantik in der Sage und im Gesange der Germanen hat hier ihre christliche Weihe erhalten.

Kynevulf und seine Dichtungen.

Der nächste Name in der Reihenfolge der altenglischen Sänger ist der Kynevulf's. Der Sprache nach zu urtheilen, scheint auch er aus Nordhumberland zu stammen; im Uebrigen wissen wir von ihm weiter Nichts, als was er in seiner „Elene" (Helena) und in seiner „Juliane" [1]) uns selbst erzählt.

Als Jüngling erschien Kynevulf, welcher zu der Zahl der umherziehenden Skalden gehörte, auch in den Kreisen der

[1]) J. Grimm, Andreas und Elene. S. 87 ff. B. Thorpe, Codex Exoniensis p. 284 figd. H. Leo hat in seiner Schrift: Quae de se ipso Cynevulfus poëta Anglosaxonicus tradiderit, einzelne Partieen seiner Dichtung abgedruckt, und sein Leben geschildert. Hier (S. 21) findet sich die Vermuthung ausgesprochen, dass K. aus Nordhumberland war.

Grossen, in ihren „Methhallen". Er durfte sich der goldenen Ringe und Ketten rühmen, mit denen man ihm lohnte. Meilenweit trug ihn sein rasches, muthiges Ross von einer Burg zur andern. Erst später geschah es, dass auch er vom Christenthum ergriffen wurde; und nicht unwahrscheinlich ist es, dass er Mönch geworden ist. Jedenfalls war er sowohl mit der heil. Schrift als auch mit mehreren Kirchenvätern vertraut, und besass eine gewisse Bildung, welche ihm aber nicht, wie Kädmon, durch Andere, sondern aus erster Hand gekommen zu sein scheint. Wenn indess Leo[1]) sich auf ein einzelnes, von ihm angewandtes Gleichniss beruft, um dadurch zu beweisen, dass Kynevulf auch den Virgil gekannt habe, so dürfte diese Schlussfolge doch eine allzu kühne sein. Zu welcher Zeit er gelebt hat, ist sehr ungewiss. Kemble, T. Wright und Thorpe[2]) weisen auf einen Abt dieses Namens hin, welcher im Jahre 1006 Bischof in Winchester ward, einen damals in weiten Kreisen bekannten und vielgenannten Lehrer. J. Grimm hat zu einer Zeit, als er die heutiges Tages uns zu Gebote stehenden Aufschlüsse und Nachrichten noch nicht benutzen konnte, einen gewissen Aldhelm als Verfasser bezeichnet für mehrere der unter Kynevulf's Namen gehenden Dichtungen, einen Mann, welcher um das Ende des siebenten und den Anfang des achten Jahrhunderts gelebt hat. Dietrich endlich denkt an einen Bischof Kynevulf in Lindisfarne (starb 780 oder 782), auf welchen auch schon Grimm hingedeutet hatte.[3])

Der einzig sichre Ausgangspunkt, den man bei dieser Frage benutzen könnte, wäre der Stil, oder die in Kynevulfs

---

[1]) Ebendas. p. 10.

[2]) M. Kemble, Legend of St. Andrew, VIII—IX. T. Wright, Biographia Britann. liter. Anglosax. Period. p. 501 ff. B. Thorpe, Codex Exoniensis p. 501 f.

[3]) J. Grimm, Andreas und Elene, LI—LII. Dietrich F., Commentatio de Kynevulfi poëtae aetate, aenigmatum fragmento e codice Lugdunensi edito illustrata. 4. Marburg. 1860. Stephens, Runic Monuments II, 405.

Gedichten herrschende Ausdrucksweise. Jedoch ist diese bis dahin noch viel zu wenig Gegenstand genauerer Untersuchung geworden. Nur soviel dürfen wir behaupten: er hat in der Blüthezeit der altenglischen Dichtkunst gelebt, einer Zeit, welche sich schwerlich in das zehnte Jahrhundert weit hinein erstreckte. Der neuere Endreim, welcher schon neben dem Stabreim[1]) mitunter vorkommt, lässt sich füglich nicht als Gegengrund geltend machen, da jener sich bekanntlich schon in der Voluspa (Völvesspaa) nachweisen lässt.

Kynevulf war Dichter des „Christ," der „Juliana," der „Elene" und eines kurzen Räthselgedichtes. Diese vierfache Autorschaft darf als durchaus constatirt gelten, da er selbst nämlich vorgenannten Gedichten seinen Namen runenartig einverleibt hat. Ausserdem aber kann man ihn, wenigstens mit Wahrscheinlichkeitsgründen, noch als Verfasser mehrerer andrer Gedichte bezeichnen, was weiter unten nachgewiesen werden soll.[2])

Als Thorpe im J. 1842 im s. g. „Exeterbuche" den Christ (Krist) zuerst herausgab, redete er von dem Werthe des Gedichtes sehr geringschätzig[3]). Dieses sein Urtheil ist aber auf's Gründlichste von F. Dietrich in einer eigenen Abhandlung[4]) zurückgewiesen worden. Was Thorpe, welcher im ästhetischen Urtheile nicht sonderlich geübt war, als eine blosse Sammlung einzelner, unverbundener Hymnen ansah, erweiset sich bei näherer Einsicht als ein wohl zusam-

---

[1]) Dietrich, Cynevulf's Crist, in M. Haupt's Zeitschrift f. deutsch. alterth. IX, 210 f.

[2]) Am weitesten gehen in dieser Richtung Dietrich in der angeführten Abhandlung S. 213, Kemble in seiner Ausgabe des Andreas p. VIII, und Thorpe (Codex Exoniens. 501 f.), welcher das ganze Vercellibuch dem Cynevulf zuzuschreiben geneigt ist.

[3]) B. Thorpe, Codex Exoniensis V. VI.

[4]) Dietrich, Cynevulfs Crist in Haupt's Zeitschrift f. d. a. IX, 193 ff.

menhängender Romanzenkreis über die dreifache „Zukunft“ des Herrn, und zwar in drei Hauptabtheilungen: seine Empfängniss und Erscheinung in der Welt, seine Himmelfahrt, seine Wiederkunft zum Gericht. Er ist — nach Dietrich — der wahre Himmelskönig, von seinen Herrschaften, Thanen und Engeln umgeben, der ganze, ewig lebende Christus, so, wie Dieser in dem Herzen des Volkes geschrieben stand, auch, wie er in das Leben desselben eingegangen war. Eine Ansicht, welche von späteren Forschern anerkannt worden ist, und welcher auch wir nicht umhin können in jeder Hinsicht beizustimmen.

Sowie das Meiste, was wir von Kädmon kennen, uns nur durch eine einzige Handschrift erhalten ist, so findet sich auch der Christ des Kynevulf nur in dem Einen „Exeter-Codex.“ Das Gedicht ist einem hohen Herrn zugeeignet, vielleicht einem der altenglischen Könige. Jedoch richtet sich der Gesang selbst von Anfang bis zu Ende an die christliche Gemeinde, wie denn die Dichtung durchweg sich charakterisirt als eine Stimme aus der Volksgemeinde.[1])

„Die Quellen des Christ,“ sagt Thorpe, „mögen lateinische gewesen sein; da indessen die Gedichte nur so mittelmässig sind, thut man am besten sich wegen der Sache keine weitere Mühe zu geben.“ Dennoch hat Dietrich diese Mühe nicht gescheut, und gründlich nachgewiesen, dass das Gedicht unverkennbare Hinweisungen enthalte auf Hieronymus und Ambrosius, und auch die Benutzung der Homilien Gregor's d. Gr. sich nicht leugnen lasse.

Eine gewisse Abhängigkeit von Letzterem ergiebt sich namentlich aus den verschiedenen Gruppen der Dichtung, welchen Thorpe, ihrem Inhalte zufolge, folgende Ueberschriften gegeben hat: über die Geburt und Himmelfahrt, über die Himmelfahrt etc., ferner: Preishymnus, dann Fortsetzung des Hymnus. Hier ist unverkennbar einer übrigens freien und schönen Dichtung der zweite Theil von Gregor's 29.

---

[1]) Thorpe, Codex Exon. 28. Dietrich's angef. Abh. S. 213.

Homilie für den Himmelfahrtstag zu Grunde gelegt. Dasselbe Verhältniss findet Statt zwischen einem Stücke des: On the crucifixion in Thorpe's Codex Exon. p. 69, Vers 30 ff. und Gregor's zehnter Homilie.[1])

Wenn hier Thorpe meint, dieses Stück beruhe auf Aelfrik's Homilien aus dem 11. Jahrhundert[2]), so wird er dadurch widerlegt, dass Gregor als gemeinsame Quelle für beide nachzuweisen ist. Mit weit grösserer Wahrscheinlichkeit darf man sagen, Aelfrik habe aus Kynevulf geschöpft, als das Umgekehrte; und Jenes nehmen auch wir an.

Eine Hauptquelle, welche Dietrich zwar nicht ausdrücklich anführt, aber doch überall mit vorausgesetzt hat, ist die heil. Schrift, oder, wie Kynevulf's Ausdruck lautet: „was die Bücher melden." Kädmon's Formel, jene allgemein epische: „Also habe ich erfragt (erkundet)", kommt unsres Wissens hier niemals vor.

Die ersten Blätter von Kynevulf's „Christ" besitzen wir nicht mehr. Der uns erhaltene Theil des Gedichts beginnt mit einem Lobgesange auf die Empfängniss des Christ und sein Kommen zur Welt. In diesem Anfange, wie in den übrigen Hymnen, welche mit einander diese ganze Dichtung ausmachen, verschmilzt die lyrische Stimmung mit der epischen, und findet öfter ihren Ausdruck in eindringlichen Worten der Ermahnung. Vorzugsweise gilt das von den zwei ersten Hauptabschnitten des „Christ", während Kädmon mehr eigentlicher Epiker ist, ausgenommen im „Christ und Satan."

Hier ein Abschnitt aus dem ersten Hymnus im Exeterbuche:

O Gesicht des Friedens,	Eala sibbe ge-sihð,
Sancta Jerusalem!	sancta Hierusalem!
Aller Thronen Krone,	Cyne-stola cyst,

[1]) Dietrich's Abhandlung S. 203—4. 212.

[2]) B. Thorpe, The homilies of the Anglosaxon church I, p. 622. p. 108.

Und Christi Hochburg,	Cristes burg-lond,
Der Engel Edelsitz,	engla eþel-stol;
Der in dir ruhenden	and þa áne in þe
Seelen der Gerechten,	saule soðfæstra
Selig in Glorie.	simle gerestað
In deiner Wohnstatt,	wuldrum hremge!
Der wahren, heilgen,	Næfre wommes tacn
Da sieht man nimmer	in þam eard-gearde
Der Sünde Makel;	eawed weorþeð;
Nein, fernab flüchten	ac þe firina gehwylc
Die Frevel alle,	feor abugeð,
Hader und Fluch.	wærgðo and ge-winnes!
Denn der Herrlichkeit voll	Bist to wuldre full
Und heiliger Wonnen —	halgan hyhtes,
Das Warten wird Freude —	swa þu ge-haten eart!
Bist du, was du heissest.	Sioh nu sylfa þe
Hebe dein Auge:	geond þas sidan gesceaft,
Die weite Welt,	swylce rodores hrof
Das Gewölbe des Himmels,	rume geond-wlitan
Siehe, sie achten	ymb healfa gehwone,
Rings auf dich,	hu þec heofones cyning
Wie dich heimsuchet	siðe ge-seceð
Der Himmelskönig,	and sylf cymeð
In dir erwählet	nimeð eard in þe!
Wohnung zu machen,	Swa hit ær gefyrn
Was dir geweissagt	witgan wisfæste
Das Wort der Propheten,	wordum sægdon,
Und zum Trost verkündet	cyðdon Cristes gebyrd,
Christi Menschheit,	cwædon þe to frofre:
Dir, beste der Burgen!	burga betlicast. [1])

Hierauf ein Gespräch zwischen der Jungfrau Maria und „den Sundanwohnern“ in Jerusalem über ihre heilige Empfäng-

[1]) Thorpe, Codex Exon. p. 4—5. Vgl. Grein, Angelsächs. Bibliothek I, S. 150.

niss; dann ein Hymnus auf Christus. Hieran schliesst sich folgendes Gespräch, welches erinnert an die späteren kirchlichen Schauspiele, die sogenannten Mysterien.

Maria.

O mein Joseph, Jakobs Entsprossner,
Aus Davids Hause, Des hehren Königs!
Unsre Freundschaft willst du, Die feste, lösen,
Verleugnen meine Liebe? —

Joseph.

Leidvoll bin ich,
Betrübt, betrogen, Und tief entehret.
Worte musst' ich Nicht wen'ge hören,
Dich schmähende, Ach, schmerzlich zu hören!
In meinem Harme Höhnen mich Viele,
Und Viele zürnen. Zähren muss ich
Im Jammer weinen. Dieses Wehe mein,
Das herbe, heilet Der Herr allein,
Des Freudlosen Tröster. — Ach, Frau, so jung!
O Maid Maria!

Maria.

Was murrst du also,
Kummervoll klagend? Nie erkannt' ich
Eine Schuld an dir, Ein Schlechtes niemals,
Kein böses Werk: Und Worte sprichst du,
Als wärst du selber Sündenbeladen,
Voll aller Unthat.

Joseph.

Des Argen viel
Hab' ich hören müssen Deiner Mutterschaft wegen! —
Wie mich entled'gen Der leid'gen Reden?
Oder wie eine Antwort, Eine ein'ge finden,

Den Widersprechern? — Weithin hiess es:
Aus Gottes Hause, Dem hehren Tempel,
Hätt' ich 'ne Maid, Eine makellose,
Eine edle, reine.[1]) Ach, anders ist es
Durch Jemands Frevel! Nun frommt's mir nicht,
Sag' ich's, oder schweige. Sag' ich Wahrheit:
Muss Davids Tochter Des Todes sterben,
Gesteinigt werden. Doch schlimmer noch,
Die Schuld zu hehlen: Schuldig des Meineids
Gelt' ich den Leuten dann, Verleidet schier
Dem ganzen Volke.
Die Frau enthüllt nun
Ihrer Rune[2]) Wahrheit, Und antwortet:

Maria.

Ich versichre dir Beim Sohn des Höchsten,
Der Geister Heiland, Dass garnicht ich
In Meinthat[3]) kenne Mannes Gemeinschaft,
Keines ein'gen auf Erden. Die Ehre ward mir,
Der Magd, in der Halle[4]): Des Himmels Bote,
Der Hochengel Gabriel, Heil entbot er,
Und sagte heilig: Vom Himmel her
Soll's dich umleuchten; Durch des Lebens Kraft
Sollst gebären den hehren Sohn, Des Höchsten Machtkind,
Des Ehrenkönigs. Gott weihte mich
Zum Tempel traun; Des Trostes Geist

---

[1]) Nach der Legende soll nämlich Maria Tempeljungfrau gewesen sein.

[2]) D. h. ihr Geheimniss. Dass Rûna ein echtdeutsches Wort sei, ist aus dem Heliand bekannt genug. Es wurde schon frühe auch auf die Mysterien (Sacramente) der Kirche angewandt.

[3]) Ebenfalls ein echtdeutsches Wort, in der Bedeutung von Uebelthat. Vergleiche: Meineid, Meingut, Meinheit, meinlos u. a. m.

[4]) Orig. geardum, d. h. Hof, Besitzung (nämlich Gottes Haus). Grein hat das Wort durch das altdeutsche, aber gänzlich veraltete Gadem, d. i. Zimmer, Einzäunung, übersetzt.

Will in mir wohnen. Wehre du nunmehr
Schmerzlicher Sorge; Sage Dank mit mir
Dem machtvollen Gottessohn, Dessen Mutter ich,
Doch Jungfrau bin, Dess Vater du
Nach dem Wahn der Welt. Die Weissagung
Erfüllt in ihm sich, Vollkommen klar.[1])

Hierauf folgen mehrere Lobgesänge, zuerst auf Christus, „den Schöpfer der Helden (Männer), den Siegesfürsten;" der Refrain lautet: „Komm, o Herr, und warte nicht länger! Noth ist uns allen deine Gnade." Dann ein zu dem dreieinigen Gott gerichteter, wiederum von dem Kommen des Herrn. Auch singen „die Burgbewohner" in Gegenwart der Maria, „und begrüssen sie als die reinste, die holdseligste Frau dieses Mittelkreises, als die Braut des Himmelskönigs, als die Herrin (hlaefdige = angesehen, Lady) der Engel, Welt- und Höllenbewohner: Bitte deinen Sohn für uns!"

Der ganze erste Hauptabschnitt, dessen einzelne Gesänge, jedes insbesondere, mit einem ähnlich anbetenden Ausrufe (an den Herrn, den Gott der Geister, Emmanuel, an den heiligen Himmelskönig, an die Dreieinigkeit) beginnen, schliesst darnach mit einem „Amen,"[2]) wie auch die beiden Gesänge: „Juliana und Elene" ausklingen in einem „Amen."

Der zweite Hauptabschnitt[3]) handelt von der Himmelfahrt, und zerfällt, ebenso wie der erste, wieder in verschiedene Lobgesänge und Gespräche. Den Anfang bildet eine

---

[1]) Thorpe, Codex Exon.: „Hymnus von der Geburt," p. 11—14. Vgl. Grein, Angels. Bibliothek I, S. 153—154. Die Auffassung der Situation übertrifft durch ihre sinnige Schönheit bei Weitem die im „Heliand". S. die Ausgabe von J. R. Köne V. 587 ff. Der ganze Ton der Dichtung erinnert an die lieblichen Weihnachtspoesieen Ephraem's, des Syrers, namentlich jene, welche von dem Herrn und der Maria handelt, wie die andere von Joseph an Jesu Wiege, bei P. P. Zingele, Die heilige Muse der Syrer S. 266, 248, und H. A. Daniel, Thesaurus hymnolog. III, 145 sq.; endlich an das bekannte Wiegenlied der Maria: „Dormi, fili," ebendas. IV, 318 sq.

[2]) Thorpe a. a. O. p. 27.

[3]) Thorpe a. a. O. S. 28—48.

Anrede Kynevulf's an den uns unbekannten, „grossen Mann," welchem die Dichtung gewidmet ist. Der Inhalt ist wahrhaft schön, dazu reich an Abwechslung. Bald ist derselbe erzählender Art, und handelt von der Himmelfahrt, von „dem Herrn und seinen treuen Mannen" worunter welchen die Jünger verstanden werden; bald wird er zum jubelnden Danke an den „Herrn der Helden, den seligsten aller Siegessöhne, welcher den Sieg im Waffenspiele gewonnen hat, an Ihn, welcher den Menschen von der Nothwendigkeit, den Teufeln zum Wohlgefallen Todes- und Grabesgesänge zu singen, erlöset hat, an den „himmlischen Vogel, welcher sich zum Himmel aufschwang," ferner auch zum Preise der Schönheit jener Burg, welche dort oben raget, endlich „der Engel, die strahlend in weissen Kleidern Ihm entgegen schwebten, welcher den Helden seine Gaben spendet."

In einem der Unterabschnitte kommt jenes von Kädmon so ausführlich besungene Thema, die Höllenfahrt Christi, vor. „Er allein (ohne Mitkämpfer) kämpfte den Krieg (orelge) der Hilda gegen alle Waffenkünste der Teufelschaft, zerstörte das Höllenreich, und führte aus der Burg des Feindes die reichste Beute hinweg, nämlich zahllose Seelen." Dieses ist aber ein Lieblingsthema geworden für alle germanischen Sänger, und das eben darum, weil in diesem Kampfe mit den höllischen Mächten der mannhafte, starkmuthige Siegeskönig ihnen in seiner ganzen Stärke und Herrlichkeit erschien. Daher begegnen wir Bearbeitungen desselben Gegenstandes überall in England, in Deutschland und im Norden.

In einem der Gesänge wird ein Motiv behandelt, welches aus dem Hohenliede Salomo's und zugleich aus Gregor's oben erwähnter Homilie entlehnt ist, nämlich von des Herrn „Heldensprunge", herab in den Schooss der fleckenlosen Jungfrau, herab in die Krippe, alsdann an das Kreuz hinan, hinunter in's Grab, in die Hölle, empor zum Himmel, zu dem „Edelsitz der Engel, der ewigen Freude der Burgbewohner."[1] Und

[1]) Vgl. Dietrich's Abhandlung S. 203 f. Dieselbe Anschauung

ebenso sollen auch die Kinder der Menschen kühnlich springen von That zu That. In einem andren Gesange werden die Gaben geschildert, welche der zum Himmel Aufgefahrene sendet, Jedem nach seinem Bedürfniss und seiner Stellung: Weisheit und hohen Geist, die Kunst der Rede oder der Harfe, die Fertigkeit im Waffenspiel, die Tüchtigkeit als Mann des Gewerbes, als Seefahrer, als Schmiedekünstler. Alles das kommt von dem Könige her, welcher seinen „erdgebornen Helden" Gaben spendet.

Aus dieser Abtheilung der Kynevulfschen Dichtungen hat der Däne Grundtvig, welcher zur Wiederbelebung des nordischen Alterthums in Sage und Literatur soviel geleistet hat, dabei als Dichter eine hervorragende Bedeutung hat, den Hauptgedanken zu mehreren seiner, zum Theil kirchlich recipirten geistlichen Lieder geschöpft. Seine Production als geistlicher Liederdichter lässt überhaupt in Bildern und Ausdrücken die Einwirkung der Angelsachsen überall erkennen.

Der dritte Hauptabschnitt handelt von der Wiederkunft des Herrn zum Gerichte, einem Gegenstande, bei welchem gleichfalls alle germanischen Sänger gern verweilen, weil auch er in besonderem Masse geeignet ist, den Herrn in seiner königlichen Gewalt und Glorie zu zeigen. Dieser Abschnitt wird durch einen Gesang eröffnet, wo Kynevulf seinem eigenen Namen in Runenschrift ein Denkmal gesetzt hat,[1]) und das mit dem Ausdrucke einer Stimmung, welche die des inneren Erbebens ist vor den Schrecken des Gerichtes. Die Darstellung ist entschiedener episch, als in früheren Gesängen, hin und wieder etwas breit, aber gewaltig, an manchen Stellen

finden wir in einer alten norwegischen Himmelfahrtspredigt bei C. R. Unger, Altnorweg. Homilienbuch. Christiania S. 126.

[1]) In Kap. XXI des Christ (nach der Ausgabe von Grein, V. 797--808) sind die sieben Buchstaben des Namens über zwölf Verse vertheilt, und anstatt der ganzen Wörter gesetzt, welchen sie in der Runenschrift gleichbedeutend sind: C = Fackel oder Kühn, Y = Bogen, oder Elend, N = Noth, E = Ross, oder Schrecken, V = Hoffnung, U = Bär (Ur, auch „vormals" bedeutend), L = Strom, Fluth, F = Schatz.

in der That hinreissend. Was Kädmon in seinem „Christ und Satan“ nur in leichten Umrissen gegeben hat, zeigt sich hier durchgeführt in allen Richtungen. An manchen Stellen machen auch die deutschen Dichtungen: Muspilli (d. h. Feuerwelt) und der Heliand, den Eindruck, als höre man hier den Nachhall des uralten Mythus vom Weltbrand.

Die Tiefen erdröhnen Vor dem Drost, der nahet.
Weithin wallen Die Wogen des Feuers;
Es brausen die Gluthen, Es bersten die Himmel,
Dass die strahlenden Sterne Stürzen und dunkeln.
Der Sonne Schein Sich ins Schwarze wandelt,
Gleich dunklem Blut, Die so blendend geschienen
Ob der alten Welt, Den Bewohnern der Lande.
Auch der Mond, der milde, Für die Menschenkinder
Die nächtliche Leuchte, Hernieder sinkt er.
Die Lichter des Himmels Erlöschen alle,
Gestossen und gestürzt Durch die Stürme droben.
Wann der König der Kön'ge Einst kommen will
Zur Feierversammlung Mit der Vielheit der Engel:
Kommen auch seine Helden, Mit dem Herrn der Allmacht·
Jubelnde Haufen Heiliger Seelen
Folgen ihrem Fürsten, Dem Völkerhirten.
Wann er, furchtbar dräuend, Die Völker der Erde
Selber heimsucht: Durch die Höhen und Tiefen
Hört man hallen Die Heeresposaune.
Von sieben Seiten Sausen Winde,
Brechen hindurch Mit Gebrüll und Toben,
Wecken die Welt, Verwüsten sie stürmend,
Mit Feuerfluthen Erfüllend die Schöpfung.
Zum Himmel hebt sich Geheul und Klage,
Ein ärgrer Jammer, Als je gehört ward,
Dass die Enden der Erde Vor Angst erzittern. —
Grosse Mengen werden Des Menschenvolkes
Wehevoll wandern In weitoffne Gluthen,
Lebend ergriffen Von der Lohe des Todes.

Der Verdammten Sünden Siedet düstre Gluth;
Sie zündet und zehrt Alle Zier der Weltpracht,
Auch der Erdenkön'ge Uralte Schätze.
Das Feuer frisst Alle Frevel ringsum;
Ingrimmig gräbt es, Und gierig spürt es
Innen und aussen Der Erde Tiefen,
Bis die lodernde Lichtgluth Den Lug und Trug,
Allen Schmutz und Schande Verschlungen im Weltbrand. [1])

Diese Vorstellung von einem Weltfeuer, welches — freilich den Aussagen der Evangelien nicht entsprechend — „vor dem Herrn hergehen soll," der Gedanke solcher reinigenden Gluthen, kehrt immer wieder. Hierin, wie in den Ausdrücken: „berstender Himmel, dunkelnde Sonne, stürzende Sterne," dürfen wir ohne Zweifel, neben der Anlehnung an biblische Bilder, zugleich heidnische Reminiscenzen erblicken, welche sich mit der christlichen Lehre vermischt hatten.

Alle Todten werden erweckt und aus den Gräbern hervorgerufen. Der durchdringende Posaunenklang, das aufgerichtete Strahlenbanner, die Feuershitze, der hocherhabene Völkerhirte, die Engelschaaren, der Schrecken, der Tag des Zornes, das als Reichssignatur geltende Kreuz, alles dieses ist geeignet und bestimmt, die ganze Menschenwelt, welche jemals hier in Fleisch und Blut wandelte, aus den Grüften und vor den Weltheiland, den Weltrichter zu rufen.

„Allen Völkern gegenüber stehet das Kreuz unsers Herrn erhöhet, dieses leuchtende Zeichen, dieser strahlende Baum, bethauet mit Blute, dem reinen, tropfenden Blute des Himmelskönigs; und seinen hellen Glanz wirft es auf die ganze Schöpfung." Es ist der Weltbaum, gleichsam eine Ygdrasil in verklärter Gestalt. An jenem Tage wird es zugehen, wie vormals am Tage der Kreuzigung. Himmel und Hölle, Sonne, Sterne, das Meer, die erbebende und zerspaltende Erde, die

[1]) Thorpe, Codex Exon. p. 58—62. Grein, Biblioth. I. S. 174—176. (Einiges ist in der Uebersetzung überschlagen).

Bäume, welche blutige Thränen weinen, weil Er den Baum des Kreuzes bestiegen hat, die Gräber, welche sich aufthun und die Todten aus sich entlassen, alle Creaturen erkennen den Herrn: einzig und allein Menschen, — die so verblendeten, härter denn harter Kiesel — erkennen Den nicht, welcher doch sie erlösen wollte von der Hölle Qualen, nach dem Worte der Propheten! Also auch hier sehen wir wieder[1]) die Bäume um ihren König weinen: ist dieses nicht ein Nachklang der Baldursmythe?

Christus, „der Siegeskönig," sitzet auf seinem Throne, und sein Gericht erstreckt sich über Alle. Vor seinem Angesichte stehen die Gottlosen zur Verantwortung.

Sich zum Harme, schauen sie Ihr Heil vor Augen! —
Worauf noch hoffet, Der sein Herz verschlossen
So milder Lehre, Aller Marter Christi,
So vieler Mühsal Um der Menschen willen?
War doch Sein Wille, Die Wohnung der Glorie
Uns allen auf ewig Zu eigen zu geben!
An des grossen Gerichtes Grimmem Tage
Wird es Jedem grauen, Der mit Greueln beladen
Alsdann gewahret Des Waltenden[2]) Kreuz,
Sein Wehe, seine Wunden! — Für die Wohlthat alle,
Für so viel Drangsal Ihm nicht gedanket![3])

Todesfarbe deckt das Angesicht der Verlorenen. Ihr sündiges Fleisch ist ganz durchdrungen von dem Fluch und der Schande der Sünde; und wie durch helles Glas, schauet man durch dasselbe hindurch. — Der Herr aber schwingt in seiner rechten Hand das siegreiche Schwert, und stösst es hinab in jenes tiefe Thal, den Todtensaal, die grösste aller Mörder-

[1]) S. oben S. 28.

[2]) Meotod, eine der vielen Benennungen des Herrn oder Gottes, bedeutet wahrscheinlich den Regierenden, Waltenden.

[3]) Grein, Bibliothek I, S. 177. 181.

gruben. — Ihr Gericht besteht alsdann in Schmerz und Pein, Hitze und Frost, Eitergeschwüren und Frass. Auch während dieser ewigen Nacht werden doch die Sünden niemals aus ihren Seelen herausgebrannt; sie glühen fort ohne Aufhören.

Das Himmelreich aber wird in folgender Weise geschildert:

Dort ist Jubel der Sel'gen, Lobsingen der Engel!
Dort unsres Heilands Holdmildes Antlitz,
Allen Seligen leuchtend, Ueber der Sonne Glanz;
Dort Liebe der Geliebten, Leben sonder Tod,
Der Jauchzenden Menge, Jugend sonder Alter,
Der Himmelsheere Pracht, Heil sonder Schmerz,
Der Gerechten Heimath, Ruhe und Feier;
Bei Gottes Kindern Klarer, ewger Tag,
Sonder Sorg' und Mangel, Alles Segens voll.
Feindschaft ist fremd, Freundschaft heimisch
Und sanfte Sitte, Seligste Eintracht.
Nicht weiss die heilige Heerschaar Von Hunger noch Durst,
Von schlaffem Siechthum, Von Sonnengluthen,
Von Kälte und Kummer: Des Königs Gaben
Erfreuen fortan In Fülle die Erwählten,
Welchen Gott hold ist, In der Herrlichkeit Reiche.

O der edlen Freude, Wenn zuerst begegnet
Ein Engel drüben Der vollendeten Seele!
Sie liess mit dem Leibe Die Lust der Erden.
Und der Engel spricht, Der eher geschaffne:
„Der Geist grüsst den Geist In Gottes Namen.
Du fährst nun zur Stätte, Der stets ersehnten.
Wohin dich verlangte, Geleite ich dich.
Eben liegt der Weg Und offen vor dir:
Dir glänzt schon die Glorie! Gehen darfst du
Zu der heil'gen Heimath, Den Hütten des Friedens,
Wo das Leben Keinem Verkümmert in Jammer,

Wo die Jahre nicht enden, Jugend geschenkt wird,
Und Gottes Milde, In dem Mahle des Lebens.[1])

In Kynevulf's Christ hören wir gleichsam die Feierglocken läuten zum Advent, zum Himmelfahrtsfeste, zuletzt auch zum Gerichtstage. Jndem wir uns hiermit von dem Gedichte trennen, möge noch einmal erinnert werden an die oben angeführte, anerkennende und preisende Aeusserung des Prof. Dietrich. Auch in Kynevulf's frommen, dichterischen Gesichten erscheint dasselbe Bild des Herrn, nämlich als mannhaften „Siegeskönigs," wie zuerst der Skalde Kädmon es gezeichnet hatte. Der Heldenfürst (oder „Drost") stehet vor uns, mitten unter seinen getreuen Degen, Rittern, und zwar mit solchen Zügen im Antlitze, dass, wer sie einmal angeschaut, ihrer nicht wieder vergisst.

Die Quelle der Juliane ist eine Legende, welche u. d. T. Acta S. Julianae zum 16. Februar der Acta Sanctorum abgedruckt ist.[2]) Von einigen geringen Lücken abgesehen, ist das Gedicht uns vollständig erhalten. Ein Vater will

---

[1]) Thorpe, Cod. Exon. p. 100—103. Grein, Biblioth. 1, S. 190 folg. — Die Schilderung des Zustandes der Seligen, wie er in dem ersten Abschnitte des oben in Uebersetzung Mitgetheilten vorliegt, kann, wie so Vieles im Mittelalter, als kirchliches Gemeingut bezeichnet werden. Aehnlichem begegnet man daher beinahe überall. Die gemeinsame Quelle ist vielleicht eine Homilie Beda's über den Tag des Gerichts (Opera, ed. Giles, Londini I, 102). Man erkennt sie wieder im Muspilli, in dem Christ Otfrieds, bei Notker, in Bonifacius' Predigten, einer deutschen Predigt, welche in lateinischer Uebersetzung vorhanden ist, und noch an manchen anderen Orten. (S. K. Müllenhof und W. Scherer, Denkmäler deutscher poesie und prosa 255). Ausser allen diesen darf ich noch erwähnen die norwegische Homilieensammlung aus dem 12. Jahrhundert. S. des Verfassers dänische Schrift: Ein Scholastiker und ein Bibeltheolog im Norden S. 206, sowie das angels. Gedicht: „Phönix" in der Ausgabe von N. F. S. Grundtvig V. 1219 ff., auch den Eingang desselben, welcher vom Paradiese handelt. Dieses Stück wird weiter unten vorkommen.

[2]) Grein, Bibliothek II, S. 52—71 (aus 731 Vollversen bestehend).

seine Tochter zur Heirath mit einem mächtigen heidnischen Grafen, Namens Elisäus, zwingen; sie aber hält über Alles ihren Glauben hoch, und ist entschlossen, nur in dem Falle, dass der Graf ein Christ werde, ihm ihre Hand zu reichen. Dagegen dringen die Heiden darauf, dass sie blute ihres Bekenntnisses wegen. Elisäus fordert Dasselbe, obgleich er sie Anfangs mit zudringlicher Freundlichkeit empfängt und mit ihr scherzen will: „Du, mein süssester Sonnenschein!“

Darauf wird sie gepeinigt, in Bande geworfen, vom Teufel versucht, zuletzt zum Tode verurtheilt. Auf verschiedene Weise bemüht man sich, ihr das Leben zu nehmen, doch ohne Erfolg; endlich wird sie doch enthauptet, wobei mehrere der Henkersknechte, ergriffen von dem Glaubensmuthe der Jungfrau, sich bekehren.

Die Arbeit hat, unsres Dafürhaltens, nur geringen poetischen Werth. Die Angelsachsen hatten damals noch keinen rechten Geschmack bekommen an der kirchlichen Legende; jedoch wollten auch sie sich betheiligen bei dem, was einmal an der Zeit war. Darnach konnte eine Poesie dieser Art kaum den Charakter der Originalität tragen. Gegen das Ende derselben hat Kynevulf seinen Namen wiederum runenartig dem Gedichte einverleibt. Er bedürfe, — sagt er hier, — dringend der Fürbitte der Heiligen auf seiner „Reise in das unbekannte Land;“ dabei gedenkt er aller Sünden seines vergangenen Lebens. Auch bittet er alle Leser des Gedichts, dass sie in ihren Gebeten seiner namentlich gedenken. „Der Gott der Allmacht verleihe es uns allen, dass wir die Wonne und Herrlichkeit des Edlen zu schauen bekommen, und sein Angesicht in jener grossen Stunde uns mildiglich anblicke. Amen.“

Das Gedicht: „Elene“ ist lediglich durch den glücklichen Fund des „Vercelli-Buches“ auf uns gekommen, jenes Codex, welchen vor Jahren ein unbekannter angelsächsischer Pilger

nach Italien mitgebracht haben mag. Kynevulf redet aber in dem Gedichte von Schriften und Büchern, in welchen er die Erzählung gefunden habe. Es ist dieselbe, welche sich jetzt in Acta Sanctorum zum 3. und 4. Mal findet, als Acta apocrypha Sti. Iudæ Quiriaci.[1]) Ohne Zweifel hat sie zu den unter dem christlichen Volke damals verbreiteten Legenden gehört. Die Schilderung wird zwar durch die vielen eingelegten Reden etwas breit; dabei herrscht jedoch in der Erzählung eine Frische, ein dichterischer Schwung, welchen man von einem Greise kaum erwarten sollte. Und doch stand Kynevulf, als er dieses fromme Epos sang, schon in höherem Alter.

Eröffnet wird es durch einzelne Bilder aus Constantin's d. Gr. Kämpfen mit Gothen, Franken und Hunnen. Die hierbei angeführte Jahreszahl ist eine verfehlte, sowie auch die sonstigen geschichtlichen Angaben voll Unrichtigkeiten sind, auf deren Beleuchtung wir uns hier nicht näher einlassen. Dergleichen Anachronismen und Falsa thun indessen der Dichtung keinen Eintrag. Ebenso wie Kädmon, ist auch unser Dichter ganz besonders in seinem Elemente, wenn er von Krieg und gezückten Schwerten singt.

An der Donau, und zwar in der Nähe der „Riesenburg", haben sich die Hunnen gesammelt. „Das Banner des Kampfes ist erhoben unter Heerruf und Schildgerassel; im Walde hat der Wolf sein Lied hören lassen, nicht verholen die Rune (d. h. das Geheimniss oder die göttliche Bestimmung) der Walstatt, des Kampfes; der thaubenetzte Adler stimmet ein mit seinem Geschrei. Da lässt der Kaiser den Heerespfeil ausgehen von Haus zu Haus; und Roms Wäringer (Wehrmänner) rüsten sich zum „Pfeilthinge" (zur entscheidenden Schlacht der Bogenschützen). Die Drommete erdröhnt, die Schilde schlagen zusammen, der Rabe schreiet laut auf, die Rosse stampfen die Erde. „Constantin", auf seinem Haupte

[1]) J. Grimm, Andreas und Elene XIX ff. Grein, Biblioth. der angels. Poesie II, S. 408 ff.

den Wildschweinhelm[1]), der Armringe vertheilt unter seine Helden, hat einen Traum, und erblickt in den Wolken das siegende Kreuz, (was übrigens, den geschichtlichen Berichten zufolge, nicht an den Ufern der Donau geschehen sein soll, sondern in Italien); der Kampf wüthet, „die Adler der Hilda fliegen über das Schlachtfeld hin, der Sieg aber folget dem Banner des Kreuzes. Constantin empfängt von Papst Sylvester die Taufe (mit welcher es sich bekanntlich ebenfalls anders verhalten hat).

Darauf bittet er seine Mutter Elene (Helena), nach Jerusalem — von Alters her in den nordischen Sprachen Jorsal genannt — zu fahren, um hier „den Baum der Ehren, das Kreuz des Ehrenkönigs, des Siegeskönigs", ausfindig zu machen. Sie selbst heisst die „schöngekleidete, goldprangende Heldenfrau," bald Königin, bald Kaiserin. Und die mannhaft muthige Frau — denn als eine solche wird sie geschildert — macht sich hurtig reise- und kampffertig.

Flugs eilte jetzt Zu der Fluthen Strand
Der Wehrmannen Menge; Die Wogenhengste,[2])
Geschirrt standen sie Am Gestade des Meers,
Seerosse, segelvoll, Auf dem Sunde schaukelnd.
Allen ward kund Der Königin Aufbruch,
Die zum Wogenhelm[3]) Mit der Wehrschaft hinzog,
Am Strande versammelnd Stattliche Leute,
An der Wendelsee.[4]) Und wogend drängt sich

---

[1]) Ueber diesen Helm, Namen und Bedeutung, im Zusammenhange mit den Vorstellungen der nordischen Götterlehre, namentlich vom Gotte Fröj (Frei, Freier), s. J. Grimm, Andreas und Elene XXVIII folg.

[2]) Dichterische Bezeichnung der Schiffe.

[3]) „Helm" heisst häufig jede mächtig ausgebreitete Veste, viel umfassende Decke oder Hülle, und wird sonst auch vom unendlichen Luftraume gebraucht, hier und anderswo vom Meere.

[4]) Vendel-sæ, was Einige als mare Vandalicum erklären, bedeutet das mittelländische Meer. Derselbe Name (näml. Wentilsêo) kommt in dem althochdeutschen Gedichte: „Von Hildebrand und Hadubrand" vor. — Wo oben in V. 8 des Stückes das Meer genannt wird, steht im

Menge auf Menge, Markpfade wandernd.
Man belud mit Schilden, Mit Lanzen viel,
Mit Schwert und Harnisch, Mit Schaaren Streiter,
Mit Männern und Weibern, Die Wogenhengste.
Auf der schäumenden Salzfluth Schritten dahin
Die Brandungsbrecher; Und der Bord empfing
Beim Wogengewühl Des Wassers Schläge.
Laut sang die Seefluth. Nie später, noch früher,
Hat geführt eine Frau Auf Fluthenströmen
Durch die Meeresstrasse Ein stattlicher Heer.[1])

In Jerusalem versammelt sie „die weisesten der Burgbewohner" in grosser Zahl, Männer, welche die Runen (Geheimnisse) Gottes verstanden, und erkundigt sich bei ihnen nach dem „Siegesbaum", wo dieser zu finden sei, sie anredend mit strengen und strafenden Worten. Nach langer Berathschlagung verweisen sie die Suchende an einen Mann, Namens Judas. Jedoch Dieser wollte oder konnte auch nicht die Stelle angeben, wo das Kreuz verborgen sei. „Wie ergeht es doch diesem Volke?" ruft Elene aus. Von „Troja und den Kämpfen bei Troja könnet ihr erzählen, wie viele dort gefallen seien; die Orte, die Grabhügel, die verbrachten Winter (d. h. Jahre) habt ihr schriftlich wohl angemerkt: und doch geschahen alle diese Dinge so lange Zeit vor diesem hohen und edlen Ereigniss." Zuletzt lässt sie jenen Judas einsperren und Hunger leiden. Darnach fügt er sich.

Indessen weiss er wirklich selber nicht genau, wo das Kreuz vergraben sei. Er kniet nieder und betet zu Gott um ein Zeichen, durch welches das Verlorene sich ihm zeigen möchte. Da steigt an einer gewissen Stelle aus dem Boden

---

Texte Geofon, Name eines angelsächsischen Halbgottes, welcher der nordischen Meeresgöttin Gefion entspricht, sowie dem altsächsischen Geban im Heliand. Unter Geofon wird die Woge verstanden. — An einer andren Stelle unsres Stückes ist das Meer mit einem Worte (Fifelvæg) bezeichnet, welches „Fluth der Ungethüme" bedeutet.

[1]) J. Grimm, Andreas und Elene. S. 57 u. 58.

ein Rauch empor: dieses ist das Zeichen. Man gräbt nach, und entdeckt die drei Kreuze; und auch der Zweifel darüber, welches unter ihnen das Kreuz Christi sei, wird gehoben, da das eine derselben einen Todten lebendig macht.

Darnach lässt Judas selbst sich taufen, wird sogar später Bischof in Jerusalem unter dem Namen des Kyriakus. Elene erbaut auf der Stelle, wo das Kreuz gestanden hat, eine prachtvolle Kirche, lässt noch tiefer graben und findet die heiligen Nägel, welche „wie Sterne schimmern." Sie sendet sie an ihren Sohn Constantin.

Am Schlusse der ganzen Dichtung (deren Form u. A. auch dadurch merkwürdig ist, dass sie eine grosse Zahl Endreime enthält) fügt er wiederum seinen Namen ein in Runenzeichen. Ein Greis, seiner Sünden sich bewusst und von Kummer gebeugt, hatte er in nächtlichen Stunden über das Kreuz nachgesonnen. Da kommt Licht in seine Seele von „dem Könige der Macht;" und zugleich wird ihm die Kunst des Gesanges verliehen. Hinfort versteht er, „auf Grund von Büchern und Schriften" zu zeugen von dem Siegesbaume, dem Baum der Ehre" (d. i. der göttlichen Herrlichkeit).

Darauf erzählt er von seinem Jugendleben, welches er als umherziehender Skalde geführt habe, bald hier bald dort weltliche Heldengesänge (nach dem altisländischen Ausdrucke Draper) singend. Dieses ganze Treiben ist nun vorüber. Es ist anders mit ihm geworden. Wird doch dereinst die ganze Welt, und werden doch Alle, die in ihr wohnen, ein Ende haben und untergehen. Das Gericht steht bevor. Das Feuer desselben wird die Menschen in drei grosse Heerden scheiden. Die oberste Stufe in der mächtigen Gluth, welche alsdann sich erheben wird, nehmen die Frommen ein; sie werden unter Schmerzen geläutert. Dann die gewöhnlichen, der Sünde ergebenen Weltmenschen: sie werden gepeinigt, geschmolzen, aber zugleich auch gereinigt durch die Feuersgluthen, werden wie das reine Gold, sollen dereinst die Engel erblicken und den grossen Herrn des Sieges selbst. „Die Gottlosen (Gotte und seinem Heil Widerstrebenden) dagegen werden hinab-

gestürzt in den feurigen Abgrund. Mit einem Blicke auf die Erlösten, aus welchen alle Schuld der Sünde völlig ausgeschieden wird, und welche hinfort sich erfreuen dürfen des Friedens, des ewigen Reichthums, darum weil sie die Frevel, der Sünder Werke, verabscheuten, und den Sohn des Waltenden anriefen, schliesst der Gesang; zuletzt ein feierliches Amen.

Wir begegnen also auch hier jener Vorstellung, welche der alten Kirche keineswegs fremd war, von einer Reinigung mittelst der Flammen des Gerichts[1]) — einer Vorstellung, welche, mit heidnischen Reminiscenzen verschmolzen, der oben besprochenen Darstellung Kynevulfs von einem Weltbrande zu Grunde liegt.[2])

Endlich muss auch noch das im Obigen erwähnte poetische Räthsel (rædelle) ihm zugeschrieben werden. Die Lösung desselben ist der Name Kynevulf, in seiner nordhumbrischen Form: Coenewulf. Da es eine lange Reihe von Räthseln — frisch und artig hingeworfene mit weniger guten vermengt — eröffnet, so hat man ihn als den Verfasser von mehreren dieser Räthsel vermuthet[3]). Solche Räthsel waren bei den Angelsachsen besonders beliebt und in häufigem Gebrauche (besonders bei den Gilden).

Zwischen Kädmon und Kynevulf findet ein so grosser Unterschied statt, wie ein solcher in jenen Zeiten sich irgend

---

[1]) Origenes (Contra Celsum V. 15 u. a. O.) redet von einem allgemeinen Weltbrande als einem Fegefeuer für Alle, selbst für Petrus und Paulus, jedoch schmerzlos für die Frommen. In der nämlichen Richtung scheinen auch die Gedanken des Clemens von Alexandrien sich zu bewegen. Auch Gregor von Nazianz erwähnt eines solchen reinigenden Feuers (S. K. R. Hagenbach, Lehrb. der Dogmengeschichte. 4. Ausg. S. 183. 311). Durch dasselbe sollen, wie Ephraem der Syrer sagt, Alle gehen, Böse und Gute (S. H. A. Daniel, Thesaur. hymnol. III, 154).

[2]) S. oben S. 62 folg.

[3]) H. Leo, Quae de se ipso Cynevulfus tradiderit p. 21 ff.

zwischen zwei Dichtern bilden konnte, Zeiten, in denen die Eigenthümlichkeit des Einzelnen in weit höherem Grade, als es heutiges Tages der Fall ist, dem herrschenden, nationalen Gepräge sich unterzuordnen pflegte.

Kynevulf ist mehr lyrisch, und zeigt ausserdem auch mehr gelehrte Bildung, als Kädmon. Seine Dichtung ist nicht in demselben Masse treuherzig, dagegen mehr durchgearbeitet und abgerundet, jedoch zugleich innig und herzlich fromm. So findet sich bei demselben denn auch weniger von Dem, was an das Heidenthum und die erste Uebergangszeit erinnert, freilich auch weniger biblisch-evangelischer Ton. In der „Juliane" erscheinen schon Spuren der Heiligenanbetung; dazu wird hin und wieder der Werkgerechtigkeit ein bedenkliches Gewicht beigelegt. Es ist hierin der Einfluss zu erkennen, welchen um jene Zeit die römische Kirche (besonders seit der für die kirchliche Freiheit des nördlichen Englands und Schottlands verhängnissvollen Synode von Strenealhalch) auf die christliche Bevölkerung jener Lande auszuüben anfing.

Jedenfalls darf aber von dem Manne behauptet werden, dass er ein geborner Dichter war, ein Dichter von Gottes Gnaden. Und, was seine Schilderung des Gerichtstages betrifft, sehen wir ihn durchaus auf der epischen Höhe Kädmon's stehen. In so grossem Stile ist weder vorher, noch nachher dieser Gegenstand besungen worden, auch nicht von dem ernsten Sänger des Gerichts im vorigen Jahrhundert, Edward Young.

Mehrere Gelehrte halten unsern Kynevulf auch für den Verfasser von zwei, noch umfänglicheren Legendenpoesieen, nämlich „Andreas und „Gutlak".[1]) Und allerdings spricht weder im Stile, noch in dem Charakter der Schilderungen, noch in der Sprache, irgend Etwas gegen diese Ansicht. Entscheidende Gründe für dieselbe sind indess nicht vorhanden.

[1]) Thorpe. Codex Exon. p. 501. Dietrich's öfter citirte Abhandlung S. 213. J. Grimm, Andreas und Elene L.

Andreas, ebenfalls nur im Codex Vercellensis aufbewahrt, ist einigermassen vollständig auf uns gekommen. Es ist in der ganzen Reihe dieser legendenhaften Gedichte das längste (1726 Verse), während „Juliane“ das kürzeste ist. Die Quelle der Legende haben Grimm u. Kemble[1]) nachgewiesen in den *Πράξεις Ἀνδρείου καὶ Ματθεία* (sic!) *εἰς τὴν πόλιν τῶν Ἀνθρωποφάγων*, neuerdings abgedruckt in Tischendorf's Ausgabe der Acta apostol. apocrypha. Diese Schrift mag zu den Angelsachsen im griechischen Originale gelangt sein: denn seit jener Zeit, als Theodoros aus Tharsus das bischofliche Amt bei ihnen bekleidete, sind sie mit der griechischen Sprache keineswegs ganz unbekannt gewesen. Jedoch ist es auch denkbar, dass irgend eine lateinische Uebersetzung zu ihnen hinübergekommen ist.

Der Skalde eröffnet das Gedicht mit den, schon bei Kädmon vorkommenden Eingangsworten: „So haben wir erfragt“. Die erste Hälfte enthält die rasche und lebhafte Erzählung eines Schifferabenteuers, wie die Kinder der Wikinger sie ohne Zweifel mit Wohlgefallen anhörten. Nur durch die eingestreuten vielen langen Reden und legendarischen Umständlichkeiten wird sie mitunter für uns etwas ermüdend, was sie dadurch gewiss nicht für die Leute jener Zeit geworden ist. Augenscheinlich sollte diese Dichtung, ebenso wie „Judith“, „Elene“ und ähnliche, einen Ersatz abgeben für die heidnischen Heldengesänge. Die behandelten Gegenstände waren gewiss schon zuvor unter dem Volke bekannt geworden, und durchaus keine fremden.

„So haben wir erfragt! Da lebten in alten Tagen zwölf ehrenreiche Helden, Degen (Ritter) des Herrn; wenn sie auf die Helmkämme einhieben, ermattete nicht ihre Kraft. Es waren weitberühmte (grossnamige) Männer, kühne Volksführer, muthig in den Heerfahrten, überall wo Hand und Schild auf dem Walplatze streiten sollten für die Sache des Herrn.

---

[1]) Grein, Bibliothek II, 408. J. M. Kemble, The legend of St. Andrew XIII ff.

Der eine unter dieser Zahl war Mattäus". So bekommt man gleich Anfangs den Eindruck, dass Alles eingetaucht ist in die angelsächsische Denkweise: das Christenleben ist ein durchweg mannhaftes, tapferes Leben.

Mattäus war einem Riesenvolke in die Hände gefallen, „Mordwölfen", den Mermedoniern, zu den Menschenfressern gehörig. Da gebot der Herr „seinem kampfmuthigen Helden" Andreas und Dessen „Siegesbrüdern", Jenem zur Hülfe zu eilen. Und sie schickten sich hurtig an und eilten zum Strande. Dort wurden sie eines Meerbotes gewahr mit drei Fischerleuten: es waren der Herr und seine zwei Engel, was Jene aber nicht wussten. Und der Herr wird auch hier, ebenso wie bei Kädmon und in Kynevulf's Christ, in derjenigen Gestalt, welche die Germanen besonders liebten, vor unsre Augen gestellt, nämlich als der machtvolle Siegeskönig.

Andreas richtet sofort Anrede und Bitte an den unerkannten Heiland im Bote. „Wir sind des Herrn Degen und Kämpen, und sollen hin zu den Mermedoniern. Nur wenig Goldringe und Kleinode freilich habe ich zu bieten. Darum bitte ich demüthig in Gottes Namen: führe uns dorthin auf deinem Schiffe über „die Erbheimath des Walfisches" (das Meer)". Nach einigem hin und her Reden wird der Wunsch gewährt; und sie gehen unter Segel.

Da erhob sich ein Sturm. „Hornfische spielten rings umher in der brausenden See; die Möwen schrieen; der Himmel verfinsterte sich, die Wogen schwollen, die Taue prasselten;" die andren „stolzen Kämpen" entsetzten sich alle. Andreas aber tröstete sie mit männlichen Worten; und der am Steuer sass, „der Siegesherr, der Schöpfer aller Helden, der Wächter der Wogen", tröstete sie ebenfalls, und hielt den Aufruhr der Dinge in seiner mächtigen Hand. Da brach Andreas in die Worte aus:

Auf dem Ocean fuhr ich	Ic wæs on gifeðe
So einst wie heute,	iú and nu,
Im Seeboot segelnd,	syxtyne siðum
Wohl sechszehn Mal,	on sæbate,

Wo die Finger mir
Vom Fluthwasser starrten,
Auf Aegers Strom:
Doch mehr ist Eines!
Kein einzig Mal
Einen Mann sah ich
Einen Degen so stark,
Stattlich wie dich,
Am Steuer walten.
Die Stromfluth toset,
Die Wogen branden:
Das windschnelle Bot
Fliegt schaumbedeckt,
Dem Vogel gleich;
Sanft gleitet's hin.
Ja sicher weiss ich:
Auf Wasserwegen
Gewahrt' ich nie
Solch seltsame Kraft
Eines Segelbotes.
Nicht anders fährt's,
Als ob am Lande
Es stille stünde,
Wo der Sturm nicht kann,
Nicht der Wind es regen,
Noch die Wasserfluthen
Sein Steuer brechen.
Die Brandung durcheilt's
Mit vollen Segeln!

mere-hrerendum
mundum freórig,
eágorstreámas.
Is þys ane må,
swa ic æfre ne geseah
ænigne mann,
þryðbearn hæleð,
þe gelicne
steóran ofer stæfnan.
Streámwelm hwileð,
beatað brim stæðo.
Is þeós bat ful scryd,
færeð famigheals
fugole gelicost,
glideð on geofone.
Ic georne wat,
þæt ic æfre ne geseah
ofer yðlafe
on sæ lædan
syllicran cræft.
Is þon gelicost,
swá he on landsceape
stille stande,
þær hine storm ne mæg,
wind awecgan,
ne wæterflodas,
brecan brond-stæfne.
Hwæðere on brim sneoweð,
snel under segle.[1])

Stehet der Herr Jesus nicht hier ungefähr ebenso am Bord, wie in den Tagen des Heidenthums Thor oder Odin, wie im Mittelalter der heilige Olaf?

Von nun an wechselt ein gottseliges Gespräch mit dem

[1]) Kemble, St. Andrew V. 977—1009.

andren, über den Heiland, welcher im Schiffe schlief, über seinen Wandel auf Erden, über die Patriarchen; auch werden ausser den evangelischen noch andere Wunderwerke erzählt, welche der Herr verrichtet habe. Darauf versinken Andreas und seine Kämpen in Schlaf, und werden schlummernd durch die Lüfte hingetragen nach dem Lande der Mermedonier.

Die zweite Hälfte des Gedichts steht an Werthe bedeutend zurück hinter der ersteren. — Die Pforten des Gefängnisses springen auf, als Andreas nahet, welcher nun den Mattäus, und zugleich eine lange Reihe von Männern und Frauen, vom drohenden Tode errettet. Jetzt entsteht eine grosse Bewegung; man hält einen Volksthing, welcher mit den anschaulichsten Farben geschildert wird. Andreas wird gefangen genommen, gemartert, verhöhnt, dazu vom Teufel angefochten, thut aber darnach ein Wunder, indem er durch eine grosse Wasserfluth Alle in Schrecken und Angst versetzt. Das Gedicht endet mit seiner Predigt von Christo, welche die Wirkung hat, dass die Mermedonier die heil. Taufe begehren und empfangen.

„Gutlak", ein 1353 Verse umfassendes Gedicht, welches wir dem Exeter-Buche (Codex Exoniensis) verdanken, handelt von einem heimischen (englischen) Heiligen dieses Namens aus dem Krowland-Kloster. Als seine Quelle bezeichnet der Dichter selbst die Sage, wie sie unter den Priestern von Mund zu Mund gehe. Dieselbe ist in früher Zeit in lateinischer Sprache von einem Klosterbruder Felix niedergeschrieben, und in Acta sanctorum, 11. April, aufgenommen worden. Ausserdem besitzt man eine spätere altenglische Darstellung in ungebundener Rede; die Sprache ist schön und einfach. Sie ist von C. W. Goodwin herausgegeben u. d. T.: The anglosaxon version of the life of St. Guthlac.[1])

Der sinnige und schöne Eingang (aus 63 Versen bestehend), von Grein vorangestellt, steht bei Thorpe, dem Exeter-

[1]) Grein, Bibliothek II, S. 409 ff.

Buche zufolge, als selbständiges Gedicht. Seinen Inhalt bildet das steigende Verderben der Welt. Die Liebe Christi ist erkaltet; selbst die unvernünftigen Creaturen, die ganze Natur zeigt uns nicht mehr ihren ursprünglichen Adel, ihre eigentliche Schönheit. Daher fliehen Manche aus der unfrommen Welt nach abgelegenen, wüsten Orten, und finden ihre Heimath im Verborgenen, wenn auch unter tausend Verfolgungen und Anfechtungen.

„Unter diesen Gottseligen (der theure Herr schauet, wo sie sind und wohnen) können wir namentlich Einen nennen, Gutlak und berichten von ihm, wie die Sage (Rede) gehet in dem heiligen Stande." Nach diesen einleitenden Worten folgt die Legende selbst. Auch Gutlak zog sich aus dem sündlichen Treiben, in welches er selbst verwickelt worden war, zurück an den Fuss eines Berges, wo aber dieser „Kämpe Christi", welcher fleissig für die Andern betete und durch sein Vorbild leuchtete, vielen Versuchungen böser Geister ausgesetzt war. Diese Anfechtungen werden sehr speciell und etwas weitschweifig erzählt, wobei es jedoch zwischendurch an einzelnen schönen Stellen nicht fehlt. Da heisst es u. A., wie die bösen Geister gezwungen wurden, selbst ihn nach seinem Berge zurückzutragen." Und alle Vögel des Waldes sammelten sich und grüssten ihn; sie waren gewohnt aus seinen Händen gefüttert zu werden. Hatte seine milde Seele sich doch von der argen Menschenwelt abgewandt, fand aber jetzt ihre Freude an den Thieren der Wildniss.

Heiter war das Siegsfeld[1]), Das Haus das neue,
Lieblich der Vögel Sang Die Flur voll Blumen.
Guckguck kündet's Jahr. Und Gutlak darf
Heiter und harmlos Dieser Heimath brauchen.
In Gottes Schutz steht Die grüne Flur.

[1]) So wird das Gefilde, welches er bewohnte, nicht bloss seiner Schönheit wegen genannt, sondern auch weil daselbst, „beherzt zum Kampfe, der heilige Kämpe mit geistlichen Waffen eifrig sich gürtete und das Siegeszeichen Gottes, das Kreuz Christi, sich zum Beistand aufrichtete".

Schön ist insbesondere die Schilderung seines Todes.

Zur Wand geneigt
Senkt er das Haupt. Der Seele Kraft
Hält er innen aufrecht, Athmet leise,
Doch wohlgemuth. Aus dem Munde strömet
Süssester Duft, Wie zur Sommerszeit
Duftend hier und dort, Andauernd, stille,
Auf Wiesen Gewürze Wonnig athmen,
Die honigreichen: So des Heiligen Athem;
Stunde um Stunde Bis zum späten Abend
Strömte er aufwärts. Der Sonne Glanz,
Der edle, schwindet, Dass schwarz der Himmel,
Und Gewölke weithin Ueberwallet das Land,
Dass die Nebel der Nacht Hernieder sinken
Auf der Erden Schönheit: Da erscheint ein Licht,
Himmelher, heilig, Hoch über den Burgen.
Bei dem funkelnden Lichte Fühlt sich der Fromme
Von der Norne getroffen; Doch tapfren Geistes
Harrt der Edle des Endes. Um ihn strahlet
Die Glorie des Himmels Glänzend klar
Durch die lange Nacht, Dass die Luft sich heitert,
Und die Schatten schmelzen Im Schein des Tages
Bei der himmlischen Leuchte Um's Haus, das geweihte,
Seit der Abendrüste, Bis des Ostens Strahl,
Des Tages Rauschen Die Tiefen streifet,
Das Wetterzeichen[1]) Warm emporsteigt.
Kräftig spricht der Sel'ge Zum Knechte also:
„Zeit ist's, mein Genosse; Zeuch deines Weges,
Und bald entbiete Die Botschaft, die ganze,
Meiner Theuren[2]) Die Todesbotschaft.
Habe Lust gar sehr, Aus dem Leibe zu scheiden,
Und mein Geist geht flugs Zur Gottesfreude".
Drauf hebt er die Hände, Vom Herrn gespeiset

[1]) Bezeichnung der Sonne.
[2]) Nämlich seiner Schwester.

Im hehren Mahl, Und hebt die Augen,
Die Perlen des Hauptes, Zum Paradies droben,
Zum Gnadenlohn freudig. Den Geist sendet er,
Den durch Werke verklärten, Zu den Chören der Sel'gen.[1])

Sofern diese Legendendichtungen wirklich als von Kynevulf selbst herrührend gelten dürfen, dienen sie jedenfalls zum Belege für das von Anderen schon ausgesprochene Urtheil, dass seine christliche Frömmigkeit bei Weitem mehr von römisch-katholischem Gepräge an sich trug, als die des Kädmon.

Andere angelsächsische Gedichte aus der ältesten Zeit.

Nach dem einstimmigen Urtheile aller Kritiker, selbst eines Thorpe,[2]) ist eine der vorzüglichsten altenglischen Poesien der Phönix (Fênix). Er ist uns aber nur erhalten in dem Exeter-Buche, und zwar völlig lückenlos. Es ist dies ein wohlabgerundetes Gedicht, welches ungeachtet seiner lateinischen Quelle durchaus selbständig erscheint, reich an lieblichen Naturbildern, eine schöne Poesie von Anfang bis zu Ende, ja, an einzelnen Stellen hinreissend schön.

Die lateinische Quelle des Phönix ist ein dem Kirchenvater Lactantius zugeschriebenes Gedicht. Um aber zu sehen, welch ein Unterschied sei zwischen versificirter Prosa und wirklicher Poesie: so lese man neben einander den lateinischen und den angelsächsischen Text.[3]) Das Ganze ist völlig umgeschmolzen, und hat erst das Gepräge des Geistes erhalten. Wie ist

---

[1]) Thorpe, Cod. Exon. p. 178—180. Grein, Biblioth. II, S. 102.

[2]) Thorpe, Cod. Ex. VI.

[3]) In Grundtvig's Ausgabe (Phönix-Fuglen, et angelsachsik Quad. Kjöbenhavn). Ueber den Mythus s. R. J. F. Henrichsen, De Phönicis fabula: Hafniæ.

der Palmenwald uns vor Augen gemalt! Man spürt in dem Gedichte Etwas von dem Dufte und Glanze des Morgenlandes. Hierdurch unterscheidet es sich von den übrigen altgermanischen Poesien, in welchen allen sich eben nur die nordische Natur abspiegelt.

Wir theilen hier den Anfang mit: die Schilderung der Paradieseswiese, der Heimath des Phönix, welche nach den Vorstellungen der Zeit gedacht wird als auf der Erde noch vorhanden, nur verborgen. Aus Ephräm, dem Syrer, aus Avitus u. A. bis herab zu den Scholastikern des M. A. lassen sich hierfür Zeugnisse in Menge beibringen.[1])

So hab ich's erfragt: Dass fern von hinnen
Sich gen Ost erstreckt Die edelste Landschaft,
Ueberall gekannt; Doch Keinen giebt es
Der Menschenkinder, Im Mittelkreise,
Der finde den Pfad: So fern von Sündern,
Hat das Eiland verlegt Des Ew'gen Machtwort.

---

[1]) Bei Mar-Ephräm, Bischof von Edessa im 4. Jahrh., welcher 12 Oden oder Homilien über das Paradies schrieb, liegt dieses hinter dem, die Erde umströmenden Meere, voll glänzender, duftender Wohnungen für die Kinder des Lichtes. Die Bäume neigen sich vor den Reinen und rufen: „Kommt doch zu unsren Zelten, wohnet unter unsern Zweigen!" Im Uebrigen ist die Schilderung der angelsächsischen ähnlich (F. G. Uhlemann, Ephräms Ansichten von dem Paradiese, in Ilgen's Zeitschr. f. histor. Theol. I, 1, 127 ff. H. Burgess, Metrical Hymns and homilies of Ephraem, p. 113 ff., und P. P. Zingerle, Die heilige Muse der Syrer S. 125 ff.). Der Erzbischof Avitus zu Vienne (st. 523) schildert das Paradies als in Indien gelegen. Seine Beschreibung, welche sich in einer poetischen Behandlung der Genesis und Exodus findet, entspricht derjenigen des Lactantius (s. Bibliothek magna patrum VI, 1, p. 395 ff.). Ueber die Anschauung und Schilderung des Paradieses bei zwei mittelalterlichen Theologen des 13. und 14. Jahrh., Andreas Suneson und Meister Matthias s. Fr. Hammerich, En Skolastiker og en Bibeltheolog i Norden. Kjöbenhavn S. 146. 147. (Ueber den Domherrn Mag. Matthias vgl. Fr. Hammerich, St. Birgitta. Deutsche Ausg. v. Al. Michelsen. Gotha 1872, S. 49. 93 u. a. O.).

Liebliche Wiese![1]) Wonnig von Düften,
Der Erde edelsten; Einzig gesegnet
Dies Eiland vor andren; Gar edel der Künstler,
Der gepflanzt das Gefilde, Freundlich und machtvoll.
Hier öffnen sich oft Für die Ohren der Sel'gen
Die himmlischen Chöre, Des Himmels Pforten.
Eine wonn'ge Wiese, Mit Wäldern grün,
In weitem Raume. Nicht Regen, noch Schnee,
Frostes Ungestüm, Feurige Wetter,
Nicht Hagels Sturm, Noch der harsche Reif,
Nicht schwüle Sonne, Noch scharfe Kälte,
Nicht Sommers Gluthen, Grausen des Winters,
Thun weh den Bewohnern. Wohlig frisch
Ruht stets diese Wiese; Das wonn'ge Land
In Blumen prangt. Nicht bergichte Oeden,
Nicht rauhe Kämme, Noch Klippen giebt's.
Nicht Schlünde sind, Noch Schluchten zu fürchten.
Gottes Garten kennt Nicht Gift, noch Aengste.
Mit edlen Blüthen Bleibt er geschmücket.
Das köstliche Land — Von kundigen Leuten,
Von weisen Sehern Mit Worten geschildert —
Es zieht sich aufwärts, Zwölf Klafter höher,
Als alle Höhen, Die hier zu Lande
Sonnig steigen Zu den Sternen des Himmels.
Still das Siegsfeld, Sonnig der Hain,
Wonnig die Waldung, Nicht welkend die Pflanzen.
Die Blumen blinken, Die Büsche prangen
Im steten Grün, Auf Gottes Geheiss.
Die Waldbäume bleiben, Winters wie Sommers,
Mit Früchten voll; Nie flattert gelbes
Laub durch die Lüfte; Keine lodernde Flamme
Zehrt Wiese noch Wald — Bis die Wandlung kommt,
Das Ende der Welt.

---

[1]) Obige Bezeichnung des Paradieses findet sich bei Ulfilas, und im Heliand. Sie weist aber zurück auf die grüne „Folkvangr" der Edda.

Als der Wogen Drang,
Die Meerfluth einst Den Mittelkreis deckte,
Die weite Erde: Diese Wiese, die edle,
Blieb rings geschirmt Vor dem ries'gen Schwalle,
Gegen wilde Wogen Verwahret lag sie,
Durch des Höchsten Huld, Heil, sicher, friedlich.
So blühend bleibt sie, Bis der Brand hereinbricht,
Und der Tag des Gerichts, Und die Gräber alle,
Des Todes Hausungen, Ihre Thüren aufthun.

Fern bleibt dem Eiland Feindschaft und Hass,
Gewalt und Weinen, Weh' und Plagen,
So Alter wie Armuth, Auch angstvoller Tod,
Des Lebens Gefahr, Des Leides Nähe,
Alle Sünd' und Streit, Alle schneid'ge Rache,
Des Bettlers Noth Und bittrer Mangel,
Sorgvoller Schlaf, Und Schmerzenslager,
Des Winters Schneesturm, Geschleuderte Blitze,
Himmels Ungestüm, Harte Fröste,
Der Kälte Schauer Und quälende Eislast.
Vom Himmel fällt Kein Hagel noch Reifthau,
Nicht windreiche Wolken, Nicht Wasserstürze,
Durch Lüfte gejagt. Nein, Lebensbäche
Wallen auf wunderbar, Und wandeln abwärts,
Die Flur bespülend Mit Fluthen lieblich,
Wonn'ge Gewässer Aus des Waldes Mitte.
Meereskühl quellen sie In der Monde jedem
Aus der Erde Schooss, Eilig hingleitend,
Perlenhell, durch den Hain. Des Herrn Gebot
Lässt zwölfmal jährlich Durch das Zauberland
Sanft hinwogen Die wonn'gen Ströme.

Voll Blüthen hangen Hier alle Bäume
Und schönster Früchte. Es schwindet nie

Des Haines Pracht, Die dem Himmel heil'ge.
Nie sinken nieder Sterbende Blüthen,
Des Waldes Schmuck: Wunderbar tragen
Zweige umher Die Zier des Segens,
Obst immer neu Zu allen Zeiten.
Auf gras'ger Wiese Stehen, grün und frisch,
Durch des höchsten Walten Herrlich beladen,
Die stattlichen Bäume. Man zerstört auch nie
Das Holz des Haines, Dessen heil'ger Duft
Durch das Wonneland weht. Es wandelt sich nie
Durch Alter und Zeit, Bis das Ende bringt,
Der's im Anfang schuf, Seinem uralten Werke.[1])

Diesen Garten und Wald bewacht „ein wunderschöner Vogel, flügelstark; der ist Phönix geheissen", ein Vogel, strahlend in allen Farben des Regenbogens. Er hat hier seine Wohnstatt und sein Hüteramt, lebt ein seliges Leben, sich badend in den Lebensbächen und im Blumendufte. Mit Jubelgesang begrüsst er die Sonne, wenn sie aus dem Meere emporsteigt. „Keiner Posaune, keiner Harfe Ton, kein Orgelklang, keine Menschenstimme, kein Schwanengesang, keine Creatur klinget so holdselig, wie des Vogels Gesang." Und den ganzen Tag hindurch singt er, bis die Sonne zur Rüste geht.

So lebt dieser Palmenvogel, bis das Ende des Jahrtausends heranrückt. Alsdann fliegt er nach einem einsamen Walde Syriens, und bauet sich aus duftenden Kräutern in einem Palmbaume, in tiefer schattiger Zurückgezogenheit, ein Nest. Der Junisommer in seiner ganzen Feier zieht herauf. Die Winde schweigen; die Strahlen der Sonne zünden das Nest an; und der Phönix, müde aller Freuden und aller Reize dieser Erde, senket das Haupt und vergeht in Düften; das ist der Tod.

Aus der Asche entwickelt sich ein Wurm, ernährt sich,

---

[1]) Grein, Bibliothek der angels. Poesie I, S. 215 ff.

wie in den Mythen des Nordens das Leben und die „Lebensbäume", von Thau, welcher um Mitternacht herabträufelt, und bekommt Gefieder. Dieses ist der wiedergeborene, lichtstrahlende Vogel. Was aber von der Asche übrig geblieben, decket er zu mit wohlriechenden Kräutern. Alle Menschen staunen über seine Schönheit, und alle Vögel versammeln sich um ihn; er aber sehnt sich nach seinem alten „Erbsitz", freuet sich dann auf's Neue und singet von Sonne, Wald und Quellen. Er weiss, er wird sterben, sobald wieder tausend Jahre vorüber sind, aber einen heitren und seligen Tod, um neugeboren wieder aufzuerstehen.

Wie der Palmvogel, eben so der Mensch! Von diesem Gedanken findet sich keine Andeutung in der Lactanzischen Bearbeitung, vielmehr einzig und allein bei dem Angelsachsen. Mit Bildern, welche nur aus dem Vogelleben geschöpft sind, besingt er den Fall des Menschen und seine Wiederaufrichtung (Erlösung), den Untergang in den Flammen des Gerichts, die Verklärung, die Himmelfahrt zu einer morgenhellen Seligkeit, wo alles kleinere Gevögel sich um den Erlöser sammeln wird, hoch über alle Himmel. Mit einem begeisterungsvollen Halleluja endet das ganze Gedicht, welches so reich ist an schönen Paradieseserinnerungen, an jener Sehnsucht, die sich dem Reiche Gottes entgegenstreckt. Wo unser Sänger vom Weltbrande singt, kommt dieselbe Vorstellungsweise, und in derselben Form, wie bei Kynevulf, zum Ausdruck,[1]) namentlich hinsichtlich der reinigenden Gluthen, welche alle Sünden und Schanden der Schöpfung herausschmelzen. Wenn Dietrich mit so grosser Sicherheit den „Phönix" auf Kynevulf als seinen Verfasser zurückführt,[2]) so mag er besonders durch den angeführten Umstand zu dieser Annahme bewogen sein. Und diese hat ohne Zweifel Manches für sich, wie denn ausserdem das Phönix-Gedicht auch von dem Vor-

---

[1]) Eine Vergleichung, welche Grundtvig in seiner Ausgabe des „Phönix" auf S. 62 ff. weiter ausgeführt hat.

[2]) Dietrich's angef. Abhandlung in Haupt's Zeitscrift IX, 213.

wurfe einer Ueberschätzung menschlicher Werke ebensowenig ganz freigesprochen werden kann, wie jener Sänger.

Ein kürzeres Gedicht, ebenfalls im Exeterbuche enthalten, u. d. T.: Christi Niederfahrt zur Hölle, wird von Dietrich auch wieder dem Kynevulf beigelegt.[1]) Es stellt seinen Gegenstand allseitig und schön dar. Dass nur ein Bruchstück desselben uns erhalten ist, haben wir in der That zu bedauern.

Weinende „edelgeborne" Frauen eilen hin zu „des Edelings Grabe im Erdenhause." Sie finden die Thür geöffnet, und die Stätte leer. Alsbald führt der Dichter uns von dort zur Hölle hinab, wo der „Degen des Herrn", der Täufer, den gefangenen Geistern Christi nahe bevorstehende Ankunft verkündigt. Und er kommt, „der Herzog des Menschengeschlechts, der Männerheimath" — was uns an Kädmon's Ausdruck erinnert — „er erscheint, um die Mauern der Hölle zu zerstören. Er will aber keine Helmträger und Panzerhelden mit sich führen: allein zieht er in den harten Kampf." Die Pfortenriegel springen auf; da leuchtet es rings um die Pforten der Hölle. „Der Fürst aller Völker, Gottes Siegeskind", hält seinen Einzug in grosser Herrlichkeit. Adam, Abraham und „alle Helden" sammeln sich zu ihm; und als „der erste der Burginsassen" begrüsst ihn Johannes, sein Stammesgenosse. „Du, theuerwerther Herr, mit welchem zusammen ich badete im Jordan, du verliehest mir Schwert und Panzer, Helm und Waffenschmuck, du, des ganzen Weltvolkes Droste, seligster aller Siegesherren! Auf dich haben wir längst gewartet. Aus Liebe zu den Menschen hast du, unser Gott und Siegesherr, deiner Mutter Schooss selbst gesucht. Mit deiner Taufe im Jordan hast du holdselig getröstet den ganzen Mittelkreis der Erde. Dafür sei Gott Lob und Preis in Ewigkeit!" —

Endlich lässt sich noch ein weniger bedeutendes Bruchstück über den Gerichtstag hier anführen, auch das Bruchstück über Hiob, welches letzteres sowohl Stab- als End-

[1]) A. a. O.

reime enthält und gewiss erst aus ziemlich später Zeit herrührt.[1])

Eine Sage, welche im Mittelalter ihren Gang durch die ganze Christenheit machte, gelangte, und zwar sehr frühe, auch nach England, wo sie in gebundener wie in ungebundener Rede uns öfter begegnet. Wir meinen das Gespräch zwischen Salomo und Saturn.

Unter allen altenglischen Dichtungen ist keine in solchem Grade mit Allem, was zu ihrem richtigen Verständniss gehört, ausgestattet worden, wie die eben angeführte in Kemble's Ausgabe.[2]) Hätte nur der Herausgeber des Kädmon und des Exeterbuches (Thorpe) den nämlichen Fleiss und die nämliche Gelehrsamkeit hierbei an den Tag gelegt! Uebrigens ist jenes Gespräch ein sehr eigenthümliches Geistesproduct, durchaus phantastisch abenteuerlich, halb germanischen, halb orientalischen Charakters und etwas barock. Jedenfalls ist es geeignet, die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen, wie denn namentlich die Schilderungen, die es enthält, alles Lob verdienen.

Der erste Abschnitt dieses Bruchstückes enthält Salomon's Preis des göttlichen Wortes. „Gottes Wort ist gülden, mit Edelsteinen, mit Silberplatten geschmückt. Es ist lauter Weisheit und Honig für die Seele, und Milch für das Gemüth; es ist des Lahmen Arzt, des Blinden Licht, des Tauben Ohr, des Stummen Zunge, des Sünders Schild; ja, es ist die Wohnung des Herrn. Und es schlägt die Feinde in die Flucht."

Hier verwandelt sich auf einmal „das Wort Gottes" in das Pater Noster. Und dieser wohlgerüstete Kämpe, das Gebet, wird mit solchen Zügen geschildert, dass sie an den gewaltigen Donnerer, Gott Thor, erinnern. So erscheint in der prosaischen Gestalt des Gespräches „Thor mit der Feuer-

---

[1]) Thorpe, Codex Exon. p. 445 ff. 352 ff. enthält beide. Vgl. Desselben Analecta Anglosax. Neue Ausg. X und p. 152 ff.

[2]) J. M. Kemble, Salomon and Saturn.

axt" (statt des Hammers, Mjölnir), im heissen Kampfe mit dem Teufel.[1]) Jeden Buchstaben des Paternoster nennt unser Gedicht eine scharfe Waffe, welche den Satan und „Satans Degen", die bösen Geister, steche, haue, zerschmettere, vernichte. „So daher Jemand sein Schwert ziehen will, der möge zuvor ein Paternoster singen."

Der zweite Abschnitt enthält ein Räthselspiel zwischen Saturn und Salomo, jene Art geselligen Spieles, welche im alten Norden durchweg beliebt war, so dass wir an einzelne Stücke der älteren Edda erinnert werden.

„Was ist das für ein Ungethüm", — so fragt Saturn — „das hindurchfährt durch die ganze Welt und zu aller Zeit die Thränen des Kummers mit sich führt? Ihm entgehen weder die Sterne, noch die Steine, noch die Perlen der Tiefe, nicht die Wasserströme, nicht die Thiere des Waldes. Ein Jahr erscheint nach dem andren, um das Ungethüm zu füttern mit dreimal dreizehn Tausenden Derer, welche auf der Erde wandeln, welche in den Lüften fliegen, welche im Wasser schwimmen".

„Es ist das Alter!" antwortet Salomo: „Es bekommt Macht über alle Dinge. Es fället den Baum mit seinen grünen Zweigen; es zertrümmert den Schiffssteven; es frisst den wilden Vogel, den Wolf, das Eisen, und uns alle zugleich. Und es hält länger vor, als das Gestein; es steiget höher hinauf, als die mächtigen Felsberge." — Man wird hierdurch erinnert an den Ringkampf Thor's mit Mutter Aelda (d. h. dem Alter, der Zeit), welche sogar vermochte, ihn auf die Kniee zu werfen.

„Warum können wir denn nicht alle dem Reiche Gottes mit Freuden entgegengehen?" fragt Saturn. „Feuer und Frost", so lautet Salomo's Antwort, „Schnee und Sonnenwärme können nicht bei einander wohnen." — Auch das gegenseitige Verhältniss der Schicksals-Nornen, mit dem Speer und dem Vorblicke, (Wyrd, oder Urd, und Warnung) bildet den Gegen-

[1]) S. a. a. O. S. 148. J. Grimm, Deutsche Mythologie. 3. Ausg. II, 936 ff.

stand einer Frage. Zum Schlusse schildert Salomo den gefallenen Engel, welcher sich ihm mit der Norne verschmilzt, und zugleich die Sünde desselben.[1])

Vorzugsweise aus der Periode der mehr und mehr entartenden Literatur besitzen wir eine Reihe von Legenden, gereimten Predigten, deren poetischer Werth grösstentheils nur gering anzuschlagen ist. Jedenfalls dürfen wir den Verfassern nicht den Namen von Volkssängern beilegen. Auch wird der Stabreim von ihnen nicht mehr regelrecht durchgeführt. Viele derselben sind bisher noch unedirt geblieben. Als fruchtbarer Scribent auch auf diesem Gebiete ist zu nennen Aelfrik, wahrscheinlich Erzbischof von York, Bibelübersetzer und Herausgeber angelsächsischer Homilien und mehrerer Schulbücher.[2])

Er soll über dreissig gereimte Legenden gedichtet haben;[3]) wenigstens tragen sie seinen Namen. Wir nennen aus ihrer Zahl: die Abgarlegende, welche von G. Stephens, mit Uebersetzung von C. J. Brandt, herausgegeben ist,[4]) die St. Georgslegende,[5]) ferner die Legende von Lucifer's Fall, andre verwandten Inhalts, endlich jene bekannte vom Apostel Johannes und dem Räuberhauptmann.[6])

Eine nicht geringe Zahl Predigten, die sich in seinem Homilienbuche, und an andren Orten finden, sämmtlich zum grössten Theil noch ungedruckt, sind ebenfalls mit Stabreimen geschrieben.[7]) Und unter den Uebersetzungen biblischer

---

[1]) Vgl. auch Bouterwek, Cädmon LXIV ff.

[2]) Ueber seine Lebensumstände B. Thorpe, The homilies of the Anglosaxon church. Vorrede.

[3]) Dietrich's Abh. in Haupt's Zeitschrift IX, 213.

[4]) G. Stephens, Tvende oldengelske digte (Kopenh. Universitätsprogramm).

[5]) C. Hardwick, An anglosaxon passion of St. George.

[6]) E. Rask, Grammar of the Anglosaxon tongue p. 193 ff. Ueber ein höchst unbedeutendes Ueberbleibsel eines vom Pharao handelnden Gedichts, dessen Verfasser unbekannt ist, s. Thorpe, Codex Exon. p. 468.

[7]) Thorpe, Homilies of the Anglosaxon church II, 132 ff. Derselbe, Analecta Anglosaxon. Neue Ausg. p. 119 ff. G. Stephens

Bücher, welche in dem s. g. Heptateuch vereinigt sind, finden sich grosse Stücke gestabreimt, z. B. das Buch der Richter.[1])

Namentlich in dem Exeter- und dem Vercellibuche ist eine reiche Sammlung kleinerer Gedichte, theilweise christlicher, von episch-lyrischem Charakter, uns erhalten. Die Namen der alten Sänger sind längst verklungen. Ueberall, wo die Dichtung wahre Volksdichtung ist, wo sie aus dem Leben des Volkes hervorgeht, auf seinen Lippen lebt, auf dem Wege von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht häufigen Aenderungen unterliegt, da fragt Niemand nach dem Verfasser. Hätte nicht Beda im Verlauf seiner kirchlichen Geschichte auch Kädmon's erwähnt, hätte Kynevulf nicht im dichterischen Versspiele seinen Namen selbst eingeflochten: so würden nicht einmal diese zwei Namen auf uns gekommen sein.

Anstatt hier eine blosse Liste dieser sämmtlichen Dichtungen aufzuführen, ziehen wir es vor, ein paar der vorzüglicheren in Uebersetzung vorzulegen. „Die Worte der Seele an den Leib" beruhen auf der Vorstellung, dass zwar der Leib erzeugt, jede einzelne Seele aber unmittelbar von Gott erschaffen werde (Creatianismus), sowie auch auf der andren, aus dem Oriente stammenden, irrigen Anschauung, nach welcher der Leib, die Materie, als die Quelle alles Bösen angesehen wird. Eine poetische Ausprägung der erstgenannten Ansicht lässt sich schon bei Ephräm, dem Syrer, nachweisen.[2]) Und so hat sich denn die eine wie die andre Anschauung durch das ganze Mittelalter fortgepflanzt, und bildet namentlich bei den germanischen Völkern ein poetisches Lieblingsthema.[3]) Bald wird die Seele dargestellt, wie sie

---

oben angeführtes Univers.-Programm. p. 5 u. 81 ff. J. M. Kemble, Salomon and Saturn p. 120 ff.

[1]) E. Thwaites, Heptateuchus etc. p. 153 ff.

[2]) P. P. Zingerle, Die heilige Muse der Syrer S. 57 ff.

[3]) Als Quelle des Gedichtes macht Thorpe eine angelsächsische

ihrerseits den Leib schmähet; bald machen beide sich gegenseitig die lebhaftesten Vorwürfe. Das altenglische Gedicht ist uns sowohl in dem Vercelli- als dem Exeterbuche erhalten. Die hier folgende Uebersetzung schliesst sich dem erstgenannten Texte an.

Dreihundert Winter nach einander — so heisst es — muss, wenn anders die Welt so lange besteht, in jeder siebenten Nacht die Seele (nämlich eine verlorne) ihren Leichnam aufsuchen, und strenge Worte an ihn richten.

Da ruft so harmvoll Mit hohler Stimme,
Da spricht so grimmig Der Geist zum Staube:
Elende Asche, Zur Angst mir worden!
Du Wurm der Erden, Verwest in Fäulniss,
Du lehmigt Gebilde! Du lachtest dessen,
Was deiner Seele Sollte geshehen,
Sobald sie verliesse Die Leibeshütte.
Verworf'ner! was willst du? Der Würmer Frass!
Der du willig fröhntest, Vom Wahnsinn bethört,
Der lockenden Lust: Im Lehme musst du
Nun Würmer speisen! Der du wenig dachtest
Im Leben dort, Wie lang es hier währet!

Homilie namhaft, deren Original seiner Ansicht nach in lateinischer Sprache abgefasst sein soll. (Cod. Exon. p. 525.) Eine in norwegischer Prosa geschriebene Disputation zwischen der Seele und dem Leibe hat C. R. Unger: Gammel norsk Homilienbog S. 190 ff. herausgegeben. Das ältestē dänische Gedicht dieses Inhalts stammt aus dem 14. Jahrh. (In C. J. Brandt, Gammeldansk Läsebog I, 60.) Eine früher von Ghemen besorgte Ausgabe einer ähnlichen Poesie wird besprochen in Nyerup's und Rahbeck's Geschichte der dänischen Dichtkunst (Kophg. I, 127 ff.,) wo auch die Quelle derselben nachgewiesen wird. Ein später gedichtetes dänisches und schwedisches Lied, welches gleichfalls hiervon handelt, s. in Sv. Grundtvig's: Danmarks gamle Folkeviser II, 572 ff. An den erwähnten Orten fehlt es auch nicht an Nachweisungen des nämlichen Gedankens in den Literaturen anderer Nationen. Ein ebendahin gehöriges niederländisches Gedicht aus dem 14. Jahrh. ist in dem Buche „Theophilus" im J. 1838 von einem gewissen Ph. B. herausgegeben. — Vgl. Grein's Angels. Biblioth. II, 408.

Durch der Engel einen Hat von oben her
Gottes Hand dir die Seele Gesandt zur Gefährtin,
Der höchste der Herren Aus der Herrlichkeit Schoosse,
Darnach sie erkauft Mit Christi Blute.
Mich, den Himmlischen, Hast du zum Hunger verurtheilt,
In Schmach und Schmerzen Mich geschädigt zum Tode!

Warst meine Behausung! Verhaftet war ich,
Gefangen im Fleisch, Deinen Frevellüsten,
War fest umschlossen, Vom Scheine betrogen,
Als werd' es währen Der Winter tausend
Bis zur Todesstunde; Und der Trennung gedacht' ich
Ach! nur mit Aengsten, Des Endes, des bösen.

Des Wohllebens froh, Des Weines voll,
Schwelgtest du stolz: Und schmachten musst' ich
Nach Gottes Leib, Des Geistes Trank,
Während ich wallte In jener Welt mit dir.
Da ahntest du nicht, So argen Sinn's,
So stürmischer Lust, Dass Stärke dir
Der Geist nur gab, Welchen Gott gesandt.
Doch dein Wohlleben, Nicht wehren konnt' es
Meiner heissen Pein Und Höllenqual!
Einst fühlest du Meines Falles Wehe,
Wann Gottes Sohn Zusammen rufet
Am Tag des Zorns Die verzagten Menschen.

Seit dieselbe Hand, Die gesandt mich hatte,
Am Trauertage Getrennt uns beide:
Wem in der Welt Bist du werth geblieben?
Keinem Menschen lieb, Nicht Mutter, nicht Vater!
Sich zum Gesellen Sucht dich Keiner:
Nur der schwarze Rabe, Räuber der Leichen.

Der frühere Zierath, Was frommt er heute,
Das reiche Gut, Das Gold und Silber,
Der Gattin Ring, Der Grund und Boden,
Der Erden Glück, Das glänzende Erbe? —
Bloss liegt und baar Dein Gebein im Staube,
Die strammen Sehnen Zerstört, zerrissen! —
Und ich, die Seele Besuche oft dich —
Wie ich mich wehre, Doch will's der Höchste —
Schelte die Schuld, Die geschädigt mein Leben.
Ich, durch Sünden versehrt, Soll immer wieder
Aus Noth dir nahen, Zu nächtger Stunde.
Doch, hör' ich den Hahn: So harr' ich nicht länger!
Wenn frühe die Frommen Mit Freuden singen,
Den lebendigen Gott Mit Loben erheben:
Such' ich die Wohnung — Gewirkt hast du sie! —
Meine Bleibestätte, Die erbarmungsleere.

Dich zerwühlen Würmer des Staubes,
Die schwarzen Nager, Schmerz bereitend,
Die gier'gen Räuber. Das Glück ist hin,
Das dich hoch erhob, Als der Helden einen! —
Dir war zu wünschen, Weit über Alles —
Du heiligst ja Nichts, Dem Herrn zum Opfer. —
Als Fisch, als Vogel Erfunden zu werden,
Des Feldes Vieh, Dein Futter suchend,
Sinnlos durch Auen Irrend und schweifend,
In Wüsten wandelnd, Der wilden Thiere
Giftigstes, grimmstes — Wenn's Gott gefiel —
Geschaffen zum Wurm, Der niedrigsten einem:
Nur nicht ein Mensch! Der Mittelwelt Bürger!
Dazu getauft In der Taufe Brunnen!
Einst enthüllt der Herr Im hellen Lichte
Vor aller Welt Seine Wundenmale,
So die schuldgen Menschen Ihm geschlagen haben:
Antworten sollst du Für uns beide.

Denn erkunden will's Der König selber,
Welche Werke Jeder In der Welt vollbrachte.
Des Himmels Schöpfer, Hören will er,
Aus der Menschen Mund Ihre Meinthat hören,
Wie sie erwiedert Seiner Wunden Gutthat.
Kannst du Rede stehen Dem Richter Christus?
Auch der Glieder jedes, Gross oder klein,
Ein jegliches soll Am jüngsten Tage
Von Gottes Gericht Sein Recht empfangen.
Was wird der Eine Dem Andern gewähren,
Wenn der Herr aufs Neue Als Nachbarn uns einet?
Verbunden wir beide Büssen die Strafe,
Und, das du gewoben, Das Wehe mitsammen! —
So hechelt die Seele Den Hort,[1]) den ird'nen;
Und fern dem Himmel, Zur Höllen sinkt sie,
Gestraft für Sünden.

Der Staub bleibt wortlos;
Dort unten liegt er, Nicht öffnend die Lippen,
Zu verheissen dem Harrenden Hoffnung und Zuflucht.
Gespaltnen Hauptes, Die Hände modernd,
Klaffend die Kiefern, Und die Kehle gähnend,
Zerfasert die Sehnen, Zerfetzt der Nacken,
Die Finger zerfallen, Die Füsse zersplittert,
Die Rippen zerrissen Von Raupen grimmig,
Die, Leichenblut leckend, Laufen und wimmeln.
Die Zunge, zerzauset In zehen Fetzen,
Der Würmer Frass — Des Worts nicht mächtig,
Um gegenzureden Des Geistes Klagen.
Gifer[2]) heisset Der gier'ge Hauptwurm,

---

[1]) Hord, eigentlich Schatz, bedeutet öfter Seele und Geist, aber auch den Leib, dessen Werth für den Menschen und sein Wirken dadurch angedeutet wird.

[2]) Dieser Name wird von Grein erklärt: ombro, lurco (Fresser) und ist augenscheinlich identisch mit gifre, einem vielgebrauchten angel-

Dess Fresszangen scharf, Wie Pfriemen von Eisen.
Allen im Erdgrab Der Alte voran,
Zerrt die Zunge, Durch die Zähne schlüpfend,
Huschend ins Haupt Durch die hohlen Augen,
Die Wege wühlend Der Würmerschaar
Zu reichem Mahl Beim zermalmten Leichnam,
Dem Leibe des Todes, So lange vormals
In Prachtgewanden, Nun Würmerbeute,
Ihre Atzung im Staub! — Ihr Verständ'gen hört,
In der Menschen Menge Die Mahnung, die ernste![1])

Mit welcher peinlichen, allerdings für unsern Geschmack anstössigen, photographischen Genauigkeit ist hier der Verwesungsprocess, und seine zerstörenden Wirkungen geschildert! Ungeachtet alles Schiefen, Verfehlten, Abstossenden, was der Darstellung anhaftet, bringt ihr Realismus einen erschütternden, schauerlichen Eindruck hervor. Dem englischen Charakter war zu allen Zeiten die Neigung eigen, sich in die düstre Betrachtung der Todes- und der Gräberwelt zu vertiefen, mehr als den übrigen Germanen. —

Die zweite kürzere (allein in dem Vercelli-Codex, aber auch hier nur unvollständig erhaltene) Hälfte der Dichtung — die Rede der erlösten Seele an ihr leibliches Organ — ist freilich weniger grossartig durchgeführt, jedenfalls aber interessant durch den zarten Ausdruck der Zusammengehörigkeit von Leib und Seele, wobei jedoch das mittelalterliche Rühmen der Werk- und Selbstgerechtigkeit schon merklich sich einmengt. Für uns dürften, wenn auch nur bedingt, folgende Verse vor andren ansprechend lauten:

Wär's erlaubt: Geleitet' ich dich,
Selbander zu schauen Die Schaaren der Engel,

sächsischen Worte, welches „gefrässig, gierig" bedeutet, auch auf Satan und Hölle wiederholt angewandt wird. In der Edda kommt Gîfr vor als Name einer der alten unheimlichen Riesinnen, weiblicher Ungethüme. S. I. Grimm, Deutsche Mythologie II, S. 443. (2. Aufl.).

[1]) Grein, Bibliothek J, S. 199 ff.

Die Wonnen des Himmels, Erworben durch dich!
Hast gefastet auf Erden, Erfüllt mein Begehren
Nach Gottes Leib, Des Geistes Trank,
Durch dein Armsein Mir Alles erkauft;
Und deiner Demuth Verdank' ich Hoheit.
Wirst dich nicht schämen Im Schein des Tages,
Der die Frommen einst Und die Frevler scheidet:
Denn du erwarbst mir Wonne und Schätze.
Ach, lange währt es, Du lieber Mann!
Mein Inn'res leidet, Dich elend zu wissen
In der Würmer Gewalt. Dir wollte Gott
Solch Lager verleih'n, Das leid'ge, schlechte.
Doch lass dir sagen! Sorge nicht länger!
Bald sind wir gesellt Vor dem Stuhle Gottes,
Um eins mit dem andern Uns endlich zu freuen
Aller Dinge, Die du verdient hast,
Zum Himmel erhoben Und herrschend beide.[1])

In einem andren, gleichfalls von Einem Gedanken beherrschten, kunstvoll durchgeführten Gedichte wird der christliche Seefahrer geschildert, und zwar mit der Farbe tiefer Schwermuth, zugleich aber auch den Zügen altgermanischen Heroismus. Manche Stellen und Wendungen des Gedichts bereiten freilich dem Verständniss besondere Schwierigkeiten.

Nimmer versteht's,
Wer am Lande lebt Nach der Lust des Herzens,
Wie elend ich, Auf eiskalter See,
Den Winter verbracht Auf Wanderzügen,
Meinen Freunden fern, Der Freuden baar,
Von Eiszapfen schwer,[2]) Durchschauert vom Hagel.
Da hört' ich nichts, Als heulende Wogen,

[1]) Grein's Biblioth. I, 203 f.

[2]) Dieses erinnert an das Eddalied vom Riesen Hymer (Hymisqhvida), wo rings um den Riesen „die Eiszapfen klangen" (glumdu jöklar).

Die eis'ge See, Den Gesang der Schwäne.[1])
Die einz'ge Wonne Des Wasserhuhns Stimme,
Statt scherzender Zwiesprach Der Schrei des Seehunds,
Statt frohen Methtrunks Der Möwen Krächzen.
Sturm schlägt die Klippen, Die Schwalbe antwortet;
Da schreit der Adler Eis'gen Gefieders.
Keine Stimme freut Den freudlosen Sinn. —
Wohl glaubt es Keiner, Wer glücklich still
Auf Burgen wohnt, Ohn Bangen lebt,
Weinfroh und stattlich, Im steten Behagen,
Wie ich wegmüde Die Wogen brach! —
Die Nächte dunkeln, Vom Norden schneit's,
Hart gefesselt die Erde, Der Hagel schlägt sie
Mit eis'gen Körnern. Ich kann nicht anders:
Mein Herz es heischet, Die hohen Ströme
Wieder zu schauen, Und den Schwall der Wogen.
Alle Stunden Streb' ich hinaus,
Die Fluth zu durchfurchen, Und fern von hinnen
Fremdsprachiger Völker Gefilde zu sehen.
Von allen Mannen Ist so muthvoll keiner,
So kampfgeübt, So kühner Jugend,
So tüchtig und tapfer, So treu dem Drosten,
Un nicht zu sorgen, Vor der Seefahrt,
Was der Wille sei Des waltenden Gottes.
Dennoch verschmäht er Den Schall der Harfe,
Das wonn'ge Weib, Der Welt Getreibe,
Der Gilde Lust, Der Goldringe Spendung.
Mehr liebet er Des Meers Gewoge.
Solche Sehnsucht ist In des Seemanns Herzen.

---

[1]) „Die Schwäne auf der Welle," der Schwan, welcher singend über den Helden schwebt, die Valkyrien mit ihren Schwanhemden, mit Schwanfedern, der Schwan als weissagender Vogel (daher noch heute die R A.: „es schwant mir"; „es wachsen mir Schwansfedern") — diese und ähnliche Vorstellungen gehören dem ganzen germanischen Altertume an. J. Grimm, Deutsche mythologie I, 398 ff. P. Cassel, Der Schwan in Sage und Lied. 2. Ausg. S. 6 ff.

Die Bäume blühen, Im Burghof grünt's,
Die Wiesen wonnig, Die Welt voll Freude:
Ihn aber mahnt's, Den muth'gen Wandrer,
Hinauszusteuern Zur Strasse des Meeres,
Ob ihn warne Der Wächter des Sommers,
Der klagende Guckguck, Künder des Unglücks
Und banger Sorge. Verborgen bleibt
Dem Gemächlichen, Was Mancher aussteht,
Der weithin wallt Auf Wegen des Elends![1])

Aus dem Schrein des Herzens Schweift die Seele,
Und wandert weithin Ueber's wallende Meer,
In des Wales Erbreich, Weiter schweifend
Zu fernen Küsten, Und flattert wieder
Sehnsüchtig heim, Und seufzet immer:
Unaufhaltsam treibt's sie Auf Todesbahnen,
In Wasserwüsten. — Ja, werther ist mir
Die Lust am Herrn, Als Leben, das stirbt,
Das wandelbare. Ich wähne nicht,
Dass ewig bleiben Der Erde Freuden.
Von dreien Dingen Droht Eins gewisslich —
Im Todesthale Trennt's die Wege:
Das Kriegerschwert, Krankheit und Alter;
Sicher entseelt Den Sterblichen Eines.
Dem Ritter ist's Ein Ruhm, der bleibet
Nach seinem Ende Bei Ueberlebenden,
Dass er wacker wirkte, Weil er lebte,
Im Kriege kühn, Ein Kreuzesträger,
Mit tapfrer That, Dem Teufel entgegen.
Ihn preisen künftig Die Kinder der Menschen.
Auch lebt seines Namens Lob im Himmel,
Bei Engeln ohn Ende Sein ewges Heil,
In der Sel'gen Chor, Im Siegesjubel.[2])

---

[1]) Nach der ursprünglichen Bedeutung des W. „Elland", nämlich: Ausland, Fremde. Im angelsächs. Texte steht vræclâst, d. h. via exilii.

[2]) Thorpe, Cod. Exon. p. 306 ff. Grein, Biblioth. I. S. 212 f.

Wenn Kädmon uns den persönlichen Christus vor Augen gemalt hat, wie dieser mannhaft am Kreuze kämpft und siegt: so erscheint uns dagegen hier der Christ, welcher tapfer und heroisch dem Tode ins Angesicht blickt.

Wir machen ferner auf eine alte Dichtung aufmerksam, welche, gewöhnlich bezeichnet als „Klage der Frau", nach Grein's sich sehr empfehlender Vermuthung das Bruchstück eines s. g. Genoveva-Gedichtes ist. Demnach ist es Genoveva (nicht die Heilige Frankreich's, sondern jene Pfalzgräfin zur Zeit Karl Martell's), welche, von ihrem Gemahl verkannt, verstossen und verlassen, in der Einsamkeit des Ardennenwaldes ihren Schmerz in diese Klagen ergiesst:

Oft gelobten wir's,
Der Tod nur dürfe Trennen uns beide,
Ausser ihm Keiner. Wie anders jetzt!
Ach, nunmehr ist Wie nie gewesen,
Das früher uns ein'te, Der Freundschaft Band.
Mich umfängt dafür Feindschaft des Freundes!
Wohnen soll ich Im Waldesdunkel,
In der Erdenkluft, In Eichbaums Schatten.
So härm' ich mich Unterm Hüttendach!
Rings finstre Schluchten Und Felsenhöhen.
Ein düstrer Burgzaun, Aus Dorn erwachsen,
Wonnelos die Wohnstatt, Vom Wehe erfüllt.
Mein Fürst ist ferne! Draus folgt das Leiden.
Irr' ich einsam In erster Frühe,
Unter Eichenästen, In der Erdschlucht Grauen:
Dann ruh'n auf dem Lager Die Lieben ferne!
Ich sitz' und sinne Am sonn'gen Tage,
Und weine immer Um's Weh des Lebens,
Kann der nagenden Noth Niemals vergessen,
Noch Ruhe finden Vor dem rauhen Leid,
Vor Sorg' und Gram, Der Sehnsucht Wehe. [1])

[1]) Thorpe, Cod. Exon. I, p. 442. Grein, Biblioth. I, 245 f.

Diesen und ähnlichen Erzeugnissen der altchristlichen Dichtung gingen zugleich mancherlei lyrische zur Seite. In der letzteren Gattung ragen vor Allen zwei Dichter hervor, nämlich Bischof Aldhelm (st. 709) und König Aelfred der Grosse (st. 901). In dem Erstgenannten hat man mit Grund den Verfasser der hundert davidischen Psalmen vermuthet, welche — eine kernige Bearbeitung der Vulgata in angelsächsischer Sprache — nach einer in Paris gefundenen, dem 11. Jahrhundert angehörigen Handschrift im J. 1835 von B. Thorpe herausgegeben sind.[1]) K. Aelfred aber wird als Uebersetzer der sinnreichen Metra des Boethius[2]) genannt (vielleicht giebt er sich selber, wenn auch in etwas räthselhafter Form, als solchen zu erkennen). Vor Demselben soll schon Bischof Asser sie aus dem Lateinischen übersetzt haben.[3]) Das ganze Buch ist zum Trostbuche bestimmt[4]), und mag auch wohl dem königlichen Bearbeiter selbst, unter seinen Missgeschicken, zum Troste gedient hahen. Die Latinität des Boethius ist eine feine, geschmackvolle, und in dieser Hinsicht mag die vorliegende alte Uebersetzung zurückstehen. Jedoch hat sie in andrer Hinsicht ihre Vorzüge.

---

[1]) B. Thorpe, libri Psalmorum versio antiqua Latina cum paraphrasi Anglosaxonica. Grein, Bibliothek II, 411 f.

[2]) Grein, Bibliothek II, 295 (Dis Eingangsverse). Die ursprüngliche Handschrift ist durch eine Feuersbrunst zerstört; aber die von Franz Junius genommene Abschrift ist erhalten (S. Grein a. a. O. S. 412 f.)

[3]) S. Malmesbury, Rerum anglicarum scriptores ante Bedam p, 24.

[4]) Das Gepräge des Buches ist mehr philosophisch, als positivchristlich. Die lateinische Grundschrift ist oft herausgegeben, z. B. A. M. S. Boethii consolationis philos. libri V. Lugduni Batav. 1671. Im 11. Jahrh. wurde im St. Gallen Kloster dem Originale eine deutsche Uebersetzung gegenübergestellt (S. W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch. 2. Aufl. Neuer Abdr. S. 138 ff.). In dem „philosophischen" 18. Jahrhundert erfuhr das Buch ausnehmend viele Gunst, und wurde in mehrere europäische Sprachen übersetzt. (Die Verse der dänischen Uebersetzung des T. B. Giörup, 1756, wird man versucht als eine Parodie anzusehen). Vgl. G. Baur, Boetius und Dante. Leipzig 1873.

Einen Volksdichter dürfen wir indess Aelfred freilich nicht nennen. Als Probe folge hier, d. h. in möglichst getreuer Nachbildung, das dritte Metrum des zweiten Buches.

Wieder ihren Wortschatz Erschloss die Weisheit,
Sang ihren Wahrspruch Und sprach weiter:
Wenn strahlenden Lichtes Die Sonne aufgeht
Am heitren Himmel: Wie hurtig schwinden
Hoch über der Erde Die andren Sterne!
Denn all ihr Glänzen Gleicht doch nimmer
Der Sonne Strahlen, Ihrer Segensfülle.
Wenn aus Süd und Westen Mit sanftem Hauch
Winde zieh'n und Wolken: Erwachen baldigst
Frische Blumen im Felde, Froh, es zu dürfen.
Ein starker Sturm, Mit strengem Blasen
Aus Nordost nahend — Wie nimmt er flugs
Allen Rosen den Reiz! Und ruhiges Meer,
Der Wind zerwühlt es, Sich wälzend nordher,
Dass es schlägt die Lande. Wie schäumt die Woge!
Ach! dass auf Erden Ein ewig Bleibendes
In der weiten Welt nirgend Seine Wohnung findet![1])

Die übrigen lyrischen Gedichte von christlichem Charakter, soweit sie uns noch geblieben sind, bestehen aus geistlichen Liedern, Gebeten, einigen Umdichtuugen davidischer Psalmen, verschiedenen Bearbeitungen des Vaterunsers, des apostolischen Glaubens etc. Einzelne derselben finden sich ebenfalls im Exeterbuche, andre hier und dort zerstreut. Grein, in seiner Angelsächsischen Bibliothek, hat uns eine werthvolle Auswahl derselben gegeben.

Inzwischen hatte sich aber der Endreim weiter entwickelt und geltend gemacht. Wir besitzen aus jener Zeit ein gereimtes Gedicht,[2]) welches sich augenscheinlich als

[1]) Grein, Biblioth. II, 301. Nr. VI.
[2]) B. Thorpe, Codex Exon. 352 ff.

blosser Versuch, als ein Kunststück darstellt. Allmählich kamen jene Heldenlieder (Kämpeweisen genannt) auf, deren eines wir besitzen in dem Liedchen Knud's des Grossen:[1])

Süss sangen sie, die Mönche auf Eley;[2])
Da ruderte eben König Knud vorbei.
„Gesellen, rudert uns näher zu Land,
Auf dass wir hören der Mönche Gesang."

Darnach trat in England jener geistige Verfall ein, ohne Zweifel ein weit um sich greifender Verfall, nämlich Ueberschwemmung des Landes durch die Normannen, Tage grosser, Alles niederdrückender Noth. Von diesem Zeitpunkte an wurden Sitten, Lebensanschauungen, kurz Alles umgewandelt.

Obgleich das hier vorzugsweise in Betracht gezogene Zeitalter der alten Dichtung jetzt vorüber war, so lässt sich doch ein genauer Zusammenhang nachweisen zwischen jenen Gesängen und der an ihre Stelle getretenen, welche auch in ähnlichem Stile gehalten waren. Eine kurze Besprechung der letzteren dürfte hier also wohl am Orte sein, und das um so mehr, da sie ausserhalb Englands bisher wenig bekannt geworden sind. Dort scheinen diese Epigonen etwas mehr Aufmerksamkeit erregt zu haben, als Kädmon und die übrigen alten Angelsachsen.

Auch in dem bezeichneten neuen Abschnitte der Culturentwickelung behielten die Dichter des englischen Volks den überlieferten Stabreim bei. Aus dieser späteren Zeit existirt, wenn auch nur als Bruchstück, ein noch in der ursprünglichen englischen Mundart abgefasstes Gedicht „über das Grab." Seiner ganzen Tonart nach, welche eine ernst düstere ist, lässt es sich mit einer Poesie des Syrers Ephräm[3]) ver-

[1]) S. Turner, History of the Anglosaxons. Pariser Ausg. III, 164
[2]) Ely, eine zur Grafschaft Cambridge gehörige Insel.
[3]) Zingerle, Die heilige Muse der Syrer S. 81 ff.

gleichen, dessen Schriften jedoch schwerlich damals nach England gekommen waren. Es lautet folgendermassen. (Beiläufig sei bemerkt, dass es beinahe durchweg sich mit je zwei Reimstäben begnügt, an Stelle der eigentlich normalen drei):

Eh' du geboren,
Baut' ich dein Haus.
Als im Schooss der Mutter,
Schüttet' ich dein Grab —
Kein Mass seiner Höhe,
Kein Mass seiner Tiefe.
Jahr und Tag
Die Thüre offen,
Bis ich dich bringe,
Wo du bleiben sollst.
Dann nahm' ich Mass,
Das der Markung dazu.
Nicht hoch gewölbt ist
Die Wohnung dein,
So eng und schmal
Die Schlummerstätte,
Gar niedrig gebettet
Beine und Fersen;
Und das Bretterdach
Ist der Brust so nahe,
Bitterlich kalt
Die Kammer drunten,
Im Haus kein Fenster,
Finster Alles.
Wirst da eingeschlossen:
Der Schlüssel beim Tode.
Ein übles Erdhaus,
Ungern bezogen!
Sollst da wohnen,
Der Würmer Zehrung.
Du legst dich schlafen,

Ðe wes bold ge-byld
er þu i-boren were;
ðe wes molde i-mynt
er ðu of moder come.
Ac hit nes no i-diht,
ne þeo deopnes imeten;
nes gyt i-loced,
— hu long hit þe were —
nu me þe bringæð
þer ðu beon scealt,
nu me scaal þe meten,
and ða mold seoðða.
Ne bið no þin hus
healice itinbred,
hit bið unheh and lah,
þonne þu list þer-inne;
ðe hele-wages beoð lage,
sid-wages unhege,
þe rof bið i-byld
þire broste ful neh.
Swa þu scealt on mold
wunien ful cald;
dureleas is þæt hus,
and dearc hit is wiðinnen,
ðær þu bist feste bi-dytt,
and Dæð hefð þa cæge!
Ladlic is þæt eorð-hus,
and grim inne to wunien,
ðer þu scealt wunien,
and wurmes þe todeleð.
Ðus ðu bist i-legd,

Lässest die Lieben.	and ladæst þine fronden.
Doch der Freunde keiner	Nefst ðu nenne freond,
Fährt gerne zu dir,	þe þe wylle faren to,
Dass er dich sehe	ðæt efre wule lokien,
Als Sand und Asche,	hu þe þæt hus þe likie;
Die Thüre öffne,	ðæt æfre undon
Um dich zu sein.	ðe wule ða dure,
Ungestalt bist du,	and þe æfter lihten.
Uebel zu schauen!	For sone þu bist ladlic,
	and lad to iseonne![1])

Aus der Zeit Wyclif's (1324—84) besitzen wir das herrliche, die Reformation vorbereitende Gedicht: „Piers Ploughman", eine Poesie, welche von Anfang bis zu Ende sich an „die Gewissen" wendet, und ernste Angriffe gegen die kirchlichen Zustände jener Zeit richtet. Es ist durchaus im alten Volkstone abgefasst, mit den regelmässigen drei Reimstäben, also in der ursprünglichen Weise, welche in den niederen Schichten des Volkes immer fortgelebt zu haben scheint. (Vgl. G. Lechler, Joh. v. Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation. 1873. I, 246 ff., wo der „Ploughman" nach Inhalt und Form ausführlich besprochen wird). Nachdem es im Jahre 1550 zuerst im Druck erschienen war, folgten sich schon in demselben Jahre drei, später aber noch viele Ausgaben. In solchem Masse fühlte man sich angesprochen von dem wesentlich evangelischen und protestantischen Geiste der Dichtung.

Erwähnung verdient ferner ein neuer Fund biblischer Gedichte aus demselben Zeitabschnitte.[2]) Sie sind sämmtlich stabgereimt, in der mittelenglischen Mundart, aber sehr reich an Worten und Ausdrücken von nordischer Wurzel und Ueberlieferung. Selbst die Walkyrjen tauchen mitunter plötz-

---

[1]) Thorpe, Analecta Anglosax. Nova ed. p. 153 h.: „The grave" (Zwei garnicht zu deutende Zeilen haben wir im Obigen ausgelassen).

[2]) R. Morris, Early English alliterative poëms.

lich auf, jedoch in der kirchlich gebildeten Bedeutung böser Hexen.[1]) Der Dichter war ein besonders gebildeter Arzt, und zugleich ein christlicher Sänger, welcher diesem Namen Ehre macht.

Dieser Fund besteht aber aus drei grösseren Dichtungen. Gegenstand der ersten, vorwiegend lyrisch gehaltenen, ist des Dichters persönliche Trauer über den Tod einer kleinen Tochter, „seiner lieblichsten Perle." In diesem Gedichte herrscht schon der Endreim vor, jedoch in Verbindung mit dem Stabreime. Ein Traumgesicht, in welchem dem Vater die Vollendete erschienen ist, bildet die Grundlage des Gedichts. Die zwei anderen, ausschliesslich im Stabreim gedichteten, enthalten eine Reihe epischer Schilderungen aus der Geschichte des alten Bundes, u. A. die theilweise wahrhaft meisterhaft und in grossem Stile ausgeführte Geschichte des Propheten Jonas. Eine kurze Probe, jedoch aus einem andern Zusammenhange, dürfte hier genügen.

König Belsazar sitzet beim üppigen Festmahl, Wein schlürfend aus den heiligen Gefässen des unterjochten Volkes Israel.

In hoher Halle, Auf des Herrschers Burg,
Wo die Wand am klarsten Von Kerzen glänzte —
Da erschienen fünf Finger, Fuhren vorüber!
Grauenhaft gross, Einen Griffel führend,
Eines Menschen Hand, Doch haupt- und armlos,
Ritzet Runen, Gericht verkündend.
Belsazar, der böse, Bebt ob dem Zeichen;
Schaudert zusammen, Vom Schreck getroffen,
Dass bleich und bläulich Die Geberde starrt.
Ein Schlag, wie Donner, Schlägt die Glieder;
Die Beine knicken, Die Kniee schlottern.
Verzerrt die Züge, Zuckend die Hände,
So heult er auf, Wie der Hund in Tollwuth,

[1]) A. a. O. p. 85.

Stiert auf die Hand Und den Stift, den Schreiber,
Bis die Runen fertig, Die räthselvollen.
Als die scharfe Feder Die Schrift gegraben,
Wie die eiserne Pflugschaar Furcht den Acker:
Da verlöschen die Runen; Leer die Mauer!

Nachher schildert das Gedicht des Königs Tod. „Er, welcher stolz da gesessen, unter lautem Gespötte trinkend aus den heiligen Schalen — nunmehr gilt er, was der todte Hund gilt, welcher im Graben liegt". An ähnlichen malerischen und drastischen Schilderungen fehlt es auch sonst in jenen Gedichten durchaus nicht.

Merkwürdig ist aber die besondere Vorliebe, welche die Engländer seit Kädmon's Tagen bis auf den heutigen Tag für das alte Testament bewahrt haben. Aus dem Mittelalter besitzen wir eine erhebliche Anzahl von Dichtungen (freilich endgereimten), deren Stoff daher genommen ist. Dass den Puritanern die Bücher des alten Bundes so gut wie ihr Eins und Alles wurden, ist bekannt.

Uebrigens ist der Stabreim auch in der Folgezeit unter den Engländern volksthümlich geblieben. Nicht vor dem 17. Jahrhunderte ist er verstummt. Den Ursprung und die Wiege dieser dichterischen Form aber muss man im Northumberland suchen.[2]) Nächst Island ist es also England, welches am längsten hierin das Altgermanische festgehalten hat.

Im Vorhergehenden haben wir das altenglische christliche Epos, soweit dieses den Wechsel der Zeiten bis zu unserer Kunde überdauert hat, zur Anschauung zu bringen gesucht. Gewiss, wir haben die glückliche Fügung zu preisen, welche von jenem Schatze der Vergangenheit wenigstens soviel erhalten hat. Nicht mehr als vier oder fünf gerettete Hand-

[1]) A. a. O. p. 83 f. Schon in dem kurzen, oben übersetzten Stücke finden sich sechs unverkennbar nordische Wörter.

[2]) Conybeare, Illustrations of Anglosaxon poëtry. LXV. spp.

schriften umfassen das Ganze; in doppelter Aufzeichnung existiren nur ein paar Stücke, dazu von geringerem Werthe. Wären aber, mit so vielen andern, auch jene wenigen Handschriften verloren gegangen: so würden wir von allen den Dichtungen, von denen wir hier ein Bild entwerfen durften, kaum die geringste Kunde haben.

Und diese angelsächsischen Ueberbleibsel füllen nun doch etliche ganze, starke Bände, während Deutschland und der Norden Nichts besitzen ausser dem „Heliand" und einigen andren kleineren Poesieen. Wir sind also vollkommen im Stande, uns von dem Charakter jener Poesieen eine klare Vorstellung zu bilden. Hier tönet uns ein echt volksthümlicher episch-christlicher Gesang entgegen, welcher in der Geschichte der Literatur durchaus einzigartig dasteht, wie wir dieses in der Folge noch näher nachzuweisen gedenken. Ausserdem ist das Licht, welches aus dieser Quelle sich über den geistigsn Zustand eines germanischen, nicht lange vor jenen Erzeugnissen erst in die christliche Kirche eingetretenen Volkes ergiesst, durch gar nichts Anderes zu ersetzen, ein Gewinn, welcher gleichfalls noch weiter zur Sprache kommen wird.

Hierbei fällt zugleich die besondere Bedeutung ins Gewicht, welche für die Entwicklungsgeschichte sämmtlicher germanischen Völker gerade den Angelsachsen zukommt. Sie waren es ja, welche ihren Stammesgenossen jenseits des Meeres nicht allein das Christenthum, sondern überhaupt die höhere Geistesbildung vermittelten. Denn ausser Italien, waren es damals vorzugsweise die britischen Inseln, welche die Schätze des classischen Alterthums aufbewahrten. Wir erblicken in jenen englischen Ansiedlern aus den Sachsenländern und dem Norden ein besonders frühe gereiftes Volk.

Ungeachtet einer gewissen geistigen Schwerfälligkeit, welche das nordische Klima mit sich führte, ungeachtet der besonderen Schwierigkeiten, die das den Angelsachsen geläufige kurze, scharftönende und etwas einförmige Versmass dem poetischen Ergusse bereiten mochte, entfalteten dennoch ihre Sänger eine reiche und tiefe Begabung. Und in ihren

poetischen Schilderungen standen ihnen, wie wir uns überzeugt haben, sowohl helle als düstre Farben zu Gebote.

Jedoch Form und Einkleidung der Dichtungen entstammten der heidnischen Zeit. Sowie diese ihre Götter- und Heldenpoesie besessen hatte, so vernehmen wir aus dem Munde der christlichen „Skalden" Gesänge, welche von dem höchsten Drosten, Könige (Herrn) und Herzoge handeln, sowie auch von seinen Helden und Degen (Rittern oder Jarlen). Selbst das altgermanische Räthselspiel vermissen wir nicht, und zu dem „Hávamál", dem Weisheitsbuche der Edda, haben wir ein Seitenstück in den sog. „gnomischen Versen" und „Metren".[1]) Aber die christliche Geistesströmung ist schon ausreichend in sich selbst erstarkt, um mit ihrem eigensten Inhalte jene überlieferten Formen auszufüllen. Ja, sie ist kräftig genug, um sogar die altheidnischen Geschichtssagen selbst, wie z. B. in der „Beowulfs-Drape", christlich anzuhauchen und gleichsam zu taufen, während sie im skandinavischen Norden noch längere Zeit ihre naturwüchsige Grossartigkeit und Wildheit ungemildert behielten.

Die deutschen Stammesbrüder haben gleichfalls von den Angelsachsen einen geistigen Impuls empfangen, so dass auch sie einstimmten in die nämliche christliche Weise. Auch auf den Norden haben dieselben eingewirkt, wenngleich auf Norwegen und Island nur in geringerem Masse.

Lässt man die Angelsachsen ausser Acht, so versteht man weder die Wege, auf denen das Christenthum sich über Europa verbreitet hat, noch die der europäischen Cultur, so wenig die Geschichte der germanischen wie die der romanischen Völker.

---

[1]) B. Thorpe, Codex Exon. p. 333 sq. Ebendaselbst p. 380 sq. findet sich eine Sammlung poetischer Räthsel, welche zum Theil einen ähnlichen Charakter tragen, wie die in dem Gedichte: „Salomon und Saturn" enthaltenen.

Altdeutsche Dichtungen.

Die zwei Bruchstücke, welche in Verbindung mit dem „Heliand“ und dem Lehrgedichte „der Christ“ den ganzen Umfang Dessen ausmachen, was von altdeutschen christlichen Dichtungen auf uns gekommen ist, sind gleich diesen auf das Sorgfältigste untersucht worden. Diese bilden aber eine kleine Literatur für sich.

Wie wir bei der angelsächsischen Epik von denjenigen Gesängen ausgegangen sind, in welchen sich am klarsten der Zusammenstoss und Kampf des Heidenthums und Christenthums abspiegelt, so wollen wir denselben Ausgangspunkt auch bei diesem Abschnitte wählen. Wir beginnen daher mit dem nach seiner Fundstelle so genannten Wessobrunnergebete.[1]) Die Mundart desselben hält Müllenhoff für die altsächsische, andre Gelehrte dagegen für die hochdeutsche, mit Beimischung der Altsächsischen. Das Gedicht muss um die Zeit Karls des Grossen entstanden sein. Die hier dem Texte nachfolgende meisterhafte Uebersetzung ist von K. Müllenhoff.

---

[1]) Bei dem Dorfe Wessobrunn, unfern Weilheim in Oberbaiern, liegt das, um 740 gestiftete, Benedictinermönchskloster; die Handschriften der Klosterbibliothek, darunter die jenes in der 2. Hälfte des 8. Jahrh. in alliterirenden Versen verfassten Gebetes, sind sämmtlich der Königl. Bibliothek in München einverleibt. Im J. 1827 hat W. Wackernagel dasselbe herausgegeben. Sowohl der Text des Gedichtes als die ganze betreffende Literatur findet sich in K. Müllenhoff's und W. Scherer's Denkmäler deutscher poesie und prosa aus dem VIII—XII. jahrhundert. S. 1 ff. und 243 ff. Vgl.: Die beiden ältesten deutschen gedichte, durch die Brüder Grimm. S. 80 ff. und K. Müllenhoff: De carmine Wessofontano. Berlin, 1864.

Dat gafregin ih mit firahim	firinuizzo meista,
Dat ero ni uuas no ufhimil;	[noh þaum noh þereg ni uuas;]
ni suigli sterro nohhein,	noh suana ni liuhta,
noh mano	noh der mareo seu.
Do dar niuuiht ni uuas	enteo ni uuenteo,
enti do uuas der eino	almahtico cot,
manno miltisto,	enti manake mit inan,
cootlihhe geista.	enti cot heilac. . .

In heutiges Deutsch übertragen, lauten vorstehende zwei Strophen, wie folgt:

Also lernt' ich unter den Leuten	Der Lehren wahrste, [stamm].
Dass Erde nicht war, noch Him-	[Keine Höhe, noch Baum-
Kein heller Stern, [mel,	Noch die Sonne leuchtete,
Noch der Mond,	Noch das Meer, das hehre.
Auch nicht Eines war da,	Nicht Ende noch Grenze.
Doch war der Eine	Allmächtige Gott,
Der Männer mildester,	Und Manche mit ihm,
Herrliche Geister,	Und Gott der heilige. . .

Hierauf folgt ein kurzes Gebet „um rechten Glauben und guten Willen“ (ohne festes Metrum, wahrscheinlich späterer Zusatz).

„Also lernt' ich von Leuten“, „also habe ich's erfragt oder erlernt unter den Leuten“ — mit dieser Formel, welche uns schon von den Angelsachsen her wohlbekannt ist, hebt also auch der deutsche Sänger an. Hier aber ist es gewiss keine blosse Formel, sondern volle Wahrheit, sofern des Sängers Gewährsmann nicht die Bibel selbst ist, sondern die alte Sage, der Volksmythus, wie er unter den Menschen wandelte. Es folgen nämlich zehn Zeilen, in welchen unverkennbar die Völvesspaa — oder Völuspa, jener grössere und bedeutendste Bestandtheil der älteren Edda — und zwar die dritte Strophe (nach Munchs Ausgabe), zur Hälfte auch die fünfte, durchklingen. Die zwei letzten Zeilen geben sich durchaus als

Schilderung des nordischen „Ginnunggagap", d. h. gähnenden, grenzenlosen Schlundes, oder des formlosen Chaos, aus welchem die Welt geschaffen worden. Allem Anscheine nach sind sie einer damals allgemein bekannten altsächsischen Dichtung aus der heidnischen Zeit nachgebildet. Auch Kädmon's Schöpfungsgeschichste verleugnet ja nicht gewisse heidnische Reminiscenzen.[1])

Und hierin besteht eben das Merkwürdige dieses Bruchstückes, als ein neues Zeugniss dafür, dass der tiefsinnige, ahnungsreiche Mythus des nordischen Alterthums unmittelbar übergehen konnte in die Vorstellung eines Christen. Sowie der Apostel (Ap.-Gesch. 17, 28) an einen altgriechischen heidnischen Vers erinnert, als ein Zeugniss von unsrer Verwandtschaft mit Gott, ebenso weiset hier der alte Skalde zurück auf den nordischen Schöpfungsmythus. Diess hätte er aber gewiss nicht gethan, wenn er nicht gerade in einer Zeit lebte, in welcher seinem Volke das Christenthum zum ersten Male aufdämmerte. Darnach hat er ein paar Zeilen hinzugefügt von der Erscheinung des allmächtigen Gottes mit seinen Engeln, womit er wiederum einen Gedanken ausspricht, welcher dem Ideenkreise seiner Landsleute keineswegs ganz ferne lag, sofern diese, woran wir nicht zweifeln dürfen, jenes Gesicht der Völvesspaa kannten von der zukünftigen Welterneuerung, „wann der Grosse zur Abhülfe (til styret), oder zur Erlösung kommen wird und ein ewiges Gesetz verkündigen".

Ob nun der Sänger selbst oder ein Anderer das unmittelbar sich anschliessende „Gebet" hinzugefügt hat, muss zweifelhaft bleiben. Es soll vielleicht auch aus Versen bestehen, welche jedoch nicht eben wohlgelungene heissen dürfen. Uebrigens finden wir dasselbe Gebet auch an einem andern Orte verzeichnet.[2])

Die Gelehrten, welche sich mit der Auslegung unsres Bruchstückes beschäftigt haben, stellen verschiedene Vermuthungen auf. Die heidnischen Verse mögen ursprünglich

[1]) S. o. S. 41. f.

[2]) W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur I, 45.

in dem sog. Liódahátr (oder Ljodothstafir, d. h. den „alten Liedstäben“ oder Allitterationen) gedichtet und später von einem Unkundigen umgearbeitet worden sein; die christlichen Verse aber waren vermuthlich irgend einer grösseren Dichtung entlehnt, ähnlich derjenigen Kädmons über den Engelfall und die Schöpfung. Solche Sätze lassen sich indessen, auf dem gegenwärtigen Standpunkte unsrer geschichtlichen Einsicht, nur als Hypothesen aufstellen.

Das andere altchristliche deutsche Fragment, welches nicht minder von mythischen Erinnerungen durchdrungen ist, hat den jedenfalls zu seinem Anfange wenig passenden Namen „Muspilli“, d. i. Feuerwelt (seit J. A. Schmeller 1832), richtiger „Von der Zukunft nach dem Tode“ (Müllenhoff) erhalten. Es ist ein ziemlich langes Gedicht in hochdeutscher Mundart, und erweakt besonderes Interesse als der einzige, entschieden hochdeutsche Ueberrest aus jener frühern Zeit. Aufgeschrieben ist es im neunten Jahrhundert. Mehrere haben hierbei an Kaiser Ludwig den Deutschen gedacht, welcher als junger Mann es alsbald nach seiner Entstehung abgeschrieben haben soll. Eine etwas zweifelhafte Vermuthung. Wahrscheinlich ist das Gedicht ziemlich viel älter, als die Abschrift. Der Sänger wird ein Laie gewesen sein, welcher sich durchweg an das von den „Männern Gottes“, „den Weisen“ ihm Berichtete hielt. An einigen Stellen mengt sich unter die Stabreime der Endreim. Vilmar (Deutsche Nationalliteratur S. 34) nennt es ein Gedicht, welches an Erhabenheit der Schilderung nur der heiligen Schrift selbst nachstehe, und nur mit Einem deutschen Gedichte (dem „Heliand“) wetteifere.

Der Eingang ist lückenhaft. Alsdann aber heisst es:

Geht im Sterben Der Geist von hinnen,
Und lässt zurück Des Leibes Hütte,
Naht ihm ein Heer Von des Himmels Sternen,
Aus dem Rauche das andre, Zu ringen um ihn.

Drum sorge Jeder Vor dem jüngsten Tage
Zu welchem der Zwei Gezählt er werde.
Wird die Seele gesellt Zu Satans Haufen,
So geleitet man sie Zu leidigen Orten,
In finstre Nacht Und Feuerqualen.
Doch, holen die Seele Die Himmelsboten,
Und wird sie zum Erbe Der Engel gesellt:
Diese heben sie hoch In's Himmelreich,
Wo das Leben nicht stirbt, Das Licht nie dunkelt,[1])
Wo der Sel'ge nicht sorgt, Nicht siecht noch weinet.
Wer ein Partner Des Paradieses ward,
Im Himmel heimisch, Fand Hülfe genug.[2])

Mit Warnungen und Ermahnungen schliesst diese Schilderung.

Müllenhoff und Scherer wollen in diesem Gedichte die frühesten Spuren entdecken von jener Vorstellung eines Kampfes, in welchem Engel und Teufel mit einander ringen um den Besitz einer Menschenseele. Darin dürften sie jedoch fehl gehen. Schon Ephräm der Syrer hat nämlich ein schönes Gedicht über denselben Gegenstand, welches zugleich, seltsam genug, im Versmasse der uralten germanischen Dichtungsweise (fornyrdalag) auffallend ähnelt.[3]) Dieselbe Anschauung wird übrigens von jenen beiden Gelehrten weiter sowohl in Frankreich als auch bei den Slaven nachgewiesen.

Von der Beschreibung des künftigen Schicksals der Seele geht das Muspilli über zu den letzten Zeiten. „Weise Männer" — so heisst es — erzählen von dem Kampfe zwischen

---

[1]) Vergl. die ähnlichen Züge in der Schilderung oben S. 89 u. 90 Anmerk.

[2]) Der Text in Müllenhoff's und Scherer's „Denkmäler", 2. verm. Aufl. S. 6, V. 2—17. Ebendas. S. 270 s. die Anmerkung. S. 270—272.

[3]) Zingerle, Die heil. Muse der Syrer S. 109 f. wo er ausdrücklich das Gedicht bezeichnet als ein im Versmass des Grundtextes übersetztes. H. Burgess, Select metrical hymns and homilies of Ephraem p. 29 ff.

dem Propheten Elias und dem Antichrist, „dem Wolfe“ (uarc), welcher hier die Gestalt jenes „Surtur“ (des schwarzen Wächters an der Grenze von Muspelheim, mit flammendem Schwerte) anzunehmen scheint. Elias wird verwundet; und ebenso, wie von Thor[1]) und den Asen in ihrem Kampfe mit den Riesen erzählt wird, überall, wo sein Blut auf die Erde träufelt, zündet es den Weltbrand an: der Himmel und Midgaard (die Mittelmark = die Erde) brennen; der Mond stürzt herab. „Da kann ein Freund dem andern nicht helfen vor Muspilli (dem Weltuntergang).[2]) Letztere, auch im „Heliand“ festgehaltene, Reminiscenz aus der Edda tritt beinahe in einer Personification auf. Das Wort: „Der Eine könne dem Andern nicht helfen“ findet sich buchstäblich in der Völvespaa (Strophe 45, Ausg. von Munch). — Hieran schliessen sich wieder fromme Ermahnungen.

Die Posaune, „das himmlische Horn“, erschallt; der Richter ruft zum Thinge (dem grossen Gerichte); die Engel erwecken die Todten. „Daselbst wird die Hand zeugen, auch das Haupt, alle Glieder, selbst der kleine Finger, welcherlei Unthat jedes Glied verübt habe“. Alsdann wird das Kreuz vor Augen gestellt, Fröj's[3]) oder Frono (d. h. des Herrn) Kreuz, an welchem der heilige Christ gehangen.

Hiermit schliesst das Fragment. Jeder wird in demselben den einen und andern Zug wahrnehmen, durch welchen er an den Tag des Gerichts, das „grosse Feuer“ erinnert wird, sowie an den Herrn als Siegeskönig, Züge, wie sie in Kynevulf's „Christ“ vorkommen, auch an das oben besprochene „Wort der Seele an den Leib“.

Die beiden zuletzt durchgegangenen Gesänge sind nur

[1]) J. Grimm, Deutsche mythologie. 2te Ausgabe I, 158.

[2]) J. R. Köne, (Ausgabe des Heliand S. 498—99) leitet „Mutspelli“, wie es im Heliand geschrieben wird, ab. von mut oder mund, d. h. das Feste, und spelli, d. h. Auflösung, Zerstörung, so dass die Bedeutung wäre: Zerstörung des Festen, des Bestehenden. Vgl. J. Grimm, Deutsche mythologie, 2. Ausg. II, 769 ff., wo die Worterklärung doch etwas anders ausfällt.

[3]) Wie bei Kädmon. S. oben S. 26. Anmerk.

geringeren Umfangs, dennoch aber geeignet, über die uranfänglichen Zustände des deutschen Volkes Licht zu verbreiten. Sie beweisen nämlich, dass hier die herrschenden Vorstellungen des Heidenthums von dem Anfang und Ende aller Dinge die nämlichen gewesen sind, wie im hohen Norden.

Man findet ferner noch Volksdichtungen aus dem 9ten und 10ten Jahrh. (Leiche, Lieder), theilweise mit den Melodien, nach denen sie gesungen wurden; z. B. den Gesang vom heil. Petrus, vom Christ, von der Samariterin, vom heil. Georg.[1]) Sie alle gehören indessen einer andren Entwickelungsstufe an, wie denn in ihnen schon durchweg der Endreim herrschend ist; und weil sie nicht direct zur Beleuchtung unseres Thema's dienen, eignen sie sich füglich nicht, an diesem Orte näher beleuchtet und erwogen zu werden.

Der Heliand und sein Sänger.

In der zweiten Ausgabe (1562) des kirchengeschichtlichen Werkes des Matthias Flacius: Catalogus testium veritatis, findet sich ein, aus einer alten Handschrift geschöpfter, „Anhang", überschrieben: praefatio in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum. Hier berichtet uns der ungenannte lateinische Verfasser folgendes.

Kaiser Ludwig der Fromme trug Sorge, dass alle deutschen Unterthanen seines Reiches in die Kenntniss der heil. Schrift eingeweiht würden. Und er ertheilte einem Sachsen, welcher unter seinen Landsleuten für einen guten „Sänger" galt, den Auftrag, das alte und das neue Testament in deutsche Verse zu übertragen. Der Mann leistete willig dem Gebote des Kaisers Gehorsam. Er nahm demnach die Schöpfungsgeschichte zu seinem Ausgangspunkte, und vollendete die dichterische Auslegung des ganzen alten und neuen Testa-

[1]) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler. Nr. IX. X. XVII.

ments. Manche erzählen auch: dieser Mann sei bis dahin der edlen Sängerkunst völlig unkundig gewesen, in einem Traume aber sei er (ähnlich wie vor ihm der Skalde Kädmon) aufgefordert worden: „in seiner Muttersprache das heilige Lob Gottes zu singen".[1])

Dr. E. Windisch[2]) findet diese Erzählung ihren wesentlichen Bestandtheilen nach durchaus glaubwürdig und auf unsern „Heliand" bezüglich. Dieser sei, meint er, nicht lange nach Kaiser Ludwig's Zeit niedergeschrieben worden. Indessen sei die in jener uralten praefatio enthaltene Angabe über den Inhalt des Gedichts nicht ebenso glaubwürdig; ihr Verfasser könne es nicht selber gelesen, wenigstens nicht ordentlich gelesen haben.

An jene s. g. praefatio schliesst sich bei Flacius ein kurzes lateinisches Gedicht.[3]) Hier wird jener Sänger geschildert als ein Bauer, welcher bisher wohl zufrieden mit seiner Hütte, seinem Vieh, seinem Pfluge, dahingelebt hatte. Da vernahm er im Traume eine Stimme, welche ihm befahl: ferner nicht seine Zeit unnütz zu vergeuden, sondern zum Preise des Herrn zu singen. Von diesem lateinischen Gedichte nun urtheilt Windisch, es müsse nicht lange nach der „praefatio" gedichtet sein, und zwar von Jemand, der wenigstens die Einleitung zum „Heliand" selbst gelesen habe. In dieser sei allerdings nicht die Rede von einer Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments; die in dem erwähnten Einleitungsgedichte stehenden Verse aber, welche auf Dergleichen hindeuteten, seien nichts weiter, als ein kurzer Auszug der dreissig Verse des Heliand, welche in Köne's Ausgabe die VV. 75—105 ausmachen. Am wahrscheinlichsten findet er, dass, was man damals in Deutschland gerüchtsweise von Kädmon und seinem Gedichte erfahren hatte, mit dem „Heliand" und seinem Sänger vermengt worden sei.

Und hierin darf ihm gewiss Recht gegeben werden. Die

[1]) E. Windisch, Der Heliand und seine Quellen. S. 114 ff.
[2]) A. a. O. S. 22 ff. 87.
[3]) A. a. O. S. 115 f.

Erzählung von dem Dichterberufe, welcher auch diesem Sänger im Traume soll widerfahren sein, war eine blosse Sage, und nicht weniger auch das in der „praefatio" Berichtete von seiner Uebersetzung sowohl des alten als des neuen Testaments. Der ungenannte Sänger hat nur den „Heliand" gedichtet, weiter Nichts. Ob aber nicht Mehrere bei der Ausarbeitung des Gedichtes sich betheiligt haben mögen[1]) bleibt eine schwer zu entscheidende Frage.

Von der Abstammung unsers Sängers meint Köne, dass er, seiner Mundart nach zu urtheilen, wohl ein Westfale, und zwar aus dem Münsterlande gewesen sei.[2]) Aber in welchem Verhältnisse stand er zu den Angelsachsen? Schmeller[3]) sagt: er müsse den Kädmon und andere altenglische Skalden gekannt haben, da er unverkennbar an mehr als Einer Stelle an diese erinnere; er möge wohl den angelsächsischen Missionaren, welche den deutschen Boden betraten, nahe gestanden haben. Und Letzteres dürfte als unzweifelhaft anzusehen sein.

Die Angelsachsen, Stammverwandte des Sachsenvolkes, brachten, von der Liebe Christi gedrungen, das Evangelium nach Deutschland. Und sie brachten gewiss zugleich alle Kenntniss und Bildung mit sich, welche ihnen eben zu Gebote stand, namentlich ihre Liebe zur germanischen Muttersprache und die mancherlei dichterischen Erzeugnisse ihrer Heimath. Diesen ihren Einfluss mussten wir schon in den beiden kleineren oben besprochenen Poesieen aus alter Zeit erkennen, und auch bei diesem grösseren Dichterwerke gewahren wir dieselbe Einwirkung des Bruderstammes. Die ganze Form der Dichtung, der herrschende Ton, merklich verschieden von dem der heidnischen „Drapen", ist offenbar bei Angelsachsen und Deutschen im Grunde einer und derselbe. Und zwar waren die Ersteren unverkennbar die Lehrmeister.

Bei mündlichem Gedankenaustausche hörten wir zwei

[1]) A. a. O. S. 13 ff. S. 85—87.

[2]) J. R. Köne, Heliand (Münster 1855, S. 562).

[3]) J. A. Schmeller, Heliand. Proömium. XIV. XV.

hervorragende Forscher in unserer nordischen Heimath hierin noch weiter gehen. Sie gingen so weit, wie schon vor ihnen der Engländer Haigh[1]) gegangen ist. Der Heliand, sagt man nämlich, ist eine Uebersetzung aus dem Altenglischen, vielleicht aus dem Kädmon. Und hierbei führt man jene Sage an von dem Traume des Sängers, welche ja deutlich auf Kädmon zurückweise, ferner auf den allerdings merkwürdigen Umstand, dass die beste Handschrift des Heliand gerade in England, nämlich zu London, aufbewahrt ist, auch nach Schmellers Ansicht von der Hand eines Angelsachsen herrührt,[2]) was sich sogar in gewissen Wortformen verrathen soll. Endlich verweiset man auch auf den Sprachton, welcher dem altenglischen so auffallend ähnlich sei.

Hiergegen erheben sich jedoch wichtige Bedenken. Der Bericht von dem alten sächsischen Sänger macht nicht gerade den Eindruck einer leeren Erfindung; und warum sollte nicht Aehnliches an mehreren Orten vorgekommen sein? Ferner, was die stereotypen bildlichen Ausdrücke der Dichtersprache betrifft, so wendet der Heliand sie in geringerem Maase an, als die Angelsachsen. Ueberhaupt finden sich im Ganzen des Stiles nicht zu übersehende Verschiedenheiten. Und, wieviel man auch schon von altenglischen Sprachdenkmälern zu Tage gefördert hat: bisher hat man doch weder irgend eine Nachricht beibringen können von einer Dichtung, welche als die Grundschrift des Heliand gelten dürfte, noch das kleinste Fragment einer solchen Quelle.

Ueber die Zeit der Abfassung dieses unleugbar originaldeutschen Gedichtes sind die neuesten Gelehrten ziemlich einverstanden. Es war die Zeit Ludwig's des Frommen. Und zwar besteht Windisch[3]) auf die Jahre 825—35, während Grein den Zeitraum von 815—20 annimmt, was jedoch in der Hauptsache keinen Unterschied macht. Der ältere Schmeller verlegte dagegen unser Gedicht in die Zeit Carl's

[1]) D. H. Haigh, The Anglo-Saxon Sagas. 6.
[2]) J. A. Schmeller, Heliand. Proömium. IX.
[3]) E. Windisch, Der Heliand und seine Quellen. S. 83 f.

des Grossen.[1]) Die Sprache ist altsächsisch; die Versform erscheint (sicherlich aber besonders in Folge späterer Worteinfügungen oder- Häufungen) weniger regelmässig, als in den uns erhaltenen andren altdeutschen Geisteserzeugnissen. Von den zwei Handschriften, in denen wir das Gedicht besitzen, ist — wie oben erwähnt — die Londner die vorzüglichere, welcher die Münchener im Ganzen nachsteht,[2]) während der Sprachton in der letzteren der mehr echt sächsische ist. Und vorzugsweise aus diesem Grunde wird sie von den Herausgebern als eigentliche Grundlage benutzt.

Ueber die Quellen des Heliand besitzen wir von den zwei zuletzt genannten Forschern sehr ins Einzelne gehende Untersuchungen, theilweise freilich aus abweichenden Gesichtspunkten. Auch Grünhagen, Köne, Vilmar, Schmeller[3]) besprechen die Quellenfrage. Vor allen anderen ist Tatian's Evangelienharmonie benutzt worden (eine sehr alte Compilation aus den Evangelien, welche, wahrscheinlich mit Unrecht den Namen jenes um 172 n. Chr. gestorbenen, gnostisch gerichteten Kirchenlehrers tragend, im Urtexte nicht mehr vorhanden ist; aus ihr ist schon frühzeitig eine so benannte altfränkische Evangelienharmonie durch einen unbekannten Verfasser hervorgegangen.[4]) (Jedoch ist mit dichterischer Freiheit von derselben Gebrauch gemacht worden; das neue Testament scheint unmittelbar kaum irgendwo benutzt. Demnächst hat der Dichter Beda's, des Ehrwürdigen (st. 735)

[1]) C. W. M. Grein, Die Quellen des Heliand. S. 116. Schmeller a. a. O. XV.

[2]) Köne, Heliand S. 561. Schmeller, Heliand, Proömium. V. folg.

[3]) A. F. C. Vilmar, Deutsche Alterthümer im Heliand. 1845. Schmeller a. a. O. XI. folg. C. Grünhagen, Otfried und Heliand. S. 21. Das Gedicht ist herausgegeben von Schmeller, Köne und Heyne. Bruchstücke desselben hatte schon früher Hickes und R. Nyerup herausgegeben.

[4]) Die oben erwähnte deutsche Uebersetzung der s. g. Ev. Harmonie Tatians ist ohne Zweifel auch in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. entstanden, jedoch wahrscheinlich etwas jünger, als der Heliand — jedenfalls eine höchst bedeutende Quelle für die altdeutsche Sprache. S. A. Koberstein, Grundriss der deutschen National-Literatur. 4. Ausg. I, 95f.

Commentare zu den Evangelien, und Desselben Hexaemeron zu Rathe gezogen, ferner Gregor's d. Gr. (st. 604) Homilien, endlich einige Schriften von Augustin und Hieronymus.[1])

Windisch will jedoch keine Spur einer Benutzung von Beda's Matthäus und Johannes gefunden haben, wogegen er die des Hrabanus Maurus (st. 856) und des berühmten Alcuin (st. 804) mit Nachdruck hervorhebt. Weil er die Abhängigkeit von Hrabanus betont, dieser aber schon 822 Abt in Fulda ward, auch bald nachher daselbst die erste öffentliche Klosterschule in Deutschland (nebst Bibliothek) errichtete, so ist Windisch geneigt, die Abfassung des Gedichts in die Jahre zwischen 825—35 zu verlegen.

Wenn Köne, und vor ihm Vilmar, die mündliche Erzählung und Ueberlieferung als Hauptquelle für den Sänger geltend gemacht haben, so ist diese Ansicht von Windisch zurückgewiesen worden. Die auch im Heliand immer wiederkehrende Wendung: „So habe ich's erfragt, oder erfahren" — denn nur im Eingangsgedichte wird ausdrücklich auf das Neue Testament hingewiesen — sei eben nur eine gewohnheitsmässige epische Formel, weiter Nichts gewesen.[2]) Diese Behauptung möchten wir jedoch in Zweifel ziehen. Es gilt nämlich, sich in die Seele und Stimmung des Sängers zu versetzen. Dieser sitzet nicht da und dichtet, wie der Gelehrte in seiner Kammer unter seinen Büchern sitzet, jetzt das eine, dann das andere Buch herunterholend und nachschlagend. Und am wenigsten dürfte ein Laie, ein Skalde aus dem Volke, in alter Zeit so verfahren sein. War der Mann, wie gemeiniglich angenommen wird, in einem Kloster gebildet worden, so wird es mit seiner Bildung ungefähr ebenso gegangen sein, wie mit der des Kädmon. Niemals konnte Lectüre und Studium für ihn die Bedeutung bekommen, welche sowohl Grein als Windisch vorauszusetzen scheinen. Unleugbar hat sich

---

[1]) Grein, Die Quellen des Heliand. Insbesondere das Resultat seiner betr. Untersuchung s. S. 113 f.

[2]) Windisch, a. a. O. S. 85 f.

in ihre, übrigens so anerkennenswerthen, Untersuchungen eine etwas irrige Vorstellung eingemengt.

Der „Heliand“ (Heiland), das grösste aller epischen Gedichte des alt-christlichen Germanenthums, ist eine die Thatsachen lebendig reproducirende Reimchronik, welche das Leben des Herrn von der Verkündigung seiner Geburt bis zur Himmelfahrt durchgeht. Im Wesentlichen folgt sie der Schrift. Dem Ganzen ist eine befriedigende Abrundung zu Theil geworden, sowie auch die Form der Rede durchweg klar und schön ist. Allerdings geht, was nicht geleugnet werden soll, das Gedicht häufig etwas in die Breite, besonders da wo der Reim Schwierigkeiten verursacht. Ueberall aber athmet ein frommer Sinn, der den Sänger beseelende Herzensglaube; überall liegt in dem volksthümlichen Tone etwas unser Gemüth Ansprechendes. Nicht selten lautet die Rede wie nachdrucksvolle Sinnsprüche Einzelne stehende Bilder kehren häufig wieder, jedoch, wie schon bemerkt wurde, in geringerer Zahl, als es der Fall ist bei den Angelsachsen.

Der „Heliand“ bildet nicht, wie die Dichtungen Kädmon's, einen Romanzenkreis. Der Gang ist einfacher, gleichmässiger als dort, ruhig fortschreitend. Der Sänger schwingt sich nicht zu solchen Höhen empor, wie Kädmon sie erreichen kann; indessen ist er, was man alsbald durchfühlt, ein geborner Dichter. Wo irgend der Gegenstand die Veranlassung giebt, stimmt er kühn eine höhere Tonart an. Die Natur und ihre Erscheinungen sprechen zu seinem Gemüthe. Von ihr, vom Walde, vom Meere, versteht er zu singen, ebenso aber auch von den Vorgängen des häuslichen, nicht weniger auch des öffentlichen Lebens — das Volksleben zeichnet er in den lebhaftesten Genrebildern — endlich auch von den Bewegungen einer frommen Seele. Und gerade, wie Kädmon, athmet er jedesmal tiefer auf, wenn die Schwerter gezückt werden, die Waffen klirren. Dieses ist einmal die germanische Signatur.

Die eigenthümlichen Bedürfnisse seines Volkes verliert er niemals aus den Augen. Auch er hat, gleich den Sängern

der Angelsachsen, „seinen Herrn“, „den Landeshirten, den Burgherru“ und seine „Degen“ in germanisches Fleisch und Blut gekleidet. Der heldenmüthige „Volkskönig“ sorgt für seine Gefolgschaft und für sein treues Volk, umgiebt sie mit starkem Schutze, geht für sie in den Tod, als der Kämpfer gegen Sünde und Satan; und sie folgen ihm in den Tod. Das ursprünglich deutsche Verhältniss zwischen dem Könige und seinem Volke, „seiner Heeresfolge“, hat hier seine Verklärung gefunden. Die göttliche Hoheit des Herrn wird dabei eben so wenig ausser Augen gesetzt, wie seine Knechtsgestalt; sie treten nur zurück vor dem Bilde des Volkskönigs. Und auch hier sind es der mannhafte Christus und seine mannhafte Gefolgschaft, welche wir vor uns erblicken; am stärksten aber tritt bei der Gefolgschaft die Mannhaftigkeit und Heldenart hervor, während der König hier, und zwar vorzugsweise, im Lichte der himmlischen Milde, also als der Friedenskönig erscheint.

So trägt denn Alles in dieser Dichtung den Charakter des Heimathlichen; und wo in der biblischen Erzählung etwas demselben Fremdes und Fernliegendes vorkommt, da lässt der Sänger des Heliand es nicht fehlen an einer Auslegung, da ist er bemüht, es dem Volke näher zu bringen. Jedoch ebenso wenig wie bei Kädmon darf man darin die Frucht eines angelegten Planes oder eine Berechnung sehen. Nein, der Dichter ist eben ein Mann des Volkes, und kann gar nicht anders als im Volkstone singen. Beständig kommen alte, gewohnte Ausdrücke, alte Sagen aus dem Heidenthum vor: Midgaard, Hilde, Gefjon, Norne (vielmehr thiu Wurd), Hel (sowohl männlich als weiblich), selbst Muspilli. Liegt doch der Zeit des Sängers das Heidenthum gar nicht so ferne. Gott heisset „der Volksgott, der Siegsherr“. So oft Gläubige aus der Heidenwelt erwähnt werden, belebt sich Ausdruck und Ton: das Volk der Juden dagegen ist dem Sänger des Heliand nichts weniger als sympathisch.

Diese ausgezeichnete Dichtung ist dennoch bei andern deutschen Stämmen, ausserhalb des Gebietes der Sachsen,

nur wenig bekannt geworden. Der um nicht Vieles später lebende Otfrid, ein Franke, und zwar ein literarisch kundiger Mann, erwähnt mehrere christliche Gedichte, dieses aber nicht.

Nach einer Einleitung „über die heiligen himmlischen Worte und ihre Rune (ihr Geheimniss), über Gottes Gebote", wie sie aufgeschrieben sind von den vier Evangelisten, welchen Gott wunderbare Weisheit geschenket, geht der „Heliand" zu seiner eigentlichen Erzählung über. Diese folgt, wie erwähnt, den Berichten der Evangelien.

Als der Engel vor Zacharias steht, redet Dieser zu ihm in volksthümlicher sächsischer Weise von seinem hohen Alter und dem seines Weibes, seiner „Bank- und Bettgenossin": „Das Fleisch ist uns verfallen, voller Falten die Haut, der Leib gekrümmet, matt das Auge; Lebenskraft, Muth und Macht sind dahin". Und von dem kleinen Johannes heisst es nachher: „So lieblich war sein Leib, helle die Haut, Haar und Nägel blank, die Wangen blühend".

„Von der Romaburg sandte der mächtige Mann, Octavianus, ein Gebot an alle Weltvölker, und gebot allenthalben Jedermann, seinen Erbsitz (sein Urheim) aufzusuchen", dass er dort geschätzet werde. Die Geburt des Herrn von der Maria, „der schönen Maid" (mit dem altgermanischen edlen Worte „Dise" benannt) ist eines hochgebornen Königs Geburt, und der Stern der Weisen der „Königsstern". Die Hirten zu Bethlehem sind „Rosshirten (ehuscalcos), Wehrmänner auf der Wacht, der Stuten zu warten und des Viehes im Felde". Sie kommen, „Gottes Friedenskind" anzubeten. Die Geschichte von den heiligen drei Königen hat allerdings, jedoch als die einzige Ausnahme, einen kleinen legendenhaften Zusatz erhalten.

Als der Herr getauft wird, „da setzt sich auf seine Achsel eine Taube". Sollte hier nicht eine Erinnerung an Odin's Schulter hineinragen?[1]) Die vierzigtägige Versuchung

[1]) J. Grimm, Deutsche mythologie. 3. Ausg. 1, 134 f.: „Die beiden raben (nicht nur muthig, sondern auch weise und klug) sitzen dem

geht vor sich in einem ungeheuren Walde (sinweldie), wo der „Erbfeind", der „finstre Frevelmann", dem Christ alle Herrengüter (Erbsitze) der ganzen Welt zeigt. Darnach tritt „der reiche Christ, der Volkskönig, der mächtigste Fürst", sein grosses Werk an. Und die Berufenen stellen den Pflug bei Seite, werfen das Netz hin; Matthäus, der Schatzmeister, verlässt sein Gold, und erwählt sich lieber einen „milderen Goldgeber" d. h. König. Von allen Burgen strömen „Degen" und Helden herbei, treue, edelgeborene Jarle (Grafen, Ritter), wortweise Mannen, und begeben sich in Rune (d. h. geheimes, auf die Geheimnisse des Himmelreichs bezügliches, Gespräch) mit dem Waltenden (waldand), dem Herrn.

Die Bergpredigt wird ausführlich wiedergegeben. Es wird ein Volksthing gehalten: „Da sitzet der Landeshirt, Gottes eigenes Kind; und seine treuen Helden stellen sich im Kreise um ihn, sinnen und schweigen und warten auf seine Rede. Er aber, der da die Leute lehren soll, wie sie Gottes Lob in diesem Weltreich wirken mögen, ernst sitzet er da, schweigt, betrachtet sie lange, ist ihneni m Herzen hold, der heilige Droste. Dann öffnet er den Mund und lehret sie gewaltiglich von seinem Vater, dem Siegeskönige,[1]) vom Gesetze und vom ewigen Leben, vom Paradiese, Gottes grüner Wiese.

Als Probe stehe hier eines der Gleichnisse:

Wer meine Lehre will
Im Herzen hegen, Halten und sinnen,
Sie zu leisten im Leben, Gleicht dem Manne
Dem sinn'gen, klugen, Besonnenen Muthes,
Der auf Felsengrunde Festet sein Haus,
Legt Steige hinauf, Wo die Stürme nicht
Ihn bewältigen, Noch Wogen, noch Regen.

Odin auf den achseln, und sagen ihm alles ins ohr, was sie sehen und hören. — Im mittelalter ist genug vom sitzen der taube auf der Schulter die rede".

[1]) Dieser, in der angelsächsischen Poesie so häufige Name, findet sich im Heliand (Köne's Ausg.) V. 3150, 7483 und 8182, wird aber an allen diesen Stellen nicht anders gebraucht als von Gott dem Vater.

Bei Wind und Wetter Unbewegt steht es
Hoch auf dem Felsen, Gefugt im Grunde,
Dem steinigen, Die Stätte sein Schutz
Vor Windstössen: So weicht es nimmer.
Wer aber der Mannen So gemuthet nicht ist,
Zu lernen meine Lehre, Sie im Leben zu üben,
Dem Thoren gleicht er, Dem tollen Manne,
Der am Ufer, im Sand Sein Saalhaus bauet,
Wo der Westwind, Der Wogen Strömung,
Seewellen es brechen, Weil Sand und Gries
Nicht wehren können Der Winde Andrang.
Zerschellt wird es Vom Schwall der Wogen,
Weil nicht gefestet Auf fels'gem Grunde.[1])

Weiterhin, bei der Erklärung des Gleichnisses vom Säemann, wird über den Glauben folgendermassen geredet:

Da breitet sich in der Brust Das Gebot Gottes,
Der liebreiche Glaube Wie in Land und Feld
Das keimende Korn, Wo's bekleiben mag,
Wo die Wurda[2]) wohlthut Und des Wetters Gang,
Regen und Sonne Es gerathen lassen.[3])

Aus der Belehrung des Herrn über das Vergeben fremder Sünden mögen hier die Schlussworte folgen:

Da fragte Petrus,
Der Degen hehrster, Den Herren sein:
„Wie oft soll ich Denen Die also mir
Ein Leid anthaten, Lieber Droste, —
Soll ich siebenmal Ihre Sünde erlassen,
Ruchlose Werke, Eh ich Rache nehme,

[1]) Heliand, Köne V. 3607—44.

[2]) Wurdh, Vyrd (das Gewordene, Werdende und Werdensollende) ist der altdeutsche Name für Norne, durch das ganze Mittelalter hindurch als persönlich vorgestellt, wofür später „Schicksal" u. dgl. S. J. Grimm, Deutsche mythologie, 3. Ausg. I, 376 ff.

[3]) Heliand, V. 4944—53.

Dem Leid zum Lohne?“ Der Landeswart sprach,
Der Gottessohn, Zu dem guten Degen:
„Nicht sag' ich von sieben, Wie du selber meinst,
Und dein Mund meldet; Mehr leg' ich zu:
Siebenmal siebenzig Sollst du Jedem
Sünd erlassen und Leid. Die Lehre geb' ich
Mit wahrem Wort. Gewalt verlieh ich,
Dass du meines Hauses Höchster wärest
Vor der Menschen Menge. Drum sei milde ihnen,
Den Leuten gelinde.“[1])

Mit der Wunderthätigkeit des Herrn hebt in seinem Leben ein ganz neuer Abschnitt an, eng verbunden mit der Ankündigung des nahe herbeigekommenen Himmelreichs.

Erzählen mag Niemand
Und nach Wahrheit rühmen, Wie der Wunder viel
Bei den Wehrmannen that Der waltende Christ,
Bei dem Volk der Juden In des Vaters Namen,
Seine Lehre kündend Den langen Tag,
Das Himmelreich verheissend, Dem Höllenzwang wehrend,
Mit mächt'gem Wort, Sie mahnend und treibend,
Das Leben Gottes Mit Lust zu suchen,
Der Seelen Licht, Das selig ew'ge,
Das Walten des Herrn, Das wonnig klare,
Die Gottesglorie,[2]) Wo der Geister viele
Nach Wunsche wohnen, Die willig hienieden
Die Gebote hielten Des himmlischen Königs.[3])

Ein frisches, lebendiges Gemälde nach der Natur ist die Beschreibung des Festmahles (der Gilde) im Palaste des Herodes, wie auch die Hochzeitsfeier zu Kana.

---

[1]) Heliand, V. 6479—6508.
[2]) Vgl. die Schilderung der Seligkeit oben S. 89. 90 Anm. u. S. 137.
[3]) Heliand, V. 4151—73.

Da war im Festsaal
Der Mannen Menge, Eine mächt'ge, zu Hauf,
Auch der Herzöge, im Haus, Wo der Herr sass
Auf dem Königsstuhl. Da kamen Juden
Viele in den Gastsaal, Wurden guter Dinge,
Frisch und fröhlich, Des fürstlichen Spenders[1])
Wonne gewahrend. Und Wein, gar edlen,
Brachten schwärmende Schenken, Aus Schalen giessend,
Aus goldnen Krügen. Grosser Jubel
Erfüllt die Halle: Die Helden tranken.
Es gelüstet traun Den Landeshirten,
Seinen Wehrmannen Es wonnigst zu machen.
Drum heisst er kommen Die kecke Maid,
Des Bruders Tochter, Wo zu Tisch er ruhet,
Und zum Weibe spricht er Weingelaunet,
Grüsst sie vor Allen, Gerne bittend
Dass sie Scherzspiel übe Zur Schau den Gästen,
Fein lustig im Saal. „Lass die Leute sehen
Deine Kunst, zu vergnügen Den Kreis der Mannen,
Der Bankgenossen".[2])

Dass der Sänger aber auch das Seeleben aus persönlicher Erfahrung kannte, lässt seine lebensvolle Schilderung eines Sturmes vermuthen: „Da liessen sie ein hochgehörntes Meerbot durch die klare Fluth schneiden. Das Tageslicht schritt vorwärts, die Sonne sank: jetzt herrschte Nacht und Nebel. Die Mannen aber trieben das Schiff weiter über die Meereswogen. Da kam die vierte Stunde der Nacht. Und der erlösende Christ gewahrte die Schiffsleute. Darnach ward der Wind mächtig; die Wogen braus'ten; die Strömung stand dem „Steven" entgegen, und die Mannen mussten gegen den Wind hart ankämpfen".

[1]) „Boggebo", Ringschenker, gehört zu den stehenden Bezeichnungen für einen König. Das Gleiche in der angelsächsischen Poesie (bealgifa, i. e. armillarum largitor = rex).

[2]) Heliand V. 5461--97.

Besonders anschaulich ist das Bild der Verklärung des Herrn:

Aus den Jüngern erkor
Er sich alsbald Den Simon Petrus,
Jacob, Johannes, Jünger beide
Und Gebrüder auch. Drauf den Berg erstieg
Sammt den Gesellen Das sel'ge Gotteskind,
Mit den Degen drei Der Drost der Völker,
Der Welten Walter, Der Wunder viel,
Ihnen zu zeigen, Dass zweifelsfrei
Sie in ihm sähen Den Sohn des Höchsten,
Den heil'gen König! Einen hohen Wall
Erstiegen sie, Berg und Stein, Zur Stätte hinauf,
Der wolkenhohen. Er wählte sie,
Der Könige kräftigster, Christ der waltende,
Den Guten zu zeigen Die Gottheit sein,
Vor Augen zu stellen Durch eig'ne Kraft
Ein strahlendes Bild. Und betend kniet' er.
Das Antlitz Christi Ein andres ward es,
Das Gewand verwandelt, Die Wangen licht,
Der Sohn Gottes, Wie die Sonne glänzt er,
Sein Leib leuchtet; Lichtstrahlen fliessen
Von dem Kind des Waltenden; Das Gewand des Herrn
Ist wie Schnee zu schauen. Es geschieht danach
Etwas Einziges: Elias kommt und Moses!
Sie kommen zum Christ, Dem Kräftereichen,
Worte zu wechseln. Wonnsam die Sprache,
Gut die Worte Der Guten zusammen,
Des Eingebornen Mit den edlen Mannen.
Hell leuchtete droben So lieblich klar,
Wie Gottes Garten, Eine grüne Aue
Paradieses gleich.[1]) Petrus hebt an,
Der muth'ge Held. Zum Herrn spricht er,

[1]) Vgl. die Schilderung bei dem angelsächsischen Dichter oben S. 68 f. und 89. f.

Grüsst Gottes Sohn: „Gut sein ist hier!
O, Christ, Allwaltender, Wähltest du doch,
Dass auf der Höhe dir Ein Haus man baue,
Es prächtig maure, Moses ein anderes,
Auch Elias eins. O, Friedensheim!
Wonnig zu wohnen!“ Die Worte spricht er.
Sieh! die Luft zerlässt sich; Ein Lichtgewölke
Schwebt im Glanz, Dass die guten Männer
Klarheit umwallt. Aus der Wolke schallt
Gottes heil'ger Ruf; Zu den Helden dort
Er Selber spricht: „Mein Sohn ist Dieser!
Vor allen Lebenden Lieb ich ihn
In meinem Herzen. Drum höret ihn,
Und folgt ihm gerne.[1])

Hierauf beginnt die letzte Reise des Herrn nach Jerusalem. Der Sänger beschreibt sie als den Auszug des Heldenkönigs zum Alles entscheidenden Kampfe gegen die Sünde und den Fürsten der Welt, seinen Hingang zum Sterben und Siegen.

Muthvoll und heiter zog er hin, das Gotteskind mit seinen Mannen. Vor der Jerichoburg aber sassen zwei Männer am Wege: blind waren sie beide. Als diese die Menge des Volkes daherziehen hörten, fragten sie: Welch ein Mächtiger ist da inmitten der grossen Schaar? Einer der Helden antwortete: „Das ist Jesus, der Christ, aus Galiläaland, der beste Heiland, und ziehet einher mit seinem Volke!“ —

An die Erzählung von den Blinden bei Jericho schliesst sich eine schöne Allegorie, eine Redeform, deren der „Heliand“ sich sonst nirgends bedient. — Ursprünglich stammt dieselbe aus der zweiten Homilie Gregor's d. Gr. und zugleich aus Beda; jedoch werden diese Vorgänger hier mit grosser dichterischer Freiheit benutzt. „Wie diese Blinden, so sitzen wir alle am Wege des Herrn in dieser Mittelmark mit Blind-

[1]) Heliand, V. 6211 ff.

heit geschlagen, so lange bis die „Wurde“ (die Norne), die göttliche Schickung uns von hinnen nimmt. So verfahren in Irrthum ist die Welt, so untreu gegen Gott, so versunken in Finsterniss und in Knechtschaft in diesem Thale des Todes!

Der Einzug des Herrn in Jerusalem ist ein Siegeszug. Aus den Schaaren des Volkes hervor schallt es: „Er ist's! Jesus Christ aus Galiläa, von der Nazarethburg, der Heilbringende!“ Die Palmen, die Kleider auf dem Wege, diese biblischen Züge, dazu auch ausgestreute Blumen, verwendet der Heliand mit Vorliebe; dagegen fehlt — der Esel, ebenso wie im Anfange auch die Beschneidung des Herrn übersprungen worden ist. Diese beiden Züge mögen wohl, wie Windisch meint, für das Gefühl der Deutschen anstössig gewesen sein. Der Herr sieht den Burgwall strahlen und die hohen Hallen und Gottes heiligen Weiheort,[1]) „heiliger als alle Heiligthümer.“ Da weinet der milde Friedensfürst, und rufet sein Wehe über Jerusalem, weil dieses nicht erkannt habe „das Nornegericht“ (Wurdgiscapu).

Aus Bethania kommt Botschaft von der tödtlichen Erkrankung des Lazarus. Diese ganze Geschichte hat nämlich im Heliand hier ihren Platz bekommen. Dann heisst es:

Seinen Gesellen verkündet Der Sohn des Höchsten,
Dass er jenseits des Jordans Die Juden wieder
Besuchen wolle. Da versetzten ihm
Alsbald seine Degen: „Gedenke nicht,
Mein Fürst,[2]) hinzufahren, Wo feindlich man
Neulich dich rügte Deiner Reden halber,
Dich steinigen wollte! Dem störrischen Volk
Willst du begegnen? Gegner genug,

[1]) Das nämliche Wort: wig, wih, weoh, das hier und an anderen Stellen steht, wird auch in der angelsächsischen Poesie sowohl vom Tempel als vom Altar gebraucht. Auch den skandinavischen Sprachen ist es nicht fremd. Vgl. den Stadtnamen: Viborg, auf das grosse heidnische Centralheiligthum bezüglich.

[2]) Im Texte: fro min (der milde, gnädige Herr), nur in der Anrede und in gewissen stehenden Verbindungen vorkommend.

Hochfahrende Jarle Harren deiner!“
Und Thomas sprach, Der Tüchtigsten einer,
Theuer dem Herrn: „O, tadeln wir nicht,
Wehren nicht seinem Willen; Weilen wir bei ihm,
Mit dem Herzog duldend! Einem Degen ziemt's,
Mit dem Frohnherrn sein, Fest zu beharren,
Zu sterben im Streit. Stehen wir zu ihm,
Der Fahrt folgend; Fragen wir nichts
Nach unserm Leben! Wir lassen's im Heerkampf,
Mit dem Fürsten erliegend. Das Lob der Guten
Bleibt je und je!“ Die Jünger alle,
Die Edelgebornen, Wurden Eines Sinnes,
Dem Herrn zu Willen.[1])

Den kurzen Ausruf des Thomas: „Lasst uns mit ihm ziehen!“ hat hier der Sänger festgehalten, um in diesem Jünger das Bild germanischer Treue gegen den Herrn, die germanische Ehre der Gefolgschaft, den hohen Werth uns zu vergegenwärtigen, welchen jeder Held einem guten Namen, dem Nachruhm unter seinem Volke beilegte. Dieselbe Lebensanschauung liegt übrigens der ganzen Dichtung zu Grunde, eine Anschauung, welche nicht weniger stark sich auch bei den Angelsachsen und Normannen ausgeprägt hatte. Dieser echt germanische Zug ist uns in dichterischer Färbung schon oben in den mitgetheilten altenglischen Stücken von der Judith und dem Seefahrer entgegen getreten.[2])

Der Herr weissagt vor seinem Hingange den Untergang Jerusalems und „Midgaard's“, dieser Mittelwelt. Eine Schilderung voll Kraft und Leben. Der Mond verliert seinen Schein; die Sonne verfinstert sich; die Sterne stürzen herab; der Erdkreis erzittert und das grosse Meer, Gefjons Strom ergrimmt. In diesem Zusammenhange wird jenes, zuerst auf angelsächsischem Boden von uns angetroffene Wort „Muspilli“ (Mut-spelli = Weltbrand) beinahe völlig als Personen-

[1]) Heliand, V. 7964 ff.
[2]) S. ob. S. 72 und 122.

name behandelt, nachdem es schon in der heidnischen Vorzeit in Beziehung auf das Ende der gegenwärtigen Welt gebraucht war.[1])

Judas, „der Wolf", (eine gleichfalls bei den Angelsachsen gebräuchliche Bezeichnung des Argen), war zu der „Adelschaft der Juden, zu ihrem „Bischofe Kaifas" hingegangen und hatte seinen Herrn verkauft. Da wusste Gottes Friedenskind, der wahrhaftige, allwaltende Christ, dass er nunmehr hinweg müsse aus dieser Behausung (der Erde); dass seine Stunde da sei, das Reich Gottes zu suchen, zum Hochsitz seines Vaters aufzufahren. Nicht ferne von dem „Weihthume" (Tempel), draussen vor der Burg, lag ein wundersamer Berg, breit sich erstreckend und hochgrün und schön; die Juden aber nannten ihn den Oelberg. Dorthin ging der erlösende Christ, während die Nacht hereinbrach; dort weilte er mit seinen Jüngern. Der Seelenkampf, welchen der Christ in Gethsemane für alle Menschen durchkämpft, wird mit tiefer Wahrheit „die Volksqual" genannt. Und dabei heisst es von dem sich für Alle opfernden Könige: „Die Norne (hier im Sinne der bestimmten Zeit) ist vorhanden (thiu wurd is at handun), und es muss geschehen, was der Vater will".

Betrübt war sein Herz,
Seiner Menscheit nach Der Muth erschüttert,
Sein Fleisch in Aengsten; Ihm entfielen Thränen.
Sein Schweiss troff, Wie Tropfen Blutes
Wallen aus Wunden. Wider einander
Kämpfen im Gotteskind Geist und Leib:
Fortzugehen Fertig der eine,
Himmelan der Geist; Harmvoll der andre,
Der Leib, unlustig Vom Lichte zu scheiden,
Vor dem Tode zitternd.[2])

---

[1]) Heliand, 5175 und 8714. Von Gefjon s. oben S. 67 u. Anm.
[2]) Heliand, V. 9495—9513.

Ferner ist die Charakteristik des Petrus so vorzüglich, wie eine zweite sich in dem ganzen Heliand nicht findet. Hier hat der Dichter recht gezeigt, was er in dieser Richtung zu leisten vermochte. Petrus steht vor seinen Augen ungefähr in demselben Lichte, wie Thomas. Er erscheint ihm als Ideal eines Helden in seiner treuen Hingebung, seiner Kampfeslust. Jeder Zweifel, der sich in der Seele regt, gilt als tödtend, und das Aergste, was es giebt in dieser Welt, ist Feigheit. Früher hatte es geheissen:

Da sprach Simon Petrus,
Der Degen, zum Drosten Dreiste Worte,
Holdgesinnt seinem Herrn: Wenn die Helden alle,
Deine Gesellen dich lassen, Dich lieben will ich
Und mit dir immer Die Mühsal ausstehn.
So Gott es vergönnt: Wie gerne will ich
Zu deiner Hülfe Beharrlich stehen!
Ob die Leute im Kerker, In Ketten und Banden,
Aufs Engste dich schliessen: Dess acht ich wenig.
Ich bleibe bei dir In Banden treulich,
Liege mit dir, Geliebter, Auch dem Leben entsagend.
Wollen sie mit dem Schwert Dich scheiden vom Leben,
Mein Fürst,[1]) du guter, So gebe ich meines
Im Waffenspiele. Unwürdig acht' ich,
So lange Bewusstsein Mir währet und Armkraft,
Zurück zu weichen.[2])

Und von diesem Augenblick an tönt es jedesmal wie Schwerterklirren, so oft Petrus auftritt. Ebenso erscheint er auch in Gethsemane, nachdem sein Herr und Meister so muthvoll den Feinden entgegen getreten ist, und die Frage an sie gerichtet hat: wen sie suchen?

---

[1]) Auch hier steht: Fruo min.
[2]) Heliand, V. 9345 ff.

Heftig entbrennet
Der schnelle Schwertdegen Simon Petrus.
Ihm wallt der Muth; Doch Worte fehlen.
Sein Herz härmt sich, Seines Herrn wegen,
Dass sie ihn binden. Er brauset auf.
Der dreiste Degen, Vor dem Drosten steht er,
Hart vor dem Herrn, Ein Held entschlossen,
Ohn alle Furcht. Die Axt hebt er,
Das Schwert von der Seite, Schlägt gegenüber
Den vordersten Feind Mit voller Kraft.
Knecht Malchus ward Mit Messers Schneide,
An der rechten Seite Mit dem Schwert gezeichnet,
Das Ohr zerhauen, Das Haupt versehrt,
Und blutig wund Auch die Wange barst.
Aus klaffendem Fleisch Entquoll da reichlich
Wallendes Nass. Die Wange triefend,
Steht der vorderste Feind. Das Volk weichet,
Es scheut den Schwertbiss.[1])

Schön, und seiner Eigenart ganz entsprechend, ist auch die Reue des Petrus geschildert, die heissen, blutigen Thränen, die er vergiesst, sein Flehen zu Gott. Kein Held ist so hochbetagt, dass er je eine Reue erlebte, weiche der des Petrus zu vergleichen wäre. Er wird jedoch „der beste aller Degen" — zur Warnung hingestellt für solche „Wehrmänner, die ihrer Armeskraft und Tüchtigkeit sich rühmen. Vertrauen und Willensstärke ermatten, wo der allwaltende Gott, der Himmelskönig, das Herz nicht stärket."

Ein kleiner, legendenhafter Zug, und zwar nach Beda und Gregor, ist der Erzählung von der Gattin des Pilatus beigemischt. Dem Teufel ward nämlich bange bei dem Gedanken, dass Christus hinabfahren werde in seine Hölle; aus diesem Grunde giebt er der Heidin in den Sinn, dass sie versuchen solle, den Angeklagten zu retten. Daher war der

[1]) Heliand, V. 9730—63.

Teufel, verborgen unter jenem „Hüllenhelme", welchen wir schon aus dem Kädmon kennen[1]), in die finstre Unterwelt hinuntergestiegen und hatte der Römerin ängstigende Traumgesichte aus der Tiefe gesandt. Und als „des Kaisers Degen, der Herzog aus der Romaburg", Pilatus, Nachricht davon erhielt, wurde er gleichfalls in Unruhe versetzt, daher er so gerne den Herrn loslassen wollte.

Das Todesleiden Christi („des Landwartes, des reichsten der Könige", und sein Tod am „Verbrecherbaume"[2]) wird mit biblischer Einfalt erzählt. „Alles erduldete er, mächtig in seiner Liebe zum Menschengeschlechte". Die Schilderung selbst enthält nichts gerade ihr Eigenthümliches, erinnert vielmehr an Kädmons Anschauung von dem sterbenden jungen Helden Gottes.[3]) Die Niederfahrt zur Hölle aber, obgleich den evangelischen Berichten eigentlich fremd, konnte der germanische Sänger schlechterdings nicht bei Seite lassen. Auch in seinen Augen erschien sie als der grosse Thatbeweis der mannhaften Tapferkeit und Stärke des Herrn, da, wie er sich ausdrückt, „plötzlich die Angeln gesprengt wurden an der Pforte der Hölle, und der Weg sich aufthat zum himmlischen Reiche".

In der Darstellung der Auferstehung des „Siegesherrn" stossen wir ebenfalls auf echt germanische Züge. „In heller Sternennacht sitzen die Wächter am Grabe; und zwischen ihren Schilden ausruhend, erwarten sie den Tag, welcher über der „Mittelmark" aufgehen soll. „Der Engel, welcher den Stein fortwälzen soll, kommt herbei im Federkleide, also sausend, dass die Erde erdröhnt", wie Kädmons Engel, und wie in der Edda die Walkyrien kommen. „Er strahlte und schimmerte wie der Blitz, wenn Jemand vermochte, ihm in die Augen zu blicken. Sein Gewand glich dem winterkalten Schnee". „Zu den schönen Frauen, den bleichen Mägden" spricht er tröstend: „Ich weiss, ihr suchet euren Gefolgsherrn

[1]) S. o. S. 31.

[2]) Waragthreo (Wolfs-Galgen). Heliand v. 11. 122.

[3]) S. o. S. 26 folg.

(Drohtin), den heilbringenden Christ von der Nazarethburg. Er ist nicht hier; er ist erstanden!“

Die Dichtung, welche gegen den Schluss einige Lücken zeigt, endet mit der Himmelfahrt und der Wanderung der Jünger nach Jerusalem, „nach der Burg“. Durchweg und bis zu Ende wird der biblisch-evangelische Ton innegehalten, ohne dass sich sagen- und legendenartiges Beiwerk fände. Mitunter wird freilich dem menschlichen Werk und Verdienst etwas zu viel Ehre: im Ganzen ist aber die Lehre so rein, wie sie es bei Kädmon ist, und von Lobpreisungen der Heiligen oder des Petrus, des Priesterstandes und der Askese, findet sich durchaus keine Spur.

Otfrid und sein Christ.

Die unter Otfrids Namen: „der Christ“ uns erhaltene Dichtung liegt eigentlich ausserhalb der Aufgabe, welche wir uns gestellt haben. Sie ist für Gelehrte verfasst, obgleich der Dichter gerne sähe, dass das Volk sie gebrauche, hat auch den Endreim. Sie stellt eine Art von Lehrgedicht dar, ist keinenfalls ein episches Gedicht und gehört nicht mehr der ersten christlichen Zeit an. Das Leben in der Reflexion, mit fremdartiger, aus Rom stammender Bildung verbunden, tritt hier zuerst auf, und diese seine erste Erscheinung trägt eine uns wenig anmuthende Gestalt. Dessungeachtet dürfen wir das genannte Stück deutscher Literatnr auch für unsere Zwecke nicht völlig übersehen, da es mit den älteren Zuständen durch manche Fäden zusammenhängt.

Karl der Grosse, besonders dem Einflusse des von England herüber gerufenen Alcuin sich hingebend, zeigte grossen Eifer für die Verbreitung lateinischer und deutscher Bildung.[1])

[1]) R. v. Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache.

Das deutsche Schulwesen hat besonders seit seiner Zeit einen grösseren Aufschwung gewonnen. Drei Schulen sind es, welche sich frühe auszeichnen, die zu Fulda unter Hrabanus Maurus, die zu Reichenau unter Valafred Strabo,[1]) endlich die zu St. Gallen. An allen diesen Orten wandte man zugleich der Muttersprache grosse Aufmerksamkeit zu, namentlich zu St. Gallen, von wo in einer etwas späteren Zeit eine bedeutende Zahl von Uebersetzungen für den Schulgebrauch ausgegangen sind.[2])

Otfrid, ein geborener Franke (in der ersten Hälfte des 9. Jahrhdts.), hat, wie es scheint, seine Ausbildung erhalten unter Hrabanus Maurus in der Klosterschule zu Fulda, wo nicht die alten Klassiker den einzigen Gegenstand der Studien bildeten, sondern auch die Muttersprache, ja, das Mösogothische, auch die Runen behandelt wurden.[3]) Hier war es, wo Otfrid und mehrere hervorragende Männer ihre entscheidenden Jugendeindrücke empfangen haben. Später siedelte er, und zwar als Benedictinermönch, nach Weissenburg im Elsass über, woselbst er die höhere Schule leitete. Bücher standen ihm reichlich zu Gebote; und sie waren seine Freude.

Er lebte hier aber unter dem Einflusse von Culturströmungen und in Kreisen, in welchen classische Bildung sehr hoch gehalten wurde, höher noch als in Norddeutschland. Dieser Umstand darf nicht übersehen werden. Denn hierin lag sicherlich das, was ihm den Muth verlieh, mit der altehrwürdigen Versart, dem Stabreime, zu brechen, welcher damals schon als etwas der heidnischen Vergangenheit des Volkes Angehöriges galt. Und der erwähnte Umstand hat vornehmlich zu jenem Stubengelehrtenthum beigetragen, dessen erster Repräsentant gerade Otfrid ist.

---

[1]) W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur. 4te Ausg. S. 47 ff. — F. Kunstmann, Hrabanus Maurus.

[2]) Wackernagel a. a. O. S. 36 ff.

[3]) J. Kelle, Otfrids von Weissenburg Evangelienbuch I. Einleitung S. 4 ff., wo alles mitgetheilt wird, was wir von seinem Leben wissen. Vgl. Wackernagel a. a. O. S. 52.

Denn er hat nicht gesungen, wie der Vogel im Walde, welcher singt, weil er nicht anders kann, und wie es von Gott ihm gegeben ist. Vielmehr hat er sich in die Dichterzunft vermittelst folgenden Räsonnements hinein versetzt, welches uns in seinen eingenen Worten vorliegt: „Ovidius, Lucanus, Virgilius haben gesungen von ihren heidnischen Dingen und Anliegen; Juvencus, Arator, Prudentius besangen Christus: warum sollten denn die Franken hierzu nicht gleichfalls fähig sein? Man vernimmt jetzt in der deutschen Sprache so viele schlechte, liederliche Verse; demnach dürfte es an der Zeit sein, sie auf die Seite zu schaffen und von etwas Besserem zu singen.“[1])

So schrieb er denn um 870 seinen „Krist“ mit unsäglicher Mühe und Arbeit, unter fortgesetztem fleissigem Studium. Das Gedicht sollte zunächst von Buchgelehrten gelesen werden; jedoch war es zugleich für den Gesang bestimmt. Wir haben heute noch eine Anzahl dazu gehöriger Melodien.[2]) Ob es aber selbst für Mönche ein sonderliches Vergnügen gewesen ist, es zu singen, möchte sehr fraglich sein.

Das Ganze, nämlich der Text und die eingefügten Gebete, ist stückweise entstanden. Es ist in fünf Bücher, „nach den fünf Sinnen“, eingetheilt. Eine hochgeborne Frau, Namens Judith, vielleicht Tochter Karl's, des vielbesungenen, und andre Freunde ermunterten ihn zu dem Unternehmen. Gewidmet wurde das Werk nicht weniger als vier verschiedenen Männern, vornehmlich jedoch Kaiser Ludwig dem Deutschen. Seine Vollendung muss in das Jahr 867 oder 68 gesetzt werden.[3])

Otfrid hat die eigenthümliche Strophe, welche seinen Namen führt — jede Langzeile mit zwei Endreimen — geschaffen. Es ist eine wohl erkennbare Entwickelung aus der ältesten und freiesten Versart (fornyrdhalag), in welcher, wie

---

[1]) Man lese die Stelle bei Kelle, jedoch den Text selber I, 7 und 8 ff.

[2]) Ebendas. Einleitung S. 36 ff.

[3]) Ebendas. Einleitung S. 28.

wir wissen, schon frühe der Endreim häufig vorkam.[1]) Jedoch begegnet man bei ihm hin und wieder auch noch dem Stabreime. Natürlich musste die Einführung einer neuen Versart in die deutsche Dichtung sich erst durch zahlreiche Schwierigkeiten hindurchkämpfen. In seinem Briefe an Ljutbert klagt er überdiess über „hujus linguae barbaries, ut est inculta et indisciplinabilis". Er erzählt uns, mit welcher Sorgfalt er die Quantität der Silber gezählt, wie ängstlich er die Ueberspringung irgend eines Fusses gemieden, wie er seinen Kopf dabei zerbrochen, wie er gefeilt und wieder gefeilt habe![2]) Er fügt sogar die Versaccente hinzu.

Und die Materialien von allen Seiten zusammenzubringen, welch eine Arbeit kostete ihn diess! Es waren zunächst alte Erinnerungen, Bruchstücke von gestabreimten Volksliedern, welche ihm in den Ohren klangen, wie sie hin und wieder noch im Munde der Leute waren.[3]) Ferner alles das mannigfaltige neue Wissen, welches um keinen Preis durfte bei Seite gelassen werden! Wir müssen ihn uns lebendig vorstellen, wie er in der Klosterbibliothek, mitten unter Bücherrepositorien, an dem Gedichte arbeitet im Schweiss seines Angesichts. „Wie schwer, wie schwer für mich selber", so ruft er bei seinem Versbaue aus „mein Gedicht bloss richtig zu lesen!"

Gründliche Forschungen haben uns die Quellen entdeckt, welchen er mit peinlicher Genauigkeit gefolgt ist. Diese waren: die Vulgata, die Werke Gregor's d. Gr., Augustin's, des Hieronymus, Hrabanus Maurus, Beda, Alkuin. Was indess den Gregor und Augustin betrifft, so hat er sie sicherlich nur aus zweiter Hand benutzt.[4])

In der Klosterwelt muss man sehr grossen Werth auf den „Krist" Otfrid's gelegt haben. Nicht weniger als vier alte Handschriften desselben sind uns aufbehalten, wäh-

[1]) S. oben S. 77.

[2]) J. Kelle, Otfrids von Weissenburg Evangelienbuch. I. der Text S. 9, 18 ff.

[3]) Ebendas. Einleitung. S. 58. 59.

[4]) Ebendas. Einl. S. 42 folg.

rend wir sonst zufrieden sein müssen, wenn wir eine einzige brauchbare Handschrift eines alten Gedichtes, selbst eines der ausgezeichneten, finden. Die eine dieser Handschriften ist jedoch zum Theil arg zerfetzt und verstümmelt.[1]) Der „Krist" ist das erste der Denkmäler jener Zeit, welche durch den Druck veröffentlicht worden sind. Schon im J. 1571 erschien eine Ausgabe, und zwar auf Anrege und unter der Aufsicht des bekannten Theologen Matthias Flacius Illyricus; der Herausgeber war ein Arzt, Gassar. Die neueste, von Kelle besorgte Ausgabe ist eine äusserst sorgfältige, überdiess reichlich ausgestattet mit gelehrtem, sehr brauchbarem Material, so dass sie überhaupt zu den ausgezeichnetsten Ausgaben dieser Art zu zählen ist.

Gegenstand der Otfridschen Evangelienharmonie, „des Krist", ist der ganze irdische Lebenslauf des Herrn bis zur Himmelfahrt. Den Schluss bildet eine Schilderung des künftigen Gerichts. Der Legende ist hier ebenso wenig Raum gewährt, wie im Heliand. Während aber im Ganzen die Bibel die Grundlage bildet, ist zugleich der römische Werkdienst nicht ohne Einfluss geblieben. Otfrid lässt es an Anrufungen der Heiligen, namentlich der Jungfrau Maria, nicht fehlen, auch nicht an lobpreisenden Worten über den Priesterstand; diese Erde wird durchweg als das Jammerthal betrachtet. Das Geschichtliche ist für ihn von untergeordneter Bedeutung. Die Erzählung ist meistens dürftig, verwässert, flach, langweilig oder selbst ins Komische ausartend. Der „geistliche Sinn" ist es, worauf es dem Dichter eigentlich ankommt. Seine „spiritaliter" behandelten evangelischen Geschichten, seine mystischen Allegorien, begegnen dem Leser überall, und sind dazu häufig recht abgeschmackt, hin und wieder nicht ohne ein gewisses Gepräge von Sentimentalität. Otfrid liebt es augenscheinlich mehr, sich selber reden zu hören als den Evangelisten.

Soll man den Krist literarisch unter irgend eine Dich-

[1]) Ebendas. Einl. S. 136 folg.

tungsart unterbringen, so dürfte er wohl am ersten ein Lehrgedicht heissen. Wir sagen aber mit Nachdruck: „soll man's!“: denn was zum grössten Theile blosse Reimereien sind, dazu herzlich mittelmässige Reimereien, gehört im Grunde garnicht der poetischen Literatur an. (Uebrigens soll die grosse Bedeutung, welche dieses Werk zur Kenntniss der ober- oder althochdeutschen Mundart hat, keineswegs bestritten werden).

Fast überall macht die dumpfe Cellenluft, in welcher die Arbeit entstanden ist, auf den Leser einen ermüdenden Eindruck. Man glaubt, den pedantischen Schulmeister vor sich zu sehen, welcher gegen den herrschenden Charakter jener Zeit und ihrer Naturkinder auffallend absticht. Man hört ihn gleichsam vom Katheder herab dociren mit Ausdrücken wie „leider!“, „vielleicht“, „so mochte es sein“, „wie gesagt“, „vermuthlich“; man hört ihn scandiren und den Takt schlagen, den Schülern seine Verse vorsingen, oder auch eine Erklärung abgeben, wie diese: „aus was Ursache und wesshalben ich solches hier nicht gut mitnehmen mag, sintemal ich sonsten Sorge trage, Alles mitzubekommen“. Sein Ich und aber Ich, sowie seine übel angebrachte Gelehrsamkeit, ist uns überall im Wege.

Was uns aber mit so grossen Mängeln dennoch versöhnen kann, ist die wahrhafte Liebe zu seinem Volke, welche der Dichter an den Tag legt. Mit grosser Wärme, wenn auch nicht ohne Uebertreibungen, rühmt der Dichter seine Franken: „ein Volk von Helden, welche das Wort Gottes lieb haben, in einem guten, gold- und silberreichen Lande wohnen, unter einem edlen Könige. Und sollte nun dieses Frankenvolk nicht auch das Lob Gottes anstimmen? Zwar seine Sprache ist bisher noch nicht unter Gesetz und Regel gebracht worden, entbehrt aber weder der Biederkeit, noch der Einfalt“.[1])

Sein Volk auf eine höhere Stufe zu erheben, ist sein

[1]) Kelle, Otfrid I. Text S. 17. ff.

redlicher Wunsch, und sein ernstes Streben es besser zu unterrichten, als bisher geschehen; darauf zielen seine vielen, freilich oft seltsamen oder matten Erklärungen, z. B. „Galiläa bedeutet auf Deutsch ein Rad"; oder: „bekanntlich hat der Franke für Engel die Benennung: Boten, und das darum, weil sie das Amt erwählt haben, allezeit und ohne Verzug auszurichten, was ihnen aufgetragen ist." Den eigenthümlichen Reichthum der Sprache, ihren kernhaften Nachdruck, spürt man trotz aller Absonderlichkeiten. Gewiss ist auch dem Otfrid noch etwas übrig geblieben von der altgermanischen Treuherzigkeit.

Findet sich auch von der volksthümlichen Betrachtung des Lebens weit weniger bei ihm als im Heliand, dessen Hauptvorzug gerade in ihr besteht: so fehlt sie doch keineswegs völlig; ja, an nicht wenigen Stellen merkt man, dass der Dichter es auf dieselbe abgesehen hat und fast über Gebühr diese Seite hervorkehrt. Auch ihm gilt, der Ueberlieferung gemäss, der Erlöser als ein König auf der Nazarethburg, als der Sohn der von Königen abstammenden Maid Maria, als tapferer Kämpe, der stärker und mächtiger sei als irgend ein Anderer. Maria wohnt sogar in einem Palaste. Dagegen tritt der duldende Christus etwas zurück, und von dem Seelenleiden in Gethsemane ist garnicht die Rede. Auch hier erscheinen freilich noch die Apostel, namentlich „der höchste in ihrer Zahl, Petrus", als Degen (Ritter), als mannhafte, edelgeborne Helden. Wie wenig sich aber dieser von Otfrid adoptirte Gesichtspunkt mit seiner sonstigen schulmeisterlichen Stellung zu dem Gegenstande in einer gesunden Totalanschauung verschmilzt, dessen ist er sich gar nicht bewusst geworden.[1])

Mitunter kann er dennoch wohl einen etwas frischeren Ton anstimmen, zumal wo er selbsterfahrene Eindrücke schildert, wo er ein Genrebild gibt, welches uns erinnert an jene, von Möncheshand in die mittelalterlichen Handschriften eingetra-

[1]) Kelle I, S. 77 ff.

genen zierlichen Malereien. Im Folgenden wollen wir einige Proben vorlegen, aus denen dieses zum Theil erhellen mag. Wenn man indess in der Uebersetzung eine Anzahl falscher oder halber Reime, auch Verszeilen ohne Reim, und manche Freiheiten in Betreff des Versbaues wahrnehmen wird, so wolle man auch hierin unser Bestreben erkennen, die Besonderheiten und selbst Mängel des Originals möglichst nachzubilden. Man erwarte aber vor allem keine — Poesie.

Mariä Verkündigung.

Nach diesem Gang — es war Etwa ein halbes Jahr,
Nach der Monde Zahl War's ihrer zween dreimal, —
Da kam ein Bote vom Herrn, Ein Engel vom Himmel fern.
Der brachte dieser Erd Eine Botschaft theuerwerth.
Flog auf der Sonnenbahn, Der Sternenstrass heran,
Auf dem Wolkenpfad[1]) Zu der holden Magd, [deiten,
Der edlen Frau unter den Leuten, Sancta Maria, der Gebene-
Der all' ihre Väter kamen Aus hohem, königlichem Samen.
Er betrat den Palast, Und fand sie fromm gefasst,
Den Psalter in Händen: Den sang sie bis zu Ende.
Dabei warf sie die Spule Fleissig am Webestuhle;
An dem kostbaren Garn Wirkte die Jungfrau gern.
Wie bei Frau'n sich gebührt, Hat er ehrbare Rede geführt,
Würdig der Botschaft, so guter, An Gottes heilge Mutter:
„O du, der Jungfrauen Zier, Holdeste, Heil sei dir,
Die Gott dem Herrn so werth, Wie keine auf dieser Erd.
Dein Muth verzage nicht! Auch dein Angesicht
Werde nicht bleich! Der Geist Gottes macht dich reich!
Die Propheten, die weisen, Dich selig preisen;

---

[1]) Dieser Halbvers und der vorhergehende Vers sind im Originale regelmässig gestabreimt, und stammen vermuthlich aus irgend einem älteren Liede.

Auf dich harret und zeiget nur Längst schon jegliche Creatur,
Aller Jungfrauen reinste, Aller Perlen feinste![1])

Josephs Bedenken.[2])

Der Mann — bis hierher nicht gesagt — Dess Verlobte Maria, die Magd,
Härmt sich im tiefsten Gemüth, Als er sie schwanger sieht.
Ich will die Wahrheit dich lehren: Er konnt' ihrer nicht entbehren.
Bedurfte sie Nahrung und Pflege: Er hat's ihr gegönnt allewege,
Hat sie auch redlich gepflegt, Auf der Flucht nach Aegypten gehegt,

[1]) Otfrid, (Ausg. v. J. Kelle). I. Text. Regensburg 1856, S. 31 folg. V. 1—21.

Vuard áfter thiu irscrítan sár, so móht es sin ein halb iar,
mánodo after ríme dría stunta zuéne,
Tho quam bóto fona góte, éngil ir hímile,
bráht er therera uuórolti diuri árunti.
Floug er súnnun pad, stérrono stráza,
uuega uuólkono zi deru ítis frono,
Zi édiles fróuun, sélbun scā máriun;
thie fórdoron bi bárne uuarun chúninga alle.
Gíang er in thia pálinza, fand sia drúrenta,
mit sálteru in hénti, then sáng si unz in énti;
Vuáhero dúacho uuerk uuírkento,
díurero gárno, thaz déda siu ío gérno.
Tho sprach er érlicho uberál, so man zi frównun scal,
so bóto scal ío gúater, zi drúhtines muater:
Heil mágad zieri, thíarna so scóni,
állero uuíbo gote zéizosto!
Ni brútti thih múates, noh thines ánluzzes
fárauua ni uuenti: fol bistu gótes ensti!
Fórosagon súngun fon dir sáligun,
uuárun se allo uuórolti zi thir zéigonti.
Gímma thiu uuíza, magad scínenta!

[2]) Mit dieser salzlosen und matten Umschreibung des biblischen Berichts vergleiche man Kynevulf's Gedicht über denselben Gegenstand, oben S. 81 ff.

Hernach zurück sie geleitet Das rechte Heim ihr bereitet.
Ich habe ihn gar gern, Den Mann, der von Unrecht fern,
Im Wandel unsträflich gut, Heilig in Sinn und Muth.
Weil aber fromm und rein, Musst' er bekümmert sein;
Auch ging er mit sich zu Rath, Ob er sie rüge für die That.
Doch bedachte er wiederum Ihrer vielfachen Tugend Ruhm,
All ihre Zierde und Ehr. Drum sann er auf Scheidung nicht mehr.[1])

Von den Weisen aus dem Morgenlande.

(Spiritaliter oder mystice).

Des Elends[2]) Plage, Hart bist du zu tragen,
Voll bittrer Schmerzen — Ich sag's dir von Herzen.
Denn Ungemach leidet, Wer vom Vaterland scheidet.
Diess befand ich an mir, Dass nichts Holdes an dir.
Ich erfuhr kein Gutes, War stets trüben Muthes,
Wund im Herzen, Und voll Schmerzen.
Kehrt sich aber der Blick Zur Heimath zurück:
Wie verlangt uns nach Haus! Wir halten's nicht aus.
Lasst uns mit den Weisen Auf „anderer" Strasse reisen,
Des andren Weges fort Zum himmlischen Ort!
Doch dieser Weg, der süsse, Begehrt reine Füsse.
Auf diesen Weg kommen Nur die wahrhaft Frommen.
Wacker musst du sein, Demüthig und rein;
Aus dem Herzen nicht lass Die wahre Caritas;
Und zur schönen Gelassenheit Mache dich wohl bereit,
Gehorsam zu jeder guten That, Abhold allem bösen Rath;
Die arge Erdenlust Banne aus deiner Brust.
Musst den Rücken ihr wenden: So kommt dir das Heil zu Händen.

---

[1]) Otfrid S. 37 folg. V. 1—14 (mit Auslassung der Verse 5—6).
[2]) Elilenti, d. h. Ausland, Fremde.

Gedenke, was ich dir sang Von dem „andren Weg“ und Gang.
Geh' dieses Wegs! Ich sage dir: Heimwärts führt er dich von hier.[1])

Bei der Versuchung Jesu hat Otfrid richtig ausgerechnet, dass der Herr 900 Stunden, und 60 noch dazu, gefastet habe. Satan lauerte auf ihn. Vermuthlich dachte dieser bei sich: er sei doch einmal der Pförtner, ja, der Eingang zu der irdischen Welt; so müsse er sich auch verstehen auf die andre Thür (Jesus), und diese sich gleichfalls unterthänig machen! Darauf folgen verschiedene andre Gedanken, welche er — Satan — „vermuthlich“ ausserdem noch gehabt habe. Satan wird gescholten „wegen des abgeschmackten Geredes, welches er dort führte“, und bekommt zu wissen, „wie er sich hätte gebührlich ausdrücken sollen“.

In Veranlassung des Gespräches mit Nathanael heisst es von ihm: „Sein Herz wurde wohl, vermuthe ich, gerührt durch die freundlichen Worte, die über ihn gefallen waren“. Als Jesus sich neben der Samariterin am Brunnen niederlässt, heisst es: „Er war so müde: denn, wer handelt als rechtschaffener Mann, der findet niemals Ruhe bei der Uebung seines Berufes“.

Gebet.

O lieber Herre mein, Lass die Züchtigung linde sein.
Erfreue Sinn und Muth, Wie die Mutter dem Kindlein thut,
Die, ob sie's gleich selber schlägt, Dennoch es nicht verträgt,
So ein Andrer ihm Leides thut, Sondern mit starkem Muth,
Mit beiden Händen wehrt Dem, der ihr Kind versehrt,
Denket in ihrem Sinn: 's ist doch mein liebes Kind!
Die Hand, welche Zucht geübt, Bald sich zur Hülfe giebt.
Die Mutter kann nicht ruh'n, Will der Feind ihm wehe thun.

[1]) Otfrid. S. 58 folg. V. 25—44.

Gerade so ein Vater thut, Selbst bei erzürntem Muth,
Streitet kühn für den Erben, Dass Andre ihn nicht verderben.
Erbarm dich, o Droste, mein! Lass mich deinen Diener sein!
Mit deiner Hand mich decke, Dass der Feind mich nicht schrecke.[1])

Die fünf kleinen Brode.

Als nun die Schaaren sassen Und des Brodes des gesegneten assen,
Da wuchs es zur selben Stund In der Leute Hand und Mund,
Da wuchs es mit grosser Macht. Dess hatten sie alle Acht.
Da mehrte es sich so reich, Dass alles Volk zugleich
Satt ward und guter Dinge, Es war nicht zu geringe
Für die Jungen und Alten, Auch für die Weiber alle.[2])

Jesus wandelt auf dem Meere.

Noch mehr ward ihnen bange Als sie zusahen seinem Gange.
Sie glaubten allermeist Sie erblickten einen Geist;[3])
Schrieen wie aus einem Mund: So angst ward ihnen zur Stund.
Denn solch ein Gesicht Sah man zuvor noch nicht,
Dass Menschen es unternahmen, Ja, dazu kamen,
Auf die Meereswellen Ihren Fuss zu stellen.[4])

Einige andere Abschnitte, z. B. die Auferweckung des Lazarus, sind zwar übrigens in angemessen einfacher Weise wiedergegeben, werden aber durch allgemeine Belehrungen, welche sich an die Thatsachen knüpfen, unterbrochen, „welcher-

[1]) Otfrid. S. 146 folg. Das Gebet eröffnet das dritte Buch.

[2]) Otfrid, S. 156 f. V. 35—40.

[3]) Im Texte steht das Wort Gidrog, eine Bezeichnung für Gespenst welche ohne Zweifel mit dem altnordischen Dravge (Drachen) und dem norwegischen Drovgen, welches in dem dortigen Aberglauben noch heute, seine Rolle spielt, zusammenhängt.

[4]) Otfrid, S. 163 f., V. 23—28. Dagegen Heliand V. 5791 ff.

gestalt Jesus sie aufs Allerschönste belehrte in Betreff ihrer Seelen Seligkeit". Zu der Geschichte des Palmsonntags wird die kluge Bemerkung gemacht: die Palmzweige seien „wohl zunächst hingelegt worden, damit der Esel nicht am Ende gar stolpern möge", und Folgendes spiritaliter über den Palmen-Esel selbst: „Der Esel ist, wie wir alle wissen, ein äusserst einfältiges Thier, und, dass ich es nur sage, dazu sehr geil; ebenso sind auch wir Menschen im allerhöchsten Grade einfältig und geil". Bei dem Oelberge soll der Berg hinweisen auf die Grösse der Gnade Gottes, und das Oel auf seine Barmherzigkeit.

Das Wort des Herrn an Petrus: „Stecke dein Schwert in die Scheide!" hat Otfrid ausgelassen, ohne Zweifel vorsätzlich: er trug offenbar Bedenken, der Kampfbegier seiner Landsleute einen Dämpfer aufzusetzen. So lässt er gleichfalls das Gethsemane-Leiden, als etwas dem Franken Unverständliches, ja Anstössiges, bei Seite. In Betreff des Judaskusses heisst es: „Judas hätte vermuthlich gehört, wie Jesus auf dem Berge der Verklärung sei verwandelt worden, und dachte, etwas Aehnliches könne mit Hülfe von Zauberkünsten auch hier vorgehen; darum gab er ihm den Kuss, um anzuzeigen, dass dieser der Rechte sei". Ziemlich oft kommt auch die Aeusserung vor: „Ja, das wäre nun zu erzählen allzulang; aber leset es selber nach in der Schrift!"

Die Geschichte der Kreuzigung ist in würdigem Tone gehalten. Jedoch mitten in der Schilderung des Kreuzesstammes taucht dem Dichter plötzlich die Vorstellung auf von dem Ygdrasilbaume mit der dreifachen Wurzel. „Das Kreuz" — so lesen wir — „geht Himmel, Erde und Abgrund an; mit seiner Spitze weiset es gen Himmel, es schaut hinaus in die weite Welt, es stehet fest in der Tiefe der Erde". Die hier benutzte Quelle ist Aelkuin, vielleicht auch ein späterer Schriftsteller.[1])

[1]) Auch in einem deutschen Gedichte des Mittelalters, „der Wartburgkrieg", kommt die nämliche Vorstellung vor. S. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausg. II, S. 757.

Alsdann folgen einige, in der That unglückliche Allegorien. „Christi edles Untergewand deutet auf seinen Diener, welcher ihm treu ergeben ist zu aller Tugend! Hierauf müsset ihr endlich wohl merken!“ Beim Zerreissen des Vorhanges im Tempel wird angemerkt, wie kostbar er gewesen, dennoch aber leider! in Stücke gegangen sei. In Beziehung auf das Zeichen des Kreuzes, über welches der Dichter manche gute Bemerkung macht, heisst es auch: „wäre nun der Herr etwa verbrannt, ertränkt, gesteinigt worden, welches Segenszeichen würden wir alsdann haben!“ Von der weinenden Maria am Grabe: „sie hatte, das kann ich dir versichern, eine grosse Liebe zum Herrn und eine gewaltig zarte Empfindung, ja, den höchsten Grad der Zartheit, wie ich nunmehr dir erzählen will“. — Ferner: „Unermesslich schwer ist es, in deutscher Sprache auszudrücken, welche Bedeutung die Offenbarung des auferstandenen Herrn am See Genezareth habe, Dennoch will ich es versuchen, ein Weniges davon zu berichten; alsdann aber werde ich dir schon anzeigen, wo du über den Gegenstand mehr nachlesen kannst“. Otfrid verweist nämlich weiterhin auf Gregor's und Augustins's (überwiegend allegorische) Auslegungen.

Bei der Himmelfahrt Christi bekommt man eine Aufzählung der Gestirne des Siebengestirns, des Karlswagens, des Saturns, kurz aller Sterne und Sternbilder (soweit Otfrid sie kennt), an welchen Christus vorübergekommen sei. Mitten unter verschiedenen Dingen, welche in der Schilderung der Zustände des Himmelreichs ihre würdige Stelle finden, werden auch sämmtliche Instrumente aufgezählt, auf welchen die Engel zu spielen verstehen; endlich auch erinnert: „Hier gehet Alles dem Alten (dem Irdischen) schnurstracks entgegen wo zuletzt sich zum Ueberfluss auch noch der böse Husten einstellt“. Hören wir da nicht unsren alten Otfrid keuchen und hüsteln? — „Diesseits hat man gar viele Leiden, jenseits aber keine; diesseits geräth man oft in Ungelegenheit, jenseits ist lauter Lust. Dort brauchet man auch Nie-

mand zu begraben:[1]) denn von allen solchen dem Tode schuldigen Diensten sind die Seligen vollkommen los- und freigesprochen". Auch in diesem Zuge stehet Otfrid, wie er leibt und lebt, vor uns: denn als Mönch war er ja gehalten, gar mancher Leiche nachzufolgen.

Ein den Schlussbetrachtungen vorangeschicktes Gebet hat einen herzlichen Ton, obgleich der gelehrte Cellenbewohner auch hier durchblickt.

Es giebt ein schönes, (von W. Wackernagel und M. Haupt sehr hochgestelltes) hochdeutsches Gedicht: „über den Himmel und die Hölle", welches schwerlich jünger sein dürfte, als das zehnte Jahrhundert. Dieses berührt, ungeachtet der ihm mitgegebenen allgemeinen Betrachtungen und Allegorien, durch seinen Inhalt unser Gebiet, das der Epik. Zwar ist es ohne Reimstäbe: im Uebrigen ist das Versmaass das des alten Spruchverses (fornyrdhalag) — „eigentlich (d. h. nicht ohne manche Abweichungen und Freiheiten) vier Silben, alle lang, doch gewöhnlich zwei nachdrücklichere, denen gern einige kurze nachfolgen, soweit der Versfall (Rythmus) es erlaubt"[2]) —; der Stabreim macht sich nicht geltend, wofür man auf wenige vereinzelte Endreime stösst. Die dem Gedichte zu Grunde liegenden Vorstellungen sind aus der Bibel, besonders aus der Offenbarung Johannis geschöpft, während der germanische Gedanke von „dem Burgkönig und seiner Gefolgschaft, seinen Mannen", sehr hervortritt. Hier genüge ein Abschnitt aus dem Eingange:

---

[1]) Derselbe Gedanke, freilich in geschmackvollerer Darstellung, tritt uns entgegen in Ephräm's des Syrers schöner Dichtung „vom Paradiese". Sollte Otfrids obige Anschauung auf diese Quelle zurückzuführen sein, so wäre sie jedenfalls nur auf einem Umwege zu ihm gelangt. Die Stelle findet man bei Zingerle, Die heilige Muse der Syrer. S. 149.

[2]) Worte des gelehrten Forschers R. Rask in seiner: „Kurzgefassten Anleitung zur altnordischen Sprache" (Uebersetzung von L. Wiborg. Hamburg, 1839. S. 81).

Gottes Himmelsburg Bedarf nicht der Sonne,
Auch des Mondscheins nicht, Ihr zu leuchten.
Drin ist Gottes Glanz, Sie ganz durchleuchtend,
Allen zum Heil. Denn er giebt Allen,
Wonach sie verlangt. Gottes Klarheit ist hier,
Tag ohne Ende, Strahlendes Burglicht.
Der Burg Grundvesten, Pforten und Mauern,
Sind köstliche Steine: Gottes Engelschaaren,
Die einträcht'gen Schaaren der Heil'gen,
Die tugendreich Mit heil'gem Leben
Diesem Burgkönig Vor Andren gefielen.
Der Burg Strassen Glänzendes Gold,
Bild edler Minne, Die Alles erfüllt,
Der göttlichen Weisheit, Ihres Wohlgefallens. —
So pranget sie golden, Wie leuchtendes Glas,
Durchsichtig ganz, Lautrer Glanz.[1])

Wie in den vorstehenden Versen, so kommen auch in der übrigen Schilderung mehrere der stehenden und überlieferten Bezeichnungen der Seligkeit vor, welche schon in den mitgetheilten Proben aus dem Muspilli, dem Krist des Kynewulf, dem Phönixgesange, uns bekannt geworden sind.

Hiermit schliessen wir unsre Betrachtung der deutschen Dichtungen aus dem christlichen Alterthume. Unbedenklich dürfen wir annehmen, dass ihrer einst weit mehrere vorhanden waren: sie scheinen aber spurlos verloren. Jedoch dürfen wir uns mit dem, was uns geblieben ist, wohl zufrieden geben. Der einzige „Heliand" wiegt eine ganze Menge geringerer Gedichte auf. Er, sowie das Wessobrunner-Gebet, ferner der Muspilli, bezeugen uns, wie mächtig und schöpferisch

[1]) K. Müllenhoff und W. Scherer, Denkmäler (2. Aufl.). S. 53 folg. V. 1—12. 17—26. 35—44. Ueber das obenstehende Gedicht im Ganzen s. ebendas. 36 folg. W. Wackernagel nennt es ein Stück aus der katechetischen Redehandlung der Beichte.

die christliche Erweckung, welche von den Stammesgenossen in England ausgegangen war, gewirkt, mit welcher Innigkeit man das Evangelium sich angeeignet hatte. Indessen zu voller Entwicklung, und zwar einer solchen, welche der vorangegangenen heidnischen entsprach und ebenbürtig ward, ist die christliche Dichtung jener Zeit doch allein bei den Angelsachsen gediehen.

Derselbe Grundcharakter der Poesie erhielt sich im Ganzen auch in der nachfolgenden Zeit, nachdem man angefangen hatte, den ursprünglich durchaus nicht volksthümlichen Endreim zu handhaben. Jak. Grimm's „Deutsche Mythologie" ist voll solcher Verse und Sagen, welche auf die Tage des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum zurückweisen. Dieser Gegenstand ist in neuerer Zeit aufs Fleissigste in Deutschland bearbeitet, und auch in mehreren der hier verbreiteten Literaturgeschichten zu seinem Rechte gekommen. Desshalb verweilen wir auf diesem Gebiete nicht so lange, wie dieses in Betreff der weit weniger bekannten und doch so reichen Schätze Englands unerlässlich war, und wie auch die Beleuchtung der nordischen (isländisch-skandinavischen) Poesie es erfordern wird.

Nordische Poesie

der ältesten christlichen Zeit.

Unter allen germanischen Stammesgenossen sind die Bewohner des europäischen Nordens am spätesten in die Reihe der christlichen Völker eingetreten. An epischen Dichtungen christlichen Gepräges war der Norden denn auch nicht gerade reich; jedenfalls sind bisher erst wenige zu Tage gefördert worden. Ein Gedicht von grösserem Umfange, etliche hier und dort aufgefundene Stücke aus anderen, endlich mehrere kleinere Gedichte, Das ist Alles, womit wir uns begnügen müssen. Dennoch bietet uns gerade der Norden ein Material, ohne welches sämmtliche germanische Dichtungen der Urzeit für uns unverständlich sein würden; er birgt den reichsten Schatz von Erinnerungen aus der heidnischen Welt, aus der Kindheitszeit unsres ganzen Volksstammes. Daher hat diese ganze literarische Forschung, welche unsre Gegenwart auszeichnet, ihren Ausgang genommen vom scandinavischen Norden, und muss auch immer aufs Neue hierher zurückkehren, um die nöthige Belehrung zu gewinnen. Ohne Kenntniss der nordischen Poesie bleibt die ganze germanische Eigenthümlichkeit immerdar für uns ein ungelöstes Räthsel.

Schon Paulus redet von „Propheten“ unter den Heiden (Tit. 1, 12); und die ältesten christlichen Väter redeten mit Vorliebe von dem λόγος σπερματικός, einer rings umher über den Kreis der Erde „ausgesäeten“ Gottesoffenbarung, von den auch unter den Heiden vorhandenen Wahrheitskeimen. Am deutlichsten ist diese Offenbarung im ursprünglichen Germanenthum zu er-

ı, und zwar vorzugsweise in jener uralten Dichtung,
: als ein Gemeingut des heidnischen Nordens[1])
:heilweise durchblickte und zur Erscheinung kam auch
unsern stammverwandten Sachsen, eigentlich aber
n äussersten Norden auf abgelegenen Eilanden, zwi-
rauschenden Brandungen und Felsgebirgen, zwischen
ıen und stürzenden Waldströmen, wie ein geheimer Volks-
aufbewahrt worden ist. Reden wir aber von einem pro-
:hen Zuge, von Samenkörnern göttlicher Wahrheit in jenen
:eichen Dichtungen, so denken wir dabei vorzugsweise
lie vielen, in der Volvespaa (Völusspa, d. h.
sage oder Weissagung der Vole, d. i. Seherin) enthal-
tiefen Blicke in das Wesen und die Bedeutung der
)nlichkeit, die Einheit und göttliche Abstammung
enschheit, den unablässigen Kampf als unsre eigent-
Bestimmung hienieden, die Treue bis zum Tode
bei den Kämpen König Rolf's), die Hoffnung des Sieges
er Erlösung in einer künftigen Welt, überhaupt den
;ehend ethischen Charakter der Sage. Nirgends
offenbart sich dieser Charakter kräftiger und zugleich
hvoller, als in den Gesichten von dem Uranfang alles
sowie von dem Untergange der Welt und ihrer Er-
rung — Gesichten, welche uns beinahe so anmuthen,
issten sie unter der Einwirkung des Christenthums ent-
n sein, während sie doch unzweifelhaft aufs Innigste
:m alten Heidenthume, freilich in einer der edelsten seiner
:inungen, zusammenhängen. Die Vole ist eben die über
:lbst hinausweisende Prophetin des Heidenthums.
Die Liebe wird", — so weissagt unser Herr — „erkalten
:den". Dasselbe weissagen auch Vole und die andern
ıden; und zwar ist zugleich die Rede von bevorstehenden
:en Kriegen, drei langen Jahren, welche nur einen sommer-

---

[1]) Die Eddadichtungen müssen wir mit Grundtvig d. j. (s. Dessen
:e" in Historisk Tidskrift, 3te räkke, B. 5 und Desselben Ab-
ıg, ebendas. 4te räkke, B. 1) als gemeinsames nordisches Eigen-
ıicht als ausschliesslich norwegisch- isländisches betrachten.

losen Winter ausmachen. „Alsdann gehts übel zu auf Erden. Hurerei ist im Schwange; Brüder kämpfen wieder einander und ermorden sich; das Band zwischen den nächsten Blutsverwandten ist zerrissen: „eiserne Beilzeit, Schwertzeit, Sturmzeit, Wolfszeit!“ Die geistigen Mächte sowohl des Lichts wie der Finsterniss erscheinen; und Vole schaut den ungeheuren Weltkampf der Riesen wider die Asen (das mit Odin eingewanderte Göttergeschlecht); sie sieht auf dem Plane Widersacher des Göttlichen: Loke, den grausen Fenriswolf, die giftige, alle Länder umschlingende Midgaardsschlange, die Kinder der im Todesthale thronenden Hela, Surtur, jenen Wächter mit flammendem Schwerte, die Söhne Muspels (d. h. Kinder oder Bewohner der Feuerwelt).

Zur Hel fahr'n die Helden; Die Himmel bersten.
Schwarz wird die Sonne; Ins Meer sinkt die Erde.
Vom Himmel stürzen Die heitren Sterne.
Gluthen zernagen Den allnährenden Weltbaum.
Die heisse Lohe Beleckt den Himmel.

Alles ist vergiftet und verderbt, selbst das Reinste; in dem Weltbrande geht Alles unter. Keineswegs aber versinken die Gesichte der Vole, pessimistisch und verzweiflungsvoll, in einer solchen schwarzen Zukunft. Durch das tiefe Nachtdunkel hört sie den Hahnenschrei, welcher durch den Himmel dringt, sowie er über die weite Erde hin gehört wird und unter der Erde.

Sie sieht auftauchen Zum andern Male
Aus dem Wasser die Erde Und wiedergrünen.

Dort auf der schönen Ida-Ebene tragen die Aecker, obgleich unbebaut, ihre Frucht; dort erwachen alle Guten zu neuem Leben, nicht die thaten- und siegreichen Helden allein. Baldur, der Friedliche, ist aus der Hela erlös't; das Böse ist verschwunden. Die Asen begegnen sich, und reden miteinander von den alten Runen des (dem finstern Niflheim ange-

hörigen) Stromes Fimbultyr. Das Kämpferleben hat nun ein Ende, und der Morgen des ewigen Friedens bricht an.

Einen Saal sieht sie Mehr als die Sonne schön,
Mit Gold bedecket Auf Gimils[1]) Höhen.
Da werden wohnen Werthe Fürsten,
Und fort und fort In Freuden schweben.
Da kommt der König In den Chor der Edlen,
Der Starke von oben, Der Ordner der Dinge,
Entscheidet richtend, Schlichtet Zwiste,
Heiligt die Satzung, Die herrschen soll.[2])

Wer ist dieses anders, als „der unbekannte Gott", welchen Paulus den Athenern verkündete (Ap. Gesch. 17, 23)? Solche Gesichte waren es, welche in den Herzen des germanischen Stammes die Wege bahnten für die vollkommne Offenbarung in Christo. Ihnen begegnen wir überall, auch bei den Angelsachsen, den Deutschen, welche Muspilli und seine drohenden Schrecken nicht vergessen hatten, welche die Gottesstimme im Gewissen noch vernahmen. Darum konnten die zu Christo bekehrten Skalden dort oben so gewaltig und erschütternd singen, namentlich von den letzten Dingen und dem Ernst des Gerichts, dass der Nachhall jenes Zeugnisses noch nach Jahrhunderten zu hören war.

Derjenige Volksstamm, welcher Denkmäler des nordischen Alterthums überhaupt am treusten bewahrt hat, der nor-

---

[1]) Der hier im Urtexte angewandte Dativ: „Gimle" weist zurück auf einen Nominativ: „gimill", vermuthlich identisch mit himmele (Himmel).

[2]) P. A. Munch, Den äldre Edda, Voluspá, strófe 56, 57, 58, 62 M. Hammerich, Om Ragnaroks-Mythen. Aeusserungen in dem, ums Jahr 700 entstandenen Gedichte Hyndluljód, von „Dem, der da kommen wird" sind geeignet, die Echtheit der eben hierauf bezüglichen letzten Verse der Volvespaa ausser Zweifel zu setzen. Vgl. R. Keyser, Nordmändenes Videnskap, p. 247.

wegisch-isländische Stamm (vorzugsweise die Isländer), hat uns auch diejenige Dichtung erhalten, in welcher sich so deutlich, wie in keiner anderen, die Berührung zwischen Christenthum und Heidenthum, der Uebergang von einem zum andren, ausgeprägt hat. Wir meinen das s. g. Sonnenlied,[1]) welches die ganze Reihe von volksthümlichen Gesängen in der älteren Edda abschliesst und uns einen Gegenstand vergegenwärtigt, welcher in keiner andren der älteren Dichtungen behandelt worden ist. Es ist in s. g. ljódaháttr (Liedstäben mit zwiefacher Alliteration) gedichtet. Seine Heimath ist aller Wahrscheinlichkeit nach Island. Wenn man Säemund den Weisen (Saemundr hin Frod, geb. 1054, gest. 1133) als Verfasser angenommen hat, so ist dieses nur eine Vermuthung und eben nicht sehr wahrscheinlich.

Die Legende von der Wanderung einer Seele durch Hölle, Fegefeuer, Paradies, war damals in der ganzen Christenheit verbreitet, und wir begegnen ihr u. A. in jenem Gesichte, welches der Apostel des Nordens, Ansgar, als junger Mann gehabt haben soll. Für jene Länder ist jedenfalls Irland ihr Ausgangspunkt geworden.[2]) Unser Sänger hat sie gläubig sich angeeignet und, durchdrungen von der ihr zu Grunde liegenden Wahrheit, sein dunkles (und zwar in jedem Sinne dunkles) Traumgedicht gesungen.

Ein verstorbener Vater erscheint im Traum seinem Sohne. Zuerst redet er zu diesem von dem Glücke dieser Welt, von Reichthum, Frauenliebe, Hochmuth, durch welche alle eine Menschenseele verwüstet und in den Abgrund der Hölle hinabgezogen werde. Beispiele nordischer Männer und Frauen

---

[1]) Der Isländer Gudmund Hugen, einer der Uebersetzer des Solar-Lioð sagt: Carmen hoc Auctor Solare vocat, non solum quod in hoc saepe mentio solis fiat, sed et quod per soles dies intelligi velit, et ergo Carmen quasi Diarium, ut sit quotidianum mortis μνημόσυνον, cum in hoc inprimis de morte agatur.

[2]) Finn Magnussen, Den ä. Edda. 180 f. Keyser l. c. 250 f. Stephens og Ahlstrand, Patriks-Sagan (auch T. Wright ü. Patrick). v. Görres, Mystik III, 94 f.

sollen seine Ermahnungen eindringlicher machen. Darauf redet er in folgenden Worten von seiner letzten Krankheit und seinem Tode, Worten, welche mitunter durch die wiederholten heidnischen Anklänge, freilich blosse Hüllen christlicher Vorstellungen, für unser Ohr und Gefühl etwas sehr Befremdliches haben.

Siech und gebücket	Lútr ek sat,
Sass ich lange.	lengi ek hölluðumk,
Noch zu leben verlangte mich.	mjök var ek pá lystr at lifa;
Doch der Gewalt hat,	en sa réð,
Er wollt es also:	sem ríkr var:
Eilig ging es zum Grabe fort.	fram eru feigs götur.
Der Hela Stricke	Heljar reip
Mich hart umfingen;	kómu harðliga
Beide Seiten schnürten sie fest.	sveigð at síðum mér;
Sie sprengen wollt ich	slita ek vilda,
Die spröden; ich konnt's nicht!	en þau sterk váru:
Leicht ist's ja ums Leben gethan!	lett er lauss at fara.
Einsam fühlt ich,	Einn ek vissa,
In allen Gliedern,	hversu alla vega
Wie mich Schmerzen Schier durchwühlten:	sullu sutir mér;
	Heljar meyjar
Heimlich luden mich	mér hrolla buðu
Helas Töchter,	heim á hverju kveldi.
Abendlich in die Unterwelt.	
Die Sonne sah ich,	Sól ek sá
Den Stern des Tages,	sanna dagstjörnu
In die Tiefe tauchen des Meeres.	drupa dynheimum i;
Ich hörte von Jenseits	en Heljar grind
Der Hela Pforten	heyrða ek á annan veg
Mit Gekrache knarrend aufgehn.	þjóta þungliga.

Die Sonne sah ich
Versinken blutroth.
Mich auch trieb es mächtig heim.
Viel schöner erschien sie
Dem Scheidenden heute,
Als je die Jahre zuvor.

Sól ek sà
sétta dreyrstöfum,
mjök var ek þa or heimi hallr,
máttug hon leizh
a márga vegu
frá þrí sem fyrri var.

Die Sonne sah ich.
Mir aber schien es,
Als sähe ich den selgen Gott;
Ich neigte das Haupt
Vor dem Herrn anbetend
Im Licht des Lebens zum letzten Mal.

Sól ek sá,
sva þotti mér,
sem ek sæja göfgan guð;
henni ek laut
hinzta sinni
aldaheimi i.

Die Sonne sah ich:
Sie strahlte also, [gieng.
Dass mir Gesicht und Sinn ver-
Doch die Gjöllafluth,[1])
Die grausig blut'ge, [vorbei.
Sie braus'te diessmal brüllend

Sól ek sá,
svá hon geislaði,
at ek pottumk vætki vita;
en Gjallar straumar
grenjuðu annan veg,
blandnir mjök vid bloð.

Die Sonne sah ich
Selten so leidvoll: [fahrt.
Zu Ende ging meine Erden-
Lippen und Zunge
Wie Zunder trocken,
Kalt und erstarrt mein kranker Leib.

Sól ek sá
sjaldan bryggvari,
mjök var ek þa or heimi hallo;
tunga min
val til trés metin,
ok kòlnat at fyr útan.

Die Sonne sah ich
Seitdem nicht wieder,
Nach diesem trüben Trauertag.

Sól ek sa,
siðan aldregi
eptir þann dapra dag,

[1]) Im Texte steht: Gjallar straumar, nach der Gjallarbrücke so benannt, welche der nordischen Mythologie zufolge über den Gjöl- oder Gjaull-Strom, d. i. den Fluss der Unterwelt, führt.

Ueber mir flossen	þviat fjallavötn luktusk
Die Fluthen zusammen:[1])	fyr mér saman,
Ich ging dahin, vom Grauen erlös't.	en ek hvarf kallaðr frá kvölum.
Von allen Nächten	Öllum lengri
War Eine die längste, [lag.	var sú eina nótt,
Als auf der Streu ich erstarret	er ek lá stirðr á stám,
An mir ward zur Wahrheit	þá merkir
Das Wort, das heil'ge:	þat guðmæli:
Dem Staub verwandt, Wird zu Staub der Mensch!	maðr er moldu samr.
Merke und siehe,	Virði þat ok viti
Allmächt'ger Gott, [Erden,	sá inn virki guð,
Des Himmels Herr und der	er skóp havðr ok kimin,
Wie Mancher freudlos	hversu einmana
Fährt von dannen,	magir fara,
Keiner der Freunde führet ihn.	þu við skylda skyli.

Weiter heisst es: „Neun Tage sass ich auf dem Stuhl der Nornen" (vor ihnen, um gerichtet zu werden, um mein Schicksal zu empfangen). Hier sehen wir wieder, wie die christliche Vorstellung vom zukünftigen Gerichte und Loose an die heidnische anknüpft. Darauf wurde sein Geist „hindurchgeführt durch sieben Welten", durch Hölle und Paradies. Am längsten verweilt des Dichters Schilderung bei allem dem Grausigen, das er in der Hölle erblickt hat.[2]) „Dort flattern

[1]) So glaube ich diese sehr dunkle, gewöhnlich äusserst künstlich gedeutete Stelle erklären zu dürfen. Fialla vautn hat schon G. Hugen übersetzt: montium aquas, aber dann von den Augen (!) verstanden. Näher liegt es, die stürzenden Bergwasser auf die nicht lange vorher erwähnte „Gjöllfluth" zu beziehen, und an Psalm 69, 2. 15. zu denken: intraverunt aquae usque ad animam meam (Vulg.); vgl. Ps. 18, 5: Circumdederunt me dolores mortis, et torrentes Belialis conturbaverunt me.

[2]) P. A. Munch, Den äldre Edda. Solarljod, strofe 36—42. 44—46. 47. 48. (Das Lied besteht aus 83 Strophen.)

Seelen umher wie angesengte Vögel, wie Mücken (die den Flammen zu nahe gekommen sind). Rings umher Sturm, Frost, Feuer und Gluthen". Letzteres ziemlich gleich den Bildern in Kädmon's Hölle.

„Der Wind verstummte, die Ströme hielten an: da vernahm ich ein entsetzliches Wimmern". Böse Weiber zermalmten die Asche ihrer Männer, dass sie ihnen zur Speise diente. Die Feindseligen sah er bedeckt mit blutigen Runen; der Geizige schleppte sich mit Lasten von Blei; die Eitlen trugen Kleider, seltsam verbrämt mit leckenden Flammen — sinnvolle Bilder, wie sie uns auch in Dante's Inferno, nur in weit reicherer Fülle und Ausführung, begegnen. Darnach werden die Seligen geschildert:

Dort sah ich Seelen,
Die im Segen gespendet,
So wie es gut ist nach Gottes Wort;
Heil'ge Kerzen
Hell erglänzend
Schwebten um sie in schöner Pracht.

Heilige Mägde,
Munter zum dienen,
Rein vom Schmutze der schnöden Lust.
Heilige Männer,
Die morgens und abends
Ernstlich gestraft die Sünd im Fleisch.

Hehre Gefährte
Fuhren gen Himmel
Hohen Schwunges zum Herrn empor.
Drauf standen Männer,
Die gemordet waren
Ohne Ursach und ein'ge Schuld.[1])

[1]) Hinweis auf die christlichen Märtyrer, welche er auf hávar reiðar, in sublimibus curribus, ihre Himmelfahrt halten sieht.

Machtvoller Vater!
Meister, Sohn Gottes!
Heil'ger Geist, du Himmelskraft!
Der uns geschaffen,
Schenke uns allen
Bald'ge Erlösung aus Leid und Tod![1])

Der Schluss der Dichtung ist schwer verständlich. Er nimmt u. A. Rücksicht auf gewisse geringfügige Umstände, wie den Fund eines Hirtenhornes, Dinge, über welche wir heute unmöglich nähere Auskunft geben können. In veränderter Gestalt, z. B. in dem merkwürdigen norwegischen „Traumgedichte", theilweise auch in ein paar dänischen Liedern[2]), hat jene Dichtung sich bis auf unsre Tage unter dem Volke lebendig erhalten.

Am ergreifendsten ist der Abschnitt, welcher von des Vaters Krankheit und Tod handelt; gewissermassen trägt er einen Stempel, welcher uns erinnert an Kädmon's Kreuzestraum. An einigen Stellen des Gesanges geht übrigens die Vermengung des Christlichen und Heidnischen noch weiter, als in dem oben Mitgetheilten, und überschreitet die Grenze des Erlaubten. Da begegnen uns nicht allein die stürzenden Gjöl-Ströme (Giallar straumar), welche mit ihrer mythischen Brücke heute noch im dänischen Volksliede[3]) fortleben, ferner der Von-Fluss in der Hölle, auch nicht allein die Nornen und ihr Gericht, Hela und selbst die Töchter des Njörd; sondern was mehr bedeutet, es wehet uns hier Etwas entgegen, was halb heidnisch, halb römisch-katholisch klingt. „Die Disen[4])

[1]) Solar-Ljod (Ausg. von P. A. Munch, Christiania 18.) Strophe 69, 73—75.

[2]) M. B. Landstad, Nordske Folkeviser p. 65 ff. Sv. Grundtvig, Danmarks gamle Folkeviser II, 539 ff. 572 ff.

[3]) Sv. Grundtvig, a. a. O. II, 9. Die Vorstellung von Gewässern, welche in der Hölle rauschen, findet sich auch in der deutschen Mythologie. S. Dietrich, Die deutsche Wasserhölle, in Haupt's Zeitschrift IX, 175 ff.

[4]) Munch, a. a. O. Strophe 25.

(edlen Frauen) des Wortes Gottes" werden angerufen, sowie auch das Werk- und Verdienstwesen, der Legendenkultus, sich in bedenklicher Weise einmengen. Die Zeit ist, wie man deutlich merkt, nicht mehr dieselbe, aber nicht eine zum Bessern fortgeschrittene. Schon ist eine neue, entschieden römisch-katholische Auffassung des Christenthums an Stelle des früheren, ganz anderen, biblisch lautern Christenthums getreten, wie es bei Kädmon unverkennbar noch das herrschende war.

Das „Sonnenlied" ist vielleicht nicht der älteste Ueberrest der norwegisch-isländischen christlichen Poesie. Wir kennen einen Isländer, Halfred Vanraadeskjald aus den Tagen Olaf Trygvason's, welcher bald nach seiner Bekehrung seinen Auferstehungsgesang (uppreistardrapa) anstimmte. Vielleicht stammt ein kleines Bruchstück einer „Königsweise" — welche dem letzten Anhange zu Snorre's Edda[1]) als einzelnes Beispiel mitgegeben ist — aus jenem Gesange, oder auch von einem jüngeren Dichter, nämlich dem isländischen Abte Nils aus Tveraa. Der Ton der wenigen Verse ist sehr ansprechend.

Gehorsam neigt unsre Sonne
Ihr Haupt zur neunten Stunde.
Finster ward's fern und nahe[2]),
Als für uns er am Kreuze hing.

Dieser auf die neunte Stunde gelegte Nachdruck, wie er auch an andern Orten, z. B. in der „Sage von des heil. Olaf's Fall", uns auffällt, gründet sich (nach Prof. Gislason's Ansicht) auf jene alte Vorstellung von dem Selbstopfer Odin's und den zehn Nächten, in denen er „am Galgen des Weltenbaums" hing.[3])

[1]) Yngre Edda, edit. Arna-Magnaean II, 196.

[2]) Eine peinlich genaue Uebersetzung und Nachbildung obiger Dichtungen in der jüngern, besonders künstlich entwickelten nordischen Versform wäre mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden. Ausser den drei Reimstäben wenden nämlich die Dichter hier noch sog. „Binnenreime" an, welche in der ersten und dritten Zeile am liebsten Halbreime sind (wo nur die Vocale anklingen), in der zweiten und vierten aber Vollreime (Vocal und Consonant reimend).

[3]) G. Stephens, Tvende oldengelske digte, S. 34 folg.

Noch ein anderer unter den Skalden K. Olaf Trygvason's, nämlich Ellev Gudrunson, vermuthlich gleichfalls ein Isländer, sang einen dem Könige gewidmeten Gesang zum Preise der Jungfrau Maria und der Heiligen.[1]) Wie mythisch sich aber Alles hier färbt, davon geben uns folgende von Christo gebrauchten Ausdrücke einen Beweis.

Im Süden, heisst es, sitzet
Der Seher an Urda's Borne,
Dass Roma's Reich erzittert,
Sein ries'ger König sich fürchtet.[2])

Ob in den ersten zwei Versen Christus gemeint sei oder sein Statthalter, der Papst, muss dahingestellt bleiben. Wenn übrigens der göttliche Seher, der Herr, vorgestellt wird als am Brunnen der Urda (Zeit) sitzend, da die Asen und die Nornen Thing halten: so liegt diesem Bilde gewiss ein ebenso tiefsinniger als schöner Gedanke zu Grunde.

Von angelsächsicher Seite her hat jedoch die christliche Dichtung in Norwegen und Island wenigstens keine directe Einwirkung erfahren, wie dieses in Deutschland der Fall war. Dazu war unter jenen Bewohnern des Nordens die Bildung, was Kunst, Bildersprache, Versform anbetrifft, schon viel zu weit fortgeschritten. Pflegten doch umgekehrt nordische Skalden mitunter ihr Glück in Englaud zu machen. Indessen mögen mittelbar die Angelsachsen keinen geringen Einfluss geübt haben. Die Nordländer, und unter ihnen namentlich die Sänger, auch eine hervorragende Persönlichkeit, wie König Olaf, sie werden gewiss alle, bei vorübergehendem Aufenthalte in England, manchem christlichen Gesange ein aufmerksames Ohr geliehen haben. Auch ist es ausgemacht, dass man von dorther eine grosse Zahl Priester erhielt, auch die neuere Schrift (Schreibmethode) herübernahm, eine Notiz, welche wir einem alten nordischen Geschichtschreiber verdanken:

[1]) R. Kayser, Nordmaendenes Vidensk. etc. S. 337.
[2]) Yngre Edda, ed. Arna-Magnaean. I, 446.

Are hinn Frode (d. h. Are dem Weisen, auch Thorgildson genannt, geb, 1068 auf Island, gest. 1148).[1])

Schon seit längerer Zeit waren jene Skalden, welche überall umherschwärmend die Hallen der Könige und der Grossen besuchten, in der Regel lauter Isländer. Diese schmückten ihre Gesänge reichlich mit Bildern und sagenhaften Erinnerungen aus dem Heidenthume. Allein ihre häufigen Anspielungen auf Thor und Odin dienten als blosser Redeschmuck, gerade so wie bei den lateinischen Poeten des Mittelalters und der Renaissance die Namen der Venus und des Apollo. Ihre Gesangeskunst, welche sich längst auf Abwegen befand, war zum Handwerk geworden, in Künstelei und Absonderlichkeiten gerathen, welche für die grosse Menge unverständlich blieben. Und so sind sie gerade nicht dazu geeignet, uns in die eigentliche Volksseele, in das, was sich im wirklichen Volksleben regte, einen Einblick zu gewähren.

Die wenigen Bruchstücke, welche uns noch geblieben sind von Allem, was unter den Nationen des Nordens damals als christliche Dichtung galt und Verbreitung fand, tragen den gewöhnlichen römisch kirchlichen Stil. So z. B. jenes Engellied, welches der alte, von den Färöern stammende, Traand (oder Dront) seinen Pflegesohn lehrte, zugleich dasselbe als ein echtes Credo vertheidigend gegen die Mutter des Jungen: „denn du musst doch wissen, dass es der Credo's viele giebt, und diese können ganz richtig sein, mögen sie auch nicht alle eines wie das andere lauten".

Gute Engel sind mir gegeben:
Ich gehe nicht einsam durchs Leben.
Fünf Gottesboten folgen
Mir auf dem Fusse nach.

Die verborgensten Bitten mein
Bringen sie hin zu Christo;

[1]) Ebendas. II, 4—7. 12—14 (wo Bruchstücke seines Werkes über die Könige von Norwegen, Dänemark und England aufbewahrt sind).

Sieben Psalmen sing ich:
Sorge Gott für mein Heil.[1])

Aehnliche kleine Weisen, jedoch mit dem Endreim, findet man sogar noch heute in den verschiedensten Gegenden des Nordens, bis in das schleswigsche Angeln hinein, namentlich im ganzen Gebiete der dänischen Sprache.

Die Geburts- und Kindheitszeit der christlichen Dichtung, unser eigentliches Thema, haben wir hier, genau genommen, schon hinter uns, wenngleich der in jener Zeit herrschende Stabreim sich auch bei den Epigonen noch lange erhielt. Da indessen die Grenze eine fliessende bleibt, so dürfen wir noch ein wenig bei den späteren isländischen Dichtern verweilen, zumal die des Mittelalters jedenfalls auch auf die Anfangspoesie mehr als ein Streiflicht zurückwerfen.

Vom zwölften Jahrhundert an bekam jene Kunstpoesie, welche ihre Gegenstände in den Legenden und andren kirchlichen Stoffen fand, einen neuen Aufschwung, und ward sogar zur Mode. An der Spitze dieser Entwicklung standen zwei Isländer: der schon oben erwähnte Abt Nils, mit seinem Gesange über den Evangelisten Johannes,[2]) und Oejnar Skuleson mit seinem „Geisli" (der Strahl), einer Poesie, welche zu besonderer Verbreitung und Berühmtheit gelangte. Oejnar war umhergereist auf den Edelhöfen aller drei Königreiche Skandinaviens. Ein besonderer Vorgang, welcher in sein Wanleben hineinfällt, verdient Erwähnung, zumal er geeignet ist, die Stellung uns zu veranschaulichen, die ein Sänger sogar in jenen Tagen, welche doch die Blüthezeit lange hinter sich hatten, noch immer einnahm, und die Ehrfurcht, mit welcher Hohe und Niedere seiner Stimme damals zu lauschen pflegten.

Wir stehen aber bei dieser geschichtlichen Erinnerung im Jahre 1152 um die Herbstzeit, und verweilen zu Trondhjem (Drontheim) in der Christkirche, einer der prachtvollsten

---

[1]) R. Keyser, Den norske Kirkes Hist. I, 73.

[2]) Yngre Edda, ed. Arna-Magnaean. II, 187. 208 folg. Ferner vergl. Finni Johannaei Histor. eccles. Island. IV, 41.

des ganzen Nordens, der Stätte, welche Olaf's, des Heiligen, Grab und Sarg umschliesst. Wir finden sie gedrängt voll Menschen, Kopf an Kopf, und aus dieser Menge ragen die vornehmsten Männer und Frauen Norwegens hervor, Man erblickt die drei damaligen Könige des Landes, Oesten, Sigurd, Inge, ferner den ersten Erzbischof Norwegens, Jon, vielleicht selbst den päpstlichen Legaten Nikolai de Alba, welcher zu jener Stunde dem Jon das Pallium umhängte, kurze Zeit bevor er selbst Papst ward. Eine so feierliche Versammlung war es, in welcher Oejnar die Harfe schlug und seinen Königsgesang „Geisli“[1]) vortrug.

Er singt zuerst von dem Erlöser, „der Sonne, welche durch einen Stern (die Maria) sich bedienen liess“, besonders von seinem Todesleiden, seiner Höllenfahrt und Auferstehung.

Unsre Sonne versank, die heil'ge, Der Seligkeit Pfand für alle,
Die Sonne, weit überstrahlend Der Sterne Chor, ihre Boten:
Das Heil, das uns heimgesuchet, Himmelher erschienenes Leben,
Das frei und freudig am Kreuze Für uns den Tod erlitten.
Doch erstand der König der Schöpfung Strahlend am dritten Tage,
Christus, mit Himmels Klarheit Gekrönt, unsers Heiles Sonne.
Mit dem Herrn auch der Heil'gen viele Aus Grabeshöhlen erstanden.[2])
Diess saget mir fest und sicher: Versiegelt ist unsre Hoffnung.
Von der Erde ist aufgefahren Der Freundlichste, Gabenreichste,
Zur Halle, wo Allvater herrschet, Der Herzoge bester, sein Sohn.
Mehr als die Engel gepriesen, Geehrt von allen Gewalten,
Wird laut im Lichte der Himmel Gelobt dieser König der Ehren.[3])

---

[1]) R. Keyser, Nordmändenes Videnskabel. S. 321 folg.

[2]) Auch hier, wie so häufig besonders im nordischen Mittelalter, eine Anspielung auf die Höllenfahrt Christi.

[3]) Flateyarbok I, 1—7. Fornmanna sögur V, 349—370.

Das in vorstehender Uebersetzung Mitgetheilte ist der Anfang, aber zugleich auch das Beste des ganzen Gesanges; jedoch die in ihm angewandten künstlichen Wortstellungen lassen sich mittelst der einfachen Biegungsformen des heutigen Hochdeutsch schlechterdings nicht wiedergeben. Nachher wendet sich der Sänger an die Könige, die Kirchenfürsten, an die ganze „herrliche" Christenkirche. Er will singen den Preis christlicher Tapferkeit, nämlich den Preis des heil. Olaf, „des Ritters Gottes", des Mannes, welcher Gott treu geblieben ist bis zum Tode, so wie seine Gefolgsmannen es gegen ihn gewesen sind. Er berichtet eine Reihe von Wundern, welche der Heilige in „Maglegaard"[1]) selbst verrichtet habe, und schliesst — allerdings etwas selbstsüchtig und wenig ideal — mit dem Lobe freigebiger Fürsten und seiner Hoffnung auf einen Goldring, als Sängerlohn. Die Sage berichtet: „Die ganze Kirche wurde zu dieser Stunde voll des lieblichsten Duftes, als Zeichen der Huld des (gepriesenen) königlichen Heiligen."

Von späteren Dichtungen (Draper) in demselben verkünstelten Stile aus dem 12., 13. oder 14. Jahrhdrt. nennen wir die Torlaksdrape auf König Olaf Hvitaskjald[2]), die Placiusdrapa von einem ungenannten Dichter[3]), die Liknarbraut) (d. h. Trostlied) vom heiligen Kreuze, gleichfalls anonym, dann Harmsól, einen Gesang über die Kraft und Wirkung der Reue, von dem Canonicus Gamle (Alt), die Leidarvisa, poetische „Anweisung" von einem gewissen Brand.[4]) Diese Dichter ohne Ausnahme sind Isländer.

Auch die zuletzt hier berücksichtigte Zeit beherrscht noch die nämliche Anschauung von dem Herrn als dem mannesmuthigen Helden Gottes, von dem Christenleben als der

[1]) Das Wort bedeutet Grossstadt (eigentlich Gross-Hof), die alte nordische Benennung für Constantinopel, welche heute noch in dänischen Volksliedern vorkommt.

[2]) Finni Johannaei Hist. Eccl. Islandiae I, 208.

[3]) S. Egilsson, Brot af Placidus-drápu, ein Schulprogramm aus Bessestad auf Island.

[4]) Derselbe, Fiögur gömul quädi. Dessgleichen ein Isl. Gymnasialprogramm.

echten Mannestugend, wie denn zugleich die alte Bildersprache sich nicht verleugnet. In dem sogenannten Liknarbraut wird das Kreuz bezeichnet als „der Lebensbaum der Völker, als der heilbringende Pfeiler der Welt, die blutfarbige Siegessäule".[1]) Mitunter machen Anschauung und Sprache einen Eindruck, als ob der Ygdrasilmythus jenen Sängern vorschwebte.

Später, nämlich schon im 14. Jahrhunderte, machte sich gegen die Künsteleien dieser Dichterschule ein Gegensatz geltend, und zwar durch drei Isländer: den Abt Arne Jonsson, den Bruder Arngrim und den Bruder Oesten Asgrimsson.[2]) Des letzgenannten „Lilie", ein grösserer Gesang, welcher das Leben des Herrn von seiner Geburt bis zu seinem Tode behandelt, ist eine schöne Dichtung mit klingendem Reimspiel, und welche ihren Namen nicht mit Unrecht trägt. Auch hier wird Christi Heldenkraft und hoher Kampfesmuth besungen, mit welchem er nach seinem Kreuzestode in die Tiefe hinabfuhr und das Gefängniss gefangen führte. Die Lebhaftigkeit der Darstellung verleiht dieser ein fast dramatisches Gewand.

Ringsum erzittert Der Zwinger der Hölle.
Ein blendend Licht Durchblitzt ihr Dunkel.
Im wüsten Wirrsal Wehklagen die Feinde:
„O welche Noth, Wie sie nie gewesen!"
Durch der Hela Räume Ras't der Schrecken.
Doch die heil'gen Männer, In der Haft des Todes,
Sie muss der Freche Nun frei entlassen.
Ein Fürst, ein Gewalt'ger, Fesselt ihn selber! —
„Warum handelt's sich?" — Um's Heil der Welt.
„Und wie geschieht's?" — Die Schuld sühnte Jesus.
„Was ist im Werk?" — Es weichet der Feind!
Den Wundersieg Gewann uns der Höchste!
„Was giebt's da nun?" — Gottes Freunde ziehen!

[1]) G. Stephens, Tvende oldengelske digte. S. 36.
[2]) Keyser, Nordmaendenes Videnskabel. etc. S. 339 folg.

„Wohin wallen sie?“ — Zur Wonne von hinnen! —
„Ha! welche Helle?“ — Der Himmel offen!
„Für welche Seelen?“ — Die sich wenden zum Kreuze.

O Segenslicht! Mein süsser Jesu,
Leben gewährst du, Das wahre, uns Menschen.
O reisse mich Aus dem Rachen des Teufels,
Und hilf mir mächtig, Du mildester König!
Psalmen will ich Singen ohn Ende,
Will ewiglich Dein Antlitz schauen!
Alle Creatur Dein Kreuz anbete,
Und auf dich schaue, O Schöpfer und König![1])

Beiläufig sei hier bemerkt, dass in Island der Stabreim bis auf den heutigen Tag im Gebrauche geblieben ist.

In Dänemark hat man bisher kein christlich-episches Gedicht der ältesten Zeit aufgefunden. Die Dänen befinden sich, was diesen Punkt betrifft, in ähnlicher Lage, wie die Süddeutschen, nur dass sie den Letzteren noch nachstehen. Und doch müssen auch sie dergleichen Dichtungen besessen haben. Wenigstens hat es ihnen an Anregung von Seiten des vorzugsweise begabten Bruderstammes nicht gefehlt. Der erste dänische Geschichtschreiber, Aelnod, war ein Angelsachse; ferner sind zahlreiche Priester und Bischöfe, Mönche und Aebte, von England hinübergekommen, sowie denn auch die neuere Gestalt der dänischen Sprache, welche sich gerade um jene Zeit entwickelte, unverkennbar auf dem Einfluss des Angelsächsischen zurückzuführen ist.[2]) Jedoch beobachten freilich alle bis auf den heutigen Tag ans Licht gezogenen alten Handschriften über diesen Punkt ein tiefes Stillschweigen. So müssen denn die Steine reden, welche indess sehr wort-

[1]) Finni Johannei Hist. eccles. Islandiae II, 428.
[2]) P. G. Thorsen, De danske Runamindesmärker. I, 105 folg.

karg zu sein pflegen. Die Dänen besitzen zwar kein Ruthwellkreuz, wie die Engländer, mit eingehauener urkundlicher Poesie, aber wenigstens den weiter unten zu schildernden Jellingestein mit seiner Bildersprache.

Dass der Stabreim sich bis in die christliche Zeit hinein erhalten hat, bezeugen uns indessen mehrere Steine, und geben uns sogar kurzgefasste Gebete an Gott, und andere Verse, gleichwie die alten heidnischen Steine noch Gebete aufbewahren, die an Thor gerichtet sind. Der Grabstein, welcher sich auf Bornholm an der „Vestermariekirke" (einer Liebfrauenkirche an der Westseite der Insel) findet, enthält folgende Worte:

Kuþ hialbi ont þaira	Gott, hilf ihrem Geiste,
uk [kus] muþir![1])	Und du, Gottes Mutter.

Auf einem Steine zu Ny-Larsker auf Bornholm ist zu lesen:

elki kiristr	Heiliger Christ,
hab[i] has siolu.	habe du seine Seele!
sten þesi	Dieser Stein aber
stai eftir.	stehe lange.

Auf dem Nykersteine daselbst:

krist helgi	Heiliger Christ,
halbi [o]nt [hans]	Hilf seinem Geiste.

Zu Hörning in Jütland enthält ein Stein (ausser der prosaischen Ueberschrift, oder Widmung) einen Vers.

tuki smiþr riþ stin ift þurkisl kuþmutur sun

(d. h. Tuki, der Schmied, setzte diesen Stein für — eigentlich: nach — Torkil, Gudmunds Sohn.)

is hanum kaf	Diesen gab ihm
kuþ uk frialsi,	Gott, und (der Seelen) Heil.

Auf der Insel Lolland, zu Tillidse, findet sich eine Inschrift, welche lautet:

[1]) Indess steht es dahin, ob obige Worte einen Vers bilden sollen.

Christ helfe seiner Seele
Und Sanct Mikael.[1])

Auch wollen sich augenscheinlich die Stabreime gleichsam hineindrängen in jene Inschrift, welche ursprünglich der Brynderslev Kirche in Jütland eingemauert war.[2])

kirkia ir kristi känt (d. h. die Kirche ist als die Kirche Christi gekennzeichnet oder genannt)
manom til miskuntar (zum Erbarmen oder Heil für die Menschen).

Bei dieser grossen Dürftigkeit des in Dänemark Erhaltenen muss man gestehen, dass das Zerstörungswerk einer späteren Zeit sehr gründlich getrieben ist. Hierzu mag noch ein andrer Umstand gekommen sein. Dänemark ist ungewöhnlich reich an den sog. Kämpeviser (Heldenliedern), reicher als andere germanische Länder; und zwar scheinen sie schon frühzeitig, im elften Jahrhundert, mit der neuen Sprachform zugleich ins Leben getreten zu sein. Unwillkürlich kommt nun freilich der Stabreim auch hier zum Vorschein[3]); aber der eigentlichen Stabreim-Dichtung mussten sie doch hindernd in den Weg treten.

Was aus jener Zeit des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum uns noch übrig geblieben ist, beschränkt sich besonders auf die genannten Lieder. Und sie finden sich in nicht geringer Zahl. Selbst die „Gjallarbrücke“ und der „Midgaard (Mittelheim) kommen hier vor, und in eine (als vereinzeltes literarisches Denkmal erhaltene) „Weise von der Kreuzigung des Herrn“ — ein altes Lied, welches erst im 18. Jahrhundert bekannt geworden ist — spielt unver-

[1]) Alle diese alten Grabsteininschriften verdankt der Verfasser der gütigen Mittheilung des auf dem betreffenden Gebiete vor Allen heimischen Prof. G. Stephens in Copenhagen.

[2]) G. Stephens, Old. Northern Runic Monuments. II, 659 f. (Dagegen darf die in dem Antiquariske Annaler IV, 140 folg. abgedruckte Inschrift des Taufsteins in Aakirkeby kaum als gestabreimt gelten.)

[3]) Rask, Grammar of the Anglo-Saxon tongue XXXIX.

kennbar der Baldurmythus hinein.[1]) Auch auf dem Jellingestein, diesem in seiner Art einzig dastehenden Monumente der Vorzeit, dessen eine Seite den Gekreuzigten darstellt, rings von Schlangen umwunden, die andere Seite aber den Drachen, dürfen wir mit Recht eine Hinweisung finden auf seine — des göttlichen Helden — mannhafte Streitertugend.

Auch Schweden ist in Hinsicht auf unsern Gegenztand so arm, wie Dänemark. Es hat aus der ältesten Uebergangszeit nur einige Verse gerettet, nämlich kurze Gebete, welche sich in einzelnen jener hunderte von Runensteinen eingegraben finden, die über jenes ganze Land hin zerstreut sind, z. B. folgende zwei Verse im schwedischen Upland:

kuþ-trutin hjalpi ontu
altra kristina

Gott der Herr (Droste) helfe
dem Geiste
aller Christenleute.

Gott helfe
und Gottes Mutter.

Dafür ist aber eine desto reichere Legendensammlung aus dem dreizehnten Jahrhunderte dort erhalten; und in dieser hat der Herausgeber derselben, Prof. G. Stephens, Ueberreste von Gesängen entdeckt, welche ohne Zweifel hinaufreichen bis in die Zeit bald nach der Einführung des Christenthums. Nur in einer einzigen, und zwar der ältesten vorhandenen Handschrift jener Sammlung haben solche sich gefunden. Die meisten derselben sind in der Fornyrdalag, der einfachsten Weise der „Altvordern", jedoch mit dem schon eingedrungenen Endreime, gedichtet; in einigen aber hat sich der Stabreim vollkommen geltend gemacht, in anderen ist er gänzlich, oder zur Hälfte verschwunden. In jener Handschrift

[1]) Sv. Grundtvig, Danmarks gamle Folkviser II, 7—9. S. 536—539).

bilden nun diese Lieder ihren eigenen Abschnitt. Hier folgen ein paar ausgewählte in Uebersetzung (welche indess die, überhaupt nur hin und wieder und regellos eingestreuten Endreime nicht überall wiedergiebt, und ebenso den Stabreim, der auch in dem Originale meistens fehlt, nur ausnahmsweise zur Geltung bringt).

Jesu, Sohn Gottes,
Du guter Jesu!
Bade mein Herze
In dem Blute dein,
Zu denken, zu danken
Deiner bittren Pein,
Unter Sinnen und Sehnen
Zu geniessen dein.

Lieber Jesu,
Weil deine Leiden
Von mir verschuldet,
Unschuld'ger Heiland:
Gieb, dass deiner Schmerzen
Grausames Schwert,
Deine wunde Seite,
Deine blut'gen Nägel
An Händen und Füssen,
Ins Herz mir dringen,
Mich ganz bezwingen.

Wer steht uns so nahe,
Wer dürfte so theuer
Unserm Herzen sein,
Als der Herr allein?

Gott gebeut, dass wir lieben
Ihn über Alles,

Mehr als Vater und Mutter
Ihn lieb und werth halten.
Und geböte er's nicht:
Wir müssten ihn lieben,
Mehr als das Leben.
Ist's nicht der Hand wie eigner Schmerz,
So oft dem Haupte ein Leid geschieht?
Vom Haupte hernieder fliesst ja der Hand
Allein ihr Leben und Wohlsein zu.
Weil wir denn alle Gott verwandt:
Müsse Sein Leben dir theurer sein,
Als dieses sterbliche Leben dein.

Als die Mutter mir starb,
Hab' ich heiss geweint,
Geseufzt und getrauert,
Tiefstes Leid gefühlt.
Um deinen Tod müsst ich
Weit schmerzlicher trauern,
Wäre nur meine Kraft
Nicht so gar gering.
Viel wen'ger waren
Meiner Mutter Schmerzen,
Da sie mir schenkte
Dies sterbliche Leben —
Als die Schmerzen, die bittern,
Die du empfunden,
In jenen Stunden,
Wo du sterbend erstritten
Auch mir das Leben,
Das wahre, ew'ge, sel'ge Leben.
Drum sollte fürwahr mein Herz erglühen,
Von Lieb' und Dank für deine Mühen.
Du bist die Rose,
Die rothe und weisse;

Dein Duft ist lieblich,
Dem Herzen tröstlich.
Weiss ist dein holdes Angesicht:
Denn du weisst ja von Sünd und Unrecht nicht.
Roth aber bist du darum zumeist,
Weil dein Blut sich so reichlich ergeusst.[1])

Des Zimmermanns Sohn,
So hiessen sie dich.
Doch deine Mutter
War die selige Maid!
Und dennoch ist Wahrheit,
Was die Lüge sprach,
Weil dein Vater nach weisem Rath
Himmel und Erde erbauet hat!

Diesen Dichtungen ist gewiss poetische Anmuth sowenig wie eine fromme Treuherzigkeit abzusprechen; ein biblischer Ton geht hindurch, in welchen sich Heidnisches nirgend einmischt. Jedoch haben sie mehr eine lyrische Haltung als eine epische.

Andre Stabreimdichtungen hat Stephens hier und dort in bedeutender Zahl entdeckt, darunter eine Legende mit dem Stabreime in jener weniger regelrechten Form, welche wir bei den späteren Angelsachsen fanden. Als Probe werde hier ein Stück mitgetheilt aus der „Sebastians-Saga".

Diese erzählt von zwei Jünglingen, leiblichen Brüdern, welche ihres Glaubens wegen gefoltert und dann zum Tode verurtheilt worden seien.

Da kam ihre Mutter,
Alt und kraftlos,
Gelösten Haares,
Zum Tode harmvoll.
Ihr Gewand zerreissend,

[1]) Legendarium, ed Stephens. S. 73—75. 78.

Die Brüste entblössend,
Schrie sie: Wehe!
Süsseste Söhne!
Wer hörte jemals
Einen Jammer wie meinen?
Meine Zähren,
Sie zählet Niemand.
Ach, ich Arme
Und ganz Elende,
Meiner Söhne Leben
Soll ich verlieren?
Und zum Todesopfer
Weihen sie selbst sich! —
Sehe ich sie gefährdet
Durch feindliche Hände:
Ich will mich entgegen
Mit dem Schwerte stürzen,
Sie an mich reissen —
Ach reichte die Kraft nur!
Ja, brechen möcht ich
In die Burg und Kerker,
Wo sie gefangen
In Fesseln schmachten!
Wer sah es jemals,
Dass Menschen selbst sich
Zum Tode erboten,
Den Büttel drängten,
Ihr Haupt zu fällen,
Den Tod herriefen?
Ach, welcher Jammer,
Dass die Jugendblüthe,
Des Lebens müde,
Sich sehnt zu sterben;
Das Alter, das leidige,
Zu leben begehret![1])

[1]) Legendarium, ed Stephens. S. 1321 f.

Dass damals in dem Volke noch die Erinnerungen der Vorzeit lebendig waren, und dass unter dem Einflusse derselben das Christenthum vorzugsweise von der Seite seines männlichen weltüberwindenden Charakters ihm zusagte, bezeugt an vielen Stellen auch diese Legendensammlung, ebenso wie zahlreiche Volkslieder nicht nur Schwedens, sondern auch Dänemarks und Norwegens.

Mit diesen nordischen Poesien findet die Reihe der germanisch-christlichen jener Urzeit ihren Abschluss. Obgleich die norwegisch-isländischen Sänger nicht in so unmittelbarer Abhängigkeit von den angelsächsichen Vorgängern stehen, wie die deutschen, so ist dennoch jenes alte Sängerthum des Nordens als ein Kind desselben Geistes zu betrachten, und hat ohne Zweifel von England her ebenfalls tiefgehende Einwirkungen erfahren. Sämmtliche Germanen haben eine Familienähnlichkeit; ihnen ist dieselbe Grundanschauung, aber auch dieselbe, mitunter etwas schwerfällige und breite, Form gemeinsam.

Werfen wir nunmehr einen Rückblick auf das reiche Gesangesleben, welches das Christenthum in den germanischen Nationen an der Grenze ihres Mittelalters hervorgerufen hat: so ergreift uns unwillkürlich eine Empfindung von gemischtem Charakter. Auf der einen Seite die wohlbegründete Trauer über sehr Vieles, was zu Grunde gegangen ist. Denn wir wandeln da wie unter lauter Ruinen, gerade wie in mehr buchstäblichem Sinne jener altenglische Sänger, welcher sich in folgenden wehmuthsvollen Versen vernehmen lässt:

Seltsamer Steinwust,
Gestürzt von der Norne!
Der Ringwall zerrissen,
Der Riesenbau fiel!
Die Hallen versunken,
Die Thürme im Staube.
Auch das mächtige Thor
Und Gemäuer wüste,

Die Veste offen!
Alles zunichte,
Durch der Flamme Wüthen
Verwüstet, zerfressen!
Rings Ginster und Moose,
Grau röthlich schimmernd.[1])

Andererseits ist von jenem germanischen Pompeji doch so Vieles gerettet worden, dass wir Grund haben, uns zu freuen. Es ist keineswegs Alles nur Schutt und Ruine. Noch stehet doch manche herrliche Säule, ja, grosse Stücke der Ringmauer, selbst ganze Schlösser. Man kann sich wenigstens noch eine Vorstellung machen, welches Aussehen einst die untergegangene Stadt hatte,

Und wenn wir mit unsrer Betrachtung unter den Ueberresten jener Tage verweilten, so war unser Bestreben kein anderes, als nur dieses: ein einigermassen lebendiges Bild von der Art und Weise zu gewinnen, wie die alten Germanen das Christenthum mit ihrem Gesange, namentlich ihrem epischen Gesange begrüssten; wie die Sänger das Neue, was in der Volksseele aufging, im Liede unwillkürlich, dem innern Drange ihrer Natur gemäss, zum Ausdrucke brachten.

---

[1]) B. Thorpe, Codex Exon. p. 476. Die Originalverse finden sich abgedruckt, theilweise mit besserer Auslegung, als der bisherigen, bei J. Earle: An ancient Saxon poëm. Er hält die Ruinen, welche der Sänger im Auge gehabt habe, für die des alten Bath (Aquae calidae oder Solis). Der Text ist übrigens in einem solchen Zustande, dass jeder Uebersetzungsversuch zur Hälfte aufs Rathen angewiesen ist.

Das alt-christliche Epos bei andren Völkern.

Die Stellung des germanischen Sängers.

Nachdem wir die ältere Dichtung der Germanen eingegehend betrachtet haben, liegt die Frage nahe: finden sich denn nicht ähnliche Dichtungen auch bei andren Völkern nach ihrem Uebergange zum Christenthum? Und wenn wir diese Frage bejahen, so drängt sich uns die zweite Frage auf: wie sich die einen zu den anderen verhalten?

Mehr als einmal ist schon in dem Vorgehenden hingewiesen auf die syrische Poesie der christlichen Urzeit. Leider vermögen wir nicht, den Werth und die eigenthümliche Bedeutung dieser merkwürdigen Erzeugnisse der alten Kirche gründlicher zu erörtern. Die syrische Kirche hat bisher noch allzu sehr im Hintergrunde gestanden; die meisten ihrer Gesänge sind noch garnicht veröffentlicht, und was davon herausgegeben wurde, ist meistens durch die Hände von Wissenschaftsmännern gegangen, deren Sinn und Verständniss für poetische Geisteserzeusnisse nur ein äusserst dürftiges war.

Dazu kommt, dass die öffentlichen Bibliotheken in dieser Richtung nur selten genügend ausgestattet sind, gesetzt auch dass J. S. Assemani Codex liturgicus ecclesiae Syriacae, aus der älteren Zeit die .bedeutendste Sammlung und Bearbeitung, sich vorfinden sollte. Jedenfalls ist zu voller Würdigung des Gegenstandes eine gründlichere Vertrautheit mit der syrischen Sprache erforderlich, als der Verfasser besitzt. So möge man denn hier fürlieb nehmen mit einigen Worten über den Eindruck, welchen jene Gedichte, namentlich die des Ephräm,

des hervorragendsten Kirchenlehrers der syrischen Kirche im 4. Jahrhundert, und die des Jakob von Saruga, des ebenfalls sehr namhaften Lehrers und Schriftstellers (geb. 452, gest. 521, zuweilen die Flöte des heil. Geistes, oder die Cither der gläubigen Kirche genannt), in den Uebersetzungen hervorbringen, die in lateinischer, englischer und deutscher Sprache erschienen und leichter zugänglich sind[1]).

Das durch Hahn, Eichhorn u. m. a. Gelehrte verbreitete Urtheil über jene Dichtungen dürfte ebenso verfehlt sein, wie das gewisser Engländer über altenglische Dichtungen. Sie verdienen im Entferntesten nicht die ihnen beigelegten Prädicate: „unbedeutend, mittelmässig". Im Gegentheil steht Ephräm da als ein wahrer Dichter, und ist wahrscheinlich von allen, welche die alte Kirche hervorgebracht hat, der grösste. Dieses wird Jeder zuzugeben geneigt sein, wer, bei einiger Empfänglichkeit für dichterische Schönheit, sich in die angeführten Uebersetzungen, namentlich die nicht allein sehr ansprechende, sondern auch als getreu anerkannte von Zingerle, versenkt hat.

Von Ephräm sind uns ziemlich viele Gedichte überliefert worden. Ein Theil derselben ist unter die eigentlichen Kirchenlieder zu zählen; andere dagegen tragen den episch-lyrischen Charakter; endlich finden sich darunter zahlreiche Grabgesänge. Mehrere der Dichtungen vereinigen sich zu gewissen zusammenhängenden Cyklen: „die Perle", welche die lyrischen, „das Paradies", welches die episch-lyrischen Poesieen enthält.

---

[1]) H. A. Daniel, Thesaurus hyamol. III. 141 folg. H. Burgess, Select metrical hymus and homilies of Ephraem Sytus. P. P. Zingerle, Die heilige Muse der Syrer. Desselben Abhandlungen und mitgetheilte Proben aus Jakob v. Sarug's Gedichten, in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. B. 12—15. F. G. Uhlmann's Abhandl. über Ephräm's „Paradies" (S. oben S. 105). Villemain, Tablean de l'éloquence chrétienne au IV. siècle, das Stück aus St. Ephräm. Ueber die angewandte Versart, welcher auch der Reim nicht fremd war, s. A. Hahn, Bardesanes Gnostikus S. 32—51. Burgess l. c. XLI ff. Endlich Abhandlungen Zingerle's in der angeführten Zeitschrift B. 10. 17. 18.

Den letztgenannten Stempel trägt auch ein grösseres Gedicht, Jonas, welches man zu seinen besten zählt.[1]) Dass sie freilich hin und wieder ins Breite fallen, dass auch die Legende ein Wort mit hineinspricht, ist eines der unvermeidlichen Schwächezeichen jenes Zeitalters. Dabei sind sie aber frisch, treuherzig, naiv. Wenn auch einzelne Stellen uns sonderbar klingen mögen, so sind sie doch meistens wohl geeignet, uns mit sich fortzureissen. Sie gehen ein auf alle menschlichen Verhältnisse, schildern das Leben bis in seine Einzelheiten und geben uns die anmuthigsten Naturschilderungen und Genrebilder.

Verwandte Richtung und Haltung zeigen die christlichen Poesieen Jakob von Sarug's, sowie Isaak's des Grossen, und noch mehrere andere Gedichte, welche wir in den maronitischen Breviarien finden. Namentlich findet man daselbst schöne Gedichte Jakob's über Simon den Säulenheiligen und die Märtyrer, über Adams Fall, „bei welchem die Bäume in Eden trauernd ihre Kronen senkten, und Klagetöne selbst von den Fittigen der Seraphim hernieder tönten". Auch gereimte Homilien haben die Syrer, ebenso wie es solche bei den Angelsachsen gab, und zwar in beträchtlicher Zahl. Und dieser Gattung sind „das Paradies" und „Jonas" von Ephräm, auch viele von Jakob's und Isaak's Gedichten zuzuzählen.

Und gesungen ist dort aus der Gemeinde und dem Volke heraus, und für das Volk. Da nun diesen Dichtungen zugleich ein überwiegend epischer Zug eigen ist, so zeigen sie in der That eine nicht geringe Verwandtschaft mit den germanischen, ohne dass man berechtigt wäre, irgend einen geschichtlichen Zusammenhang anzunehmen.

Indessen stand die syrische Volksthümlichkeit der hebräischen nahe, sofern beide ihre Wurzeln im Morgenlande hatten. Aber aus diesem Grunde konnte dort füglich nicht eine völlig neue, originale, aus der eigensten Volksnatur hervorgegan-

[1]) H. Burgess, Select metrical hymns and homilies of Ephraem LXXII ff., wo uns eine Probe mitgetheilt wird.

gene, Anschauung von dem Wesen des Christenthums zu Tage treten, wie dieses bei den germanischen Stämmen der Fall war.

Von den christianisirten Hellenen und ihrer Erstlingspoesie wissen wir mehr, als von derjenigen der Syrer, obgleich weniger als von der lateinischen.

Zunächst müssen wir an jene, von dem kirchlichen Hauptstrom unterschiedene, ihn aber längere Zeit begleitende Unterströmung erinnern, welche überall, sowohl in der altgriechischen wie der abendländischen Kirche, in den Tiefen des Volkslebens fortging, eine Strömung, an welcher unleugbar der poetische Drang besonderen Antheil hatte. Wir denken hierbei namentlich an das sehr verbreitete und gern gelesene Nikodemus-Evangelium und die andern apokryphischen Evangelien, zunächst die von griechischer Seite ausgegangenen; ferner auch an die zahlreichen Legenden und die nicht minder phantasiereichen Homilien des römischen Clemens.[1]) Sie alle bildeten ohne Zweifel eine Speise für das damalige Volk, und waren ebenso viele Phantasiegebilde und Stoffe, nur noch nicht verarbeitet und gestaltet.

Einige derselben erhielten ihre festere Form in den sibyllinischen Gedichten, welche in sehr verschiedener Form von Mund zu Mund gingen, daher auch bei den Vätern der altkatholischen Kirche häufige Berücksichtigung finden. Neuere Forschungen haben aber auch noch auf eine hebräische Sibylle hingeführt, deren Weissagungen unter Anderem der bekannten Schilderung Virgils[2]) von dem bevorstehenden goldenen Zeitalter zu Grunde liegen sollen, sowie auch auf verschiedene heidnische sowohl als christliche Sibyllen. Alte, ja theilweise uralte Elemente vereinten sich mit neueren, und bildeten zuletzt eine Sammlung, welche aus zwölf Büchern bestand und in griechischen Hexametern abgefasst war.[3])

[1]) A. R. M. Dressel, Clementinorum epitomae duae.

[2]) Nämlich in der 4. Ekloge Virgils.

[3]) J. H. Fridlieb, Die sibyllinischen Weissagungen. Griechischer Text mit Einleitung und Uebersetzung. Ueber den Inhalt sowie die Sibyllen s. VII folg.

Hier zeigt sich uns ein buntes, in allen Farben spielendes Bild, epische und lyrische Stücke — das kurze sechste Buch ist ein einziger Hymnus — vor Allem aber viele durch und durch prophetische: Weissagungen gegen Rom, Assyrien, Aegypten, gegen Heiden und Juden und weltförmige Christen, Visionen von dem zukünftigen Gerichte und der alsdann folgenden goldenen Zeit.

Diese lebhaften Bilder ergriffen zwar die Gemüther des Volks, waren jedoch nicht der charakteristische Ausdruck für den christlich erneueten Gedankengang irgend eines einzelnen Volksstammes. Dafür war die Richtung eine viel zu einseitige, also auch nicht Alle und auf die Dauer befriedigende. Sobald daher für die Kirche eine Zeit der Ruhe eintrat, versank die ganze, in jenen Büchern vertretene Anschauung allmählich in Vergessenheit. Und hiermit fand die epische Volkspoesie bei den christlichen Griechen ihr Ende.

Darnach folgten die verschiedenen Kunstgedichte. Das Trauerspiel *Χριστὸς πάσχων* erwähnen wir nur beiläufig, da es eigentlich nicht innerhalb der Grenzen unserer Aufgabe fällt. Es geht unter dem Namen Gregors von Nazianz, und ist vermuthlich durch verschiedene Hände zusammengeleimt, welche wiederum Verse von Sophokles, Euripides, Lykophron, mit selbstfabricirten verquickten; ein Drittel aller Verse ist auf die alte griechische Tragödie zurückzuführen.[1]) Das Ganze darf man ein Armuthszeugniss für den kirchlichen Kreis nennen, aus welchem es hervorgegangen ist, und welchem es zusagte.

Im fünften Jahrhunderte begegnet uns der vielfach merkwürdige Bischof Synesius, welcher Hymnen schrieb, ein kühner Mann, Hellene mit Leib und Seele, dessen ganze Darstellungsweise uns mitunter lebhaft an das Heidenthum, „den tejischen, lesbischen[2]) Gesang“ erinnert. Ferner eine Kaiserin Eudokia, aus der Geschichte der kirchlichen Streitigkeiten

[1]) K. Hase, Das geistliche Schauspiel. S. 4 ff. A. Flinch: Gamle kristel. Skuespil, in H. Scharling's Dansk Tidsskr. 1870 I.

[2]) Bibliotheca magna patrum V, 1, 130 sq.

und Wirren des 5. Jahrhdts. wohlbekannt. Ihre ὁμηρόκεντρα (d. h. poetisches Flickwerk) über Stücke des neuen und alten Testaments sind eine Nachbildung der Virgilio-centones der Proba Falconia, zusammengestoppelte Verse aus dem Homer, welchen eine christliche Deutung aufgedrungen wird.[1])

Im sechsten Jahrhdt. setzte Nonnus das Evangelium Johannis in Hexameter, jedoch ohne bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit.[2]) Der Diakon Georgius Pisides im siebenten Jahrhundert schrieb ein Hexaemeron (Sechstagewerk), ein grösseres Gedicht in jambischen Versen, unter allen griechischen dieser Classe immerhin das beste, jedoch ohne eigentlich volksthümlichen Werth.[3]) Das langsam hinsiechende und verwesende byzantinische Reich und seine Literatur konnte natürlich Nichts hervorbringen, was irgend sich zu behaupten im Stande war.

Die Lateiner, welche mit den germanischen Völkern in nächster Berührung standen, waren reich an epischen Dichtungen, wenn anders diese so heissen dürfen. Auch begegnen wir nicht Einem, der auf den Namen eines epischen Volksdichters Anspruch machen dürfte.

Im vierten Jahrhundert finden wir den spanischen Priester Aquilinus Juvencus (um 330). Dieser besang in einfachen Hexametern die in den Büchern Mose erzählte Geschichte. Wir besitzen noch ein kleines Fragment dieser Bearbeitung. Ferner schrieb er ein kleines Gedicht: Historia evangelica. Wer aber Christus als proles veneranda Tonantis bezeichnen, und zuletzt mit Schmeicheleien auf K. Constantin schliessen kann, hat hiermit ungefähr sein eigenes Urtheil geschrieben.[4]) Das Gedicht des kaiserlichen Legaten Marius Victorinus, eines

[1]) Ebendas. p. 1068 seq.

[2]) Bibliotheca maxima patrum IX, 437 seq.

[3]) Bibliotheca magna VII, 256 seq.

[4]) J. B. Pitra, Spicilegium Solesmense I, 171 seq. Biblioth. magna IV, 1 seq.

als Rhetor und Grammatiker bekannten Africaners: de fratibus Macchabaeis, ist ein sehr kleines Gedicht ohne Bedeutung.

Der Spanier Aurelius Prudentius Clemens (geb. 348, st. um 413),[1]) ebenfalls Legat des Kaisers, geniesst als geistlicher Liederdichter einen wohlverdienten Ruf. Die besten seiner Gesänge finden sich in dem liber καθημερινῶν. In dem liber περὶ στεφάνων sind auch episch-lyrische Gedichte zur Ehre einzelner Märtyrer; jedoch erreichen sie nicht den Klang seiner Lieder. Er veröffentlichte aber auch einige Lehrgedichte mit allegorischen Partieen: die Psychomachia, ἁμαρτιγένεια, die Bücher gegen den hochgebildeten römischen Consul Symmachus.[2]) Die oben erwähnten Virgilio-centones der vornehmen Frau, Proba Falconia, sind in der That nichts weiter, als ihr Name besagt: Flickerei und Pfuscherei. Cento bedeutet nämlich eine Sammlung zusammengestückter Lappen; dazu sind hier die Lappen sogar dem Virgil gestohlene Verse.[3])

Im fünften Jahrhunderte traten wieder mehrere lateinische Kunstdichter auf. Der bekannte Bischof Paulinus (um 353 bis 431) zu Nola, ein Freund Augustins, verstand schöne Kirchen zu bauen; leider geriethen ihm die Verse weniger gut.[4]) Der Mann hatte etwas von einem gelehrten Pedanten, welcher nicht umhin konnte, jeden seiner Jahrestage mit einem neuen „carmen zu celebriren".

Ein irländischer Priester (presbyter scotus), Coelius Sedulius (um 430) ist bekannt als geistlicher Liederdichter. Er schrieb in Hexametern auch ein „opus paschale", aus vier Büchern bestehend, gewissermassen eine Messiade. Seine Dichtungen sind sorgfältig gearbeitet und nicht ohne Werth; hier und da kommen heidnische Erinnerungen in ihnen vor, Bilder von Cecrops, Theseus und dem Labyrinthe, Dädalus.[5])

---

[1]) Biblioth. magna IV, 226 seq.
[2]) Ebendas. IV, 848. seq.
[3]) Ebendas. p. 1061 seq.
[4]) Ebendas. V, pars 1, 213 seq.
[5]) Ebendas. V, pars 1, 403 seq.

Sein Zeitgenosse, der Bischof Apollinaris Sidonius, ein Gallier, geht hierin noch weiter, ruft die Kamöne an, nennt die damaligen Römer Quirites, und füllt seine s. g. „Lobreden“ und andere Gedichte an mit mythologischen Figuren: Phöbus, Pallas, Pegasus und dgl. So artig seine Verse oft klingen, so erkennt man doch bald den hohlen Aufputz und vermisst den Ernst.[1]) Endlich erwähnen wir obenhin drei weniger bedeutende Poeten: Pacatus Drepanius, (391) Rusticus Helpidius und Turcius Ruffus[2]) aus dem fünften und dem folgenden Jahrhunderte.

Im sechsten finden wir bei dem italienischen Bischof Ennodius (st. 521) die nämliche Dichtungsweise, welche wir schon an Sidonius beobachteten: die „kastalische Welle“ und Orpheus schmücken seine Hymnen und Epigramme.[3]) Ferner kennen wir einen Redner in Marseille, Claudius Marius Victor, welcher im epischen Versmaasse „Commentarii super Genesin“ schrieb, ein recht treuherziges Gedicht, aber mit seltsamen, geschmacklosen Einfällen untermischt. Nach der Versuchung versteckt die Schlange sich unter zarten Pflanzen; da fordert Eva den Adam auf: „O schlage sie doch todt, dass sie lerne, welch ein trauriges Ding es sei, zu sterben!“ Jetzt zielen Beide nach ihr mit grossen Steinen; einer derselben schlägt auf einen Kiesel, dass es Funken giebt, der Wald Feuer fängt und in Brand geräth. Zwar erschrocken, wagen sie sich dennoch zuletzt an das Feuermeer hinan: „es war wie ein Aetna mit Schwefelflammen“. Das Gold glühet und schmilzt, das Silber und alle Metalle desgleichen; die ganze Erde wird gleichsam gekocht, wodurch sie aber ausserordentlich fruchtbar wird und seitdem alle Arten Samen in grosser Ueppigkeit hervorbringt.[4])

Man stelle solchen albernen Märchen die Schilderungen eines Kädmon gegenüber!

---

[1]) Biblioth. magna pars 1, 1042 seq.

[2]) Ebendas. pars 3, 643 seq. und 6, p. 332 seq.

[3]) Ebendas. pars 6, 289 seq. und Biblioth. maxima IX, p. 416 seq.

[4]) Bibl. magna V, pars 3, 395 seq. 400 seq.

Von Victor ziemlich verschieden ist Erzbischof Alcimus Avitus in Vienne (st. 523), ein Mann, welcher im Kampfe gegen die Arianer Ernst und Eifer bewies. Obgleich seine Hexameter über die Genesis und Exodus an ermüdender Breite leiden, auch voll Allegorieen und allgemeinen Betrachtungen sind, so ist trotz alle dem in ihnen ein Kern, sowie man auch auf mehrere wohlgelungene Partieen stösst.

Das von Avitus geschilderte Paradies ist in Indien gelegen; es hat wallende Ströme, thaublitzende Blumen, einen ewigen Sommer mit Lilien und Veilchen. Die Schilderung gleicht in manchen Stücken der im Phönixgesange enthaltenen, sowie dem von Lactantius entworfenen Bilde.[1]) Und in seinem zweiten Buche finden wir kurz angedeutet Gedanken, welchen wir auch bei Kädmon begegnen. Der Teufel wollte einen neuen Thron im Himmel aufrichten, wesshalb er herabgestürzt wurde. Jetzt ist sein Schmerz und Verdruss, dass die Menschen besitzen sollen, was ihm nicht länger gehöre. „Kann ich denn nicht mehr in den Himmel gelangen: so soll er auch ihnen geschlossen werden; mögen sie mit uns das Feuer theilen! Dies ist mein Trost, mein einziger, dass sie mit mir zu Grunde gehen".[2]) Jedoch weichet die Geschichte der Versuchung, sowie die späteren Partieen der Genesis und Exodus, erheblich ab vom Kädmon. Die Anklänge an die Phönix-Dichtung, auch, wenngleich in geringerem Grade, an die Poesie des Kädmon, legen die Vermuthung nahe, dass vielleicht auf dem einen oder andren Wege der Ideengang des Avitus zur Kunde der altenglischen Skalden gekommen sein möge.

Das Hexaemeron des spanischen Priesters Dracontius, (um 431) ist ein weniger umfangreiches Gedicht, welches theils Erzählung, theils Betrachtung enthält.[3]) Ein Subdiakon zu Rom, Arator, hat seine Historia apostolica, welche die alten Sagen von den Reisen der Apostel ziemlich genau wiedergiebt, in Hexametern geschrieben. Er hat sie in der grossen

[1]) S. oben S. 104 folg. und vergl. Bibl. magna VI, pars I 396 seq.
[2]) Biblioth. magna VI, pars I p. 397 seq. Vgl. oben S. 42. folg.
[3]) Ebendas. p. 500.

Peterskirche, vor einem grossen Zuhörerkreise, selbst vorgelesen, und zwar siebenmal; Viele lernten sie beinahe ganz auswendig. Otfrid erwähnt ihn neben Juvencus und Prudentius[1]) Jedoch ist das Gedicht nicht zu den besten zu zählen. Auch hier altheidnische Reminiscenzen, so dass z. B. Gott rector Olympi heisst![2])

Am weitesten ging hierin Venantius Fortunatus zu Poitiers (geb. um 565), ein Italiener und echter Hofpoet, welcher ein üppiges Leben geführt haben soll. Er pflegte zu Trinkgelagen Gedichte zu machen oder zu extemporiren, huldigte dem austrasischen Könige Sigbert und andren Grossen mit den gewähltesten Artigkeiten, und streute Blumen auf die Gräber Verstorbener. Alsdann wurde der ganze Olymp aufgeboten, Cupido, Venus, die Nereiden, dazu Ambrosia, Rosen und Veilchen; auch Boreas durfte nicht fehlen. Zu jener Zeit wollte man eben Bischöfe von dieser Art haben. Sein Gedicht über den hl. Martin und seine Wunder ist breit und langweilig; und dennoch konnte dieser Mann Lieder dichten, wie das überaus schöne Passionslied: vexilla regis prodeunt, fulget crucis mysterium![3])

Im 7ten Jahrhundert verfasste der Priester zu Novarra, Petrus Apollonius Collatius „Excidii Hierosolymitani libri IV" in sechsfüssigen Versen, ein dem antiken Epos nachgebildetes mittelmässiges Gedicht. Hier treffen wir „Aurora mit ihren rosigen Spangen", Phöbus Apollo, Bellona, kurz, den ganzen mythologischen Apparat.[4]) Raphael wird zur Hölle hinabgesandt, um einem der bösen Geister zu befehlen, dass er die

---

[1]) S. oben S. 161.

[2]) Biblioth. magna VI, pars 2, p. 1 seq.

[3]) Ebendas. p. 318 seq. Aug. Thierry, Récit des Temps Mérovingiens. 2de édit. II, p. 261 ff.

[4]) Ebendas. VII 546 seq. Diese Art Poesie, welche seit dem siècle Louis XIV sich aufs Neue verbreitete, hat u. A. auch der dänische Dichter Holberg auf seine Weise parodirt in einem Gedichte, welches anfängt: „Aurora öffnet jetzt die Thüre, purpurroth, und frühstückt wohlgemuth ihr fettes Butterbrod".

Juden zur Empörung gegen Rom aufreize, die schon ihren Untergang nach sich ziehen werde.

So stand es um die christliche Poesie im lateinischen Abendlande, sowohl in der gallischen als spanischen und italienischen Kirche. Die ärgsten Geschmacklosigkeiten sind aber noch gar nicht erwähnt worden. Bei Sidonius kommen z. B. Verse vor, die sich sowohl vor- als rückwärts lesen lassen.[1]) Damals gebrauchte man die klassisch-heidnischen Namen und Bilder lediglich zur Verzierung und Tändelei, bis viele Jahrhunderte nachher die italienischen Humanisten auftraten und in neu heidnischer Gesinnung daraus Ernst machten.

Was die epische Poesie betrifft, so zeigen sich nur ausnahmsweise Spuren von etwas wirklich Volksthümlichem, von dichterischer Innigkeit und Tiefe. Nirgend sind jene Gedichte vom Volke angeeignet oder gar gesungen worden. Gelehrte waren es, welche sie im eigentlichen Sinne des Wortes schrieben, oft im Schweisse des Angesichts schrieben, und wiederum Gelehrte, welche sie zum eigenen Vergnügen lasen. Sie blieben zwischen den vier Wänden.

Als auch an die Angelsachsen, wie beinahe an alle Völker der mittelalterlichen Kirche, die Reihe kam, lateinische Verse zu dichten, standen sie nicht zurück hinter ihren Vorgängern; auch nicht der früher erwähnte Aldhelm, welcher als Dichter in seiner Muttersprache einen sehr guten Namen hatte. In seiner lateinischen Prosa will man jedoch Spuren seiner Nationalität gefunden haben, welche freilich seinem Ausdrucke, wie wenigstens Malmesbury meint, etwas allzu Gedrungenes, ja, Stelzenhaftes gegeben haben soll.[2]) Im epischen Versmass schrieb er de laude virginum, gleichfalls de octo principalibus vitiis. Hin und wieder regt sich hier eine etwas lebhaftere Phantasie. Jedoch auch in poetischen

---

[1]) S. Turner, Hist. of the Anglosaxons (Pariser Ausg.) III p. 214 seq.

[2]) J. Lingard, Hist. and antiquities of the Anglosaxon church. II p. 152 f.

Künsteleien ist er Fortunatus und andren Lateinern nachgefolgt, und hat z. B. ein carmen quadratum verfasst.[1])

Beda, der Ehrwürdige, zeigt sich als lateinischer Dichter in ziemlichem Grade prosaisch. Er hat nämlich geistliche Gesänge, ferner das Leben Kudbert's verfasst. Auch Männer, wie Bonifacius, Aedelvold und andre hochstehende Geistliche haben sich in diesem Fache versucht.[2]) Ohne Vergleich der vorzüglichste war Aelcuin, wie er denn namentlich ein allerliebstes kleines Idyll, nämlich ein Lebewohl an seine Celle, gedichtet hat.[3]) Zuweilen verwenden die eben erwähnten Dichter in ihren lateinischen Poesien neben dem Endreim auch den Stabreim.

Werfen wir einen Blick auf die selbständigen Literaturen der romanischen Völker, so fällt bei ihnen allen die Zeit ihrer Entwickelung ziemlich spät; sie beginnen erst beträchtlich nach der Pflanzung des Christenthums unter dem einen oder anderen Volke.

---

[1]) Turner, Hist. of the Anglosaxons. III, p. 216. Biblioth. magna VIII, 1 seq.

[2]) Turner, Hist. of the Anglosaxons III p. 224 f., und Bedae Opera.

[3]) Turner, ebendas. p. 228 f., und Aelkuin's Opera.

Wir setzen von dem genannten Gedichte nur den Anfang hierher:

O mea cella, mihi habitatio dulcis, amata
Semper in æternum! O mea cella, vale!
Undique te cingit ramis resonantibus arbos,
Silvula florigeris semper onusta comis.
Prata salutiferis florebunt omnia et herbis,
Quas medici quærit dextra salutis ore:
Flumina te cingunt florentibus undique ripis,
Retia piscator qua sua tendit ovans,
Pomiferis redolent ramis tua claustra per hortos,
Lilia cum rosulis candida mixta rubris.
Omne genus volucrum matutinas personat odas
Atque creatorem laudat in ore deum.
In te personuit quondam vox alma magistri,
Quæ sacrosophiæ tradidit ore libros.

Die französische Literatur führt die Reihe an, jedoch, was ihre ersten Keime betrifft, nicht weiter zurückgehend, als bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts.[1]) Unter allen zeigt sie die meisten Spuren einer Blutsverwandtschaft mit den Germanen. Wir treffen hier aber die Sagen von Karl dem Grossen, die normannischen Reimchroniken und den normannischen Rolands-Sang.

Das Heldenleben, wie es in diesen Dichtungen geschildert wird, führt in seinen Vorstellungen von Gott und der Welt nachweisbare Erinnerungen aus der germanischen Urzeit mit sich: die Treue gegen den erkornen Gefolgsherrn, das mannhafte, markige Christenleben, den festen Vorsatz, die Christenheit zu schützen mit seinem guten Schwerte. Und wenn die Engel kommen, um die Helden vom Wahlplatze heimzuholen, dass sie hinfort „ausruhen unter den Blumen des Paradieses", so blickt hier die Vorstellung der Walkyrien durch, welche die Kämpen nach Walhalla bringen.[2]) Auch darf man allerdings diese Gesänge, namentlich das Rolandslied, als Volkspoesie betrachten; jedoch haben wir in ihnen nicht gerade specifisch christliche, auch nicht im strengsten Sinne urgeschichtliche Poesie. Desshalb können wir an diesem Orte auf sie nur hinweisen, sofern sie den Antheil Frankreichs an dem gemeinsamen Werke bezeichnen, doch, ohne dass wir bei unsrer kirchengeschichtlichen Aufgabe uns weiter in dieselben vertiefen. Die provençalische Poesie ergieng sich, wie bekannt, in einer ganz andren Richtung.

Etwa dreihundert Jahre nach der französischen erschienen, und zwar beinahe zu derselben Zeit, die spanische und die italienische Literatur.[3]) Die erstere beginnt mit den Liedern vom Helden Cid und allerlei Legenden, die andere mit Friedrich II, welcher auch König von Sicilien und zugleich

---

[1]) E. Geruzez, Histoire de la littérature française. I.

[2]) C. Rosenberg, Rolandsquadet S. 211 folg., besonders S. 241 folg., 274 folg.

[3]) C. Ticknor, History of Spanish litterature. I. — G. Maffei, Storia della letteratura Italiana.

selbst Troubadur war, sowie mit den andren gleichzeitigen Troubaduren. In Cid's ritterlichen Fahrten spiegelt sich wiederum das germanische Ideal, die Gestalt mannesmuthiger Christentugend, zum Zeugnisse, wie durchschlagend diese Vorstellung auch bei den romanischen Südvölkern zur Geltung kam. Auch Dante's grossartige Visionen tragen einen echt geschichtlichen Stempel. Jedoch treten die genannten beiden Literaturen viel zu spät auf den Schauplatz, und gewähren daher Nichts für die hier vorliegende Frage.

Was die celtische Bardendichtung der alten Briten und Gälen betrifft, so beschränken wir uns auf Dasjenige, was Turner aus diesem Gebiete mittheilt. In einem eigenen Abschnitte seines Werkes sucht er die Echtheit und Ursprünglichkeit jener Dichtung nachzuweisen. Ihm zufolge kann von episch christlicher Dichtung hier gar nicht die Rede sein. Er führt weiter Nichts an, als einige zerstreut vorkommende versificirte Gebete.[1])

Auch aus der slavischen Literatur ist wenigstens uns keinerlei Erscheinung bekannt geworden, welche hierher gehört. Wohl aber weiset sie uns Volkslieder und manche Weisen auf, welche aus der Heldenzeit, aus den Kämpfen der Czechen und Russen mit den heidnischen Tartaren stammen, öfter sehr männlich, ja mächtig tönende Weisen.[2]) Weiteres Licht für unsern Gegenstand gewinnen wir indessen nicht durch sie. Dichtungen der christlichen Kindheitszeit dürfen sie nicht heissen, und sind durchaus weltlichen Charackters; auch hat man gegen ihre Echtheit manche Bedenken erhoben.

Stellt man also zwischen der ältesten christlichen Epik, wie diese bei den germanischen Volksstämmen und bei

[1]) T. Stephens, Literature of the Kymry. Siehe Turner a. a. O. S. 285 folg., und „a vindication" am Schlusse des Bandes. Daniel, Thesaurus hymnol. IV, p. 111 seq. 364 seq. E. O'Curry, Lectures etc. of ancient british history.

[2]) A. Mickiewicz, Vorlesungen über slavische Literatur. W. Hanka, Königinhofer Handschrift S. 119—37. Igor, Heldengesang vom Zuge gegen die Polewzer. A. d. Altrussischen. Fr. Hjammerich, Die Slavenstämme (Slavefolkene) in Barfod's Brage og Idun II.

den übrigen vorkommt, eine Vergleichung an, so muss ohne allen Zweifel den Germanen der Preis zuerkannt werden. Immerhin mögen mehrere ihrer Sänger mit den lateinischen Dichtungen theilweise bekannt geworden sein, was sicherlich der Fall gewesen: zum Vorbilde haben diese ihnen gewiss nie gedient. Der Ausgangspunkt, welchen ein Kädmon, ein Kynevulf, der Dichter des Heliand und die andren genommen haben, war die heimathliche Drape. Die Germanen und gewissermassen auch die Franzosen stimmen in Betreff der geschichtlich-christlichen Volkspoesie überein, während mit Ausnahme der Syrer auch nicht ein einziges der älteren, zum Christenthum übergetretenen Völker an Dergleichen auch nur gedacht hat. Dieses ist die Thatsache, welche nicht im Nebel gehüllt ist, sondern klar und deutlich dasteht.

Die Germanen haben unwillkürlich von der richtigen Seite aus angefangen, nämlich mit dem epischen Gesange. Dieser, sowie das in demselben sich abspiegelnde geistige Leben, ist ein väterliches Erbe, welches Niemand ihnen streitig machen darf. Und mit ihm ist eine neue Bahn gebrochen in der Welt des Geistes. Wenn das Ganze erst gesammelt und zu überschauen ist, wird gewiss kein Zweifel an dieser geschichtlichen Wahrheit übrig bleiben.

Ein Umstand ist endlich zu beleuchten, welcher in voller Klarheit vor uns stehen muss, nämlich die ganze Stellung des altgermanischen Sängers, und zugleich sein Einfluss auf das Volk.

Dass überall und zu allen Zeiten der Sänger eine hervorragende Stellung im Volksleben einnimmt, ist Thatsache und allgemein anerkannt. Und in alter Zeit, bei weniger complicirten Verhältnissen in der menschlichen Gesellschaft, bei frischerer Unmittelbarkeit des Lebens, war jene Stellung eine weit bedeutsamere, als es der Fall ist in unsren Tagen. Damals war er nicht allein der Sänger, sondern zugleich der Volkslehrer in der Religion, der Geschichte, fast in Allem,

was man von göttlichen und menschlichen Dingen wusste. Hierzu kommt aber noch Eines, was eine unaussprechliche Tragweite hatte: nämlich, dass er selbst und persönlich seine Gesänge dem Volke singend vortrug. Dieses thaten bei den Griechen die Rhapsoden (Homeriden), bei den Kelten die Barden, und bei den Germanen die Skalden.

Wir müssen uns durchaus lebendig in jenes heroische Zeitalter zurückversetzen, und den unendlichen Abstand zwischen damals und jetzt nicht ausser Augen lassen. Zu jener Zeit gab es keinen schreibenden Dichter, sondern nur einen solchen, auf dessen Lippen die Gedanken einen Ausdruck gewannen, welcher ihn selbst ergriff, wie alle Anderen. Ebenso gab es damals kein lesendes Volk (auch nicht das an öffentliche Recitationen gewöhnte italienische); aber zu hören verstand es, wie heutzutage keines. Es umringte ihn, lauschte seinen Worten; und wenn in diesen Etwas war, geeignet die Seele zu erheben, so versenkte es sich darein mit ganzer Seele und prägte es sich tief ein. Die durchaus heimathliche Bildersprache. die gewohnten Töne und Weisen, die versammelte Menge, Alles traf zusammen und musste einen nachhaltigen Eindruck machen.

Was es bei solchen Naturkindern sagen wollte, wenn einer dieser Skalden das Christenthum annahm, erfahren wir u. A. aus der Geschichte Patrik's, des Apostels von Jrland. Er hatte einen irischen Barden gewonnen, lernte von ihm die Lieder und Melodieen des Volkes; und jetzt wurden geistliche Lieder zu diesen Melodieen gedichtet, und bei den gottesdienstlichen Versammlungen mit Lust und Wärme gesungen.

Von Skalden im germanischen Volke hören wir, sobald es über ihrer Geschichte zu dämmern anfängt. Schon Tacitus berichtet von ihnen in seiner Germania. In ihren verschiedenen Mundarten sind „singen" und „sagen" ursprünglich Bezeichnungen derselben Sache.[1]) Jordanes (der gothische

[1]) Was Deutschland betrifft, s. K. Lachmann, „Ueber Singen und Sagen, in Schriften der Berliner Akad. d. W., histor. philos. Abthl.

Geschichtschreiber um 550) redet von den ost- und westgothischen Heldengesängen, und der eben erwähnte Fortunatus von den Volksliedern der Franken.[1])

Die grosse Verbreitung des Skaldenthums im Norden und die dortige Stellung des Skalden ist längst bekannt. Er ist der Mund des Volkes auf der Thinghöhe, wie es auf dem Runensteine in Snoldeleo (Jütland) heisst; er singt bei Hofe, bei der Opferversammlung (blotgilde) und beim Tanze, auf dem Wikingerzuge, in der Schlacht, später sogar in der Kirche, wie jener Ojnar Skuleson, bei allen Zusammenkünften unter freiem Himmel oder in der Halle und im Hause. Das Volk horchte seinen Worten, und lernte Weisheit.

Aber nicht weniger war er auch des Königs Mund, bestellter Hofskalde, nnd das sowohl im heidnischen als im christlichen Norden. Auf dem Schlachtfelde bei Stiklastad, wo ringsum um den König die Helden, treu bis zum Tode, sanken, erklang jene „alte Bjarkeweise" aus den Zeiten König Rolf's mit christlichen Klängen zusammen. In den Zeiten, als die gemeinsamen Fahrten der nordischen Stämme immer häufiger wurden, treffen wir die Skalden gewöhnlich auf der Reise zum Hofe des Königs, oder des Grossbauern, wo goldene Ringe, mitunter auch der Hochsitz dem Könige gegenüber, sein Bragelohn ward. Selbst Könige, wie Regnar Lodbrock, Svend Tyvskäg, Knud der Grosse, vor Allem aber Harald Haarderaade, Magnus Barfod, verstanden es, mitzusingen im Chore der Skalden. Aus den Gesängen der Skalden haben beide grossen Chronisten, Snorre (Sturleson) und Sakse (Saxo Grammaticus) eine grosse Anzahl alter Sagen und geschichtlicher Nachrichten.

Weniger bekannt, aber der Bedeutung des Skalden völlig

1833 S. 108 folg. [So fällt das sanskr. gā, singen, mit dem indogermanischen Wurzelworte gad und gar, tönen, sprechen, rufen, zusammen]. Al. M.

[1]) Jordanes, De Gothorum rebus gestis c. 5 ed. C. A. Closs p. 32. F. Wolf, Ueber die Lais S. 58 u. 157. Seine Erklärungen der von Venantius gebrauchten Ausdrücke widersprechen jedoch einander selbst.

entsprechend, war die Stellung des angelsächsischen „Skop". Dieser Name ist abzuleiten von „skabe", schaffen [also, wie ποιήτης von ποιεῖν, welches auch eine schaffende Thätigkeit bezeichnet, wenn das Wort nicht etwa mit dem angels. sceavian, ahd. scawôn, schauen, zusammenhängt. Al. M.].

Man erinnere sich an König Alfred, welcher in der Gestalt eines Sängers sich in das dänische Lager schlich und es ausspionirte, des nordischen Königs Oluf (Anlaf), welcher im Lager der Angelsachsen Dasselbe that[1]): als Skalden bekamen sie beide Zugang zum Zelte des feindlichen Königs: Solche Geschichten bestätigen die hohe Gunst, in welcher der Skalde stand, wie wenig auffallend es war, ihm, sei es hier oder dort, zu begegnen; und sie zeigen uns zugleich auch hier die Harfe, auch in der Könige Hand, also die Pflege des Harfenspiels und der Kunst auch in den höchsten Kreisen.

Welche Bedeutung und Geltung für das Volksleben im Allgemeinen Gesang und Sänger hatten, hat uns schon die Geschichte Kädmon's veranschaulicht. Bei Gelagen, auch der niederen Classen, ging zugleich mit dem Meth- oder Bierhorne die Harfe von Mann zu Mann. Auch in späterer Zeit kommen diese s. g. Biergilden[2]) vor. Auch der schon genannte Aldhelm, welcher das Volk durchaus nicht um die Predigt zu sammeln und festzuhalten vermochte, verkleidete sich als Skalde und stellte sich neben eine Brücke, über welche ein lebhafter Verkehr stattfand. Da sang er zunächst Volksweisen, durch welche Alles zu ihm hingezogen und um ihn gesammelt wurde; hernach mengte er allmählich christliche Lieder ein.[3]) In ihm besitzen wir daher ein lebendiges Bild von der Stellung, welche der germanische Skalde als christlicher Sänger einnahm.

Ein Seitenstück hierzu bietet die Erzählung von jenem

---

[1]) Rerum anglic. scriptt. post Bedam. Lond. 1596 p. 23 u. 26 in W. Malmesbury's Chronicle; p. 494 in Ingulf af Croyland's Chronicle.

[2]) K. W. Bouterweck, Caedmon CCXXVI.

[3]) W. Malmesbury, Vita Aldhelmi. Wharton, Anglia sacra II, 4.

Skalden in Hrodgar's Halle,[1]) welcher zu den Klängen seiner Harfe „laut von dem Allmächtigen singt, wie er des Erdboden strahlendes, meerumfluthetes Gefilde, und wie er darnach auch die Menschen geschaffen hat". Wie viele Wirkung Kädmon aber bei „Leuten von allerlei Art" hervorgebracht hat, davon legt Beda im 24. Cap. des IV. Buches Zeugniss ab.

Aus dem von Kynevulf Erzählten[2]) wissen wir von den Reisen, welche die Skalden von einem Königshofe zum andren zu machen pflegten, und von dem ihnen dort zuertheilten Brage-Lohn. Aehnliches berichtet das Exeterbuch auch noch an andren Stellen. Hier singet der Skalde Widsith von seinen zahlreichen Fahrten: er „erhebt seine Stimme in der Methhalle, wo die Edelgebornen sich versammelten und Goldringe ausgetheilt wurden". Und „so fahren rings um die Lande viele weise Männer mit ihrem Sange, und finden überall einen freigebigen, kunstverständigen Edlen". Noch zwei andre Gedichte sind vorhanden, in welchen der Skalde geschildert wird, wie er seinen Gesang jetzt in der Halle der Grossen anstimmt, jetzt bei den Gilden des Volks. Und in Kynevulf's Gesange von der Himmelfahrt wird „Gesang und Harfenspiel" unter den Gaben erwähnt, welche der erhöhte Menschensohn den Menschen schenkt.[3])

Auf Deutsch hiess also der Sänger Scuof, Scôf (wie bei den Angelsachsen Scôp), oder auch Sangari, Liudari. Die Stellung, welche er in Deutschland inne hatte, liegt nicht ebenso deutlich vor, wie im Norden und in England: denn dort fliessen hierfür die geschichtlichen Quellen sparsamer. Im Wesentlichen war sie gewiss die nämliche. In Gedichten, welche auf uralten Sagen ruhen, begegnen wir solchen Sängern sowohl in den Versammlungen des Volkes, wie in den Hallen der Grossen;[4]) und Saxo grammaticus gebraucht von einem deutschen Sänger Ausdrücke, welche Dieses bestätigen.[5])

[1]) N. F. S. Grundtvig, Beowulfes Beorh p. 4.

[2]) S. oben S. 75 folg.

[3]) Thorpe, Codex Exoniensis p. 321 seq. 331 s. 288. 524. 542.

[4]) J. Grimm, Lateinische Geschichte des 10. und 11. Jahrh. XVIII. W. Grimm, Die deutsche Heldensage S. 48.

[5]) P. E. Müller, Saxo p. 722.

Ein Volksskalde soll es der Sage nach gewesen sein, welcher den Heliand dichtete. Aus dem nördlichen Deutschland haben wir ausserdem Nachricht von einem andren, einem Frisen, Namens Bernlof. Der Mann war blind, von Jedermann geliebt wegen seiner Sängerkunst. Ihn heilte Bischof Ljudger von seiner Blindheit, und gewann ihn zugleich für das Christenthum. Und hinfort sang er vom Christ, verkündigte Christum und taufte auf den Glauben an ihn.[1]) Wir haben hier also ein neues Zeugniss von der besondren Bedeutung, welche die Volkssänger für die Ausbreitung des Christenthums hatten. Vielleicht haben sie hier, wie auch in England, die Asen — die gestürzten Götter — in Spottliedern verhöhnt, wie die nordischen es auf Island gethan haben durch Hjalte Skäggeson.

Noch in den Tagen Karl's d. Gr. wurden sie hoch in Ehren gehalten. In einem seiner Lande verurtheilte das Gesetz Jeden, welcher einen Sänger (harpatorem) an der Hand verwundete, eine um ein Viertel höhere Busse zu büssen, als sie sonst für dergleichen Verwundungen bestimmt war.[2]) Nach dieser Zeit sank indessen ihr Ansehen immer tiefer, bis man endlich auf sie, wie auf Gaukler, hinabblickte und darnach sie auch behandelte.[3]) Dasselbe war in England, und im Norden der Fall, wenn auch erst in einer viel späteren Zeit.

Wo ein Skalde vor dem Volke oder vor den Grossen des Landes auftrat, führte er seine Harfe mit sich. Eine cithara nennt schon Jordanes, eine Harfe Fortunat.[4]) In der Regel hat man hierunter ein kleineres Saiteninstrument zu verstehen, welches der Wanderer ohne Mühe von Ort zu Ort tragen mochte, was von der am Gildentische herumgehenden, von Beda als Cither bezeichneten Harfe ebenso gilt, wie von derjenigen, die K. Oluf trug, als er vermummt und spionirend in England umherzog. K. Aelfred dagegen wanderte als

[1]) Pertz, Monumenta German. II, 412 in Altfrieds Vita Liudgeri.

[2]) W. Wackernagel, Geschichte der deutsch. Litteratur. I, 51 f.

[3]) A. Koberstein, Grundriss der Geschichte der deutsch. Nat. Literatur. 4. Ausg. I, 74.

[4]) S. oben S. 220 Anm.

Spion in Begleitung eines Mannes, welcher ihm vielleicht seine Harfe trug.[1])

F. D. Wackerbarth hat eine Abhandlung geschrieben über die Musik der Angelsachsen. Er macht einen Unterschied zwischen dem Psalter (psalterium), dem kleineren Instrumente, welches man mit Einer Hand spielte, und der Harfe, welche eine völlig andre Gestalt und Einrichtung hatte und theilweise mit beiden Händen gespielt wurde. Jedoch auch die letztere war weniger gross, als die heutiges Tages gebräuchlichen. Er macht auch andre Arten kleinerer Harfen namhaft, welche man mit einem eisernen Stabe (plectrum) schlug. Im Norden kommt, jedoch nur in märchenhaften Sagen, eine weit grössere Harfe vor, und zugleich hin und wieder, dass der Spielmann, welcher sie schlug, Handschuhe dabei trug.[2])

Wackerbarth's Buche ist die nachfolgende Fig. 1 entlehnt. Auf dieser ist der Spielende David. Die zweite Figur dagegen, welche Jubal darstellt, verdanke ich der im zehnten

Fig. 1.

Fig. 2.

[1]) Pegge, Observations, in der englischen Zeitschrift: Archaeologia II, 100 ss.

[2]) B. Keyser, Norges Statsforfatning. S. 122—123. F. D. Wackerbarth, Music and the Anglosaxons p. 24 folg. Vgl. F. Wolf, Ueber die Lais, an mehreren Stellen, besonders S. 242 folg.

Jahrhunderte geschriebenen, Kädmon's Dichtungen enthaltenden Handschrift.

Der Gegenüberstellung wegen, wie zu weiterer Illustration, möge hier endlich auch der irländische Barde mit der Harfe, — Fig. 3 — vielleicht wieder ein König David, Platz finden. Die Figur ist einem in Jrland befindlichen, bronzenen Heiligenschranke entnommen, welcher gewöhnlich unter dem Namen „Breac Moedog" aufgeführt wird, und in dem 8ten Jahrhunderte, vielleicht etwas später, verfertigt sein mag.[1])

Fig. 3.

In den drei skandinavischen Ländern findet man verschiedene Abbildungen der Harfe, welche indess einer etwas jüngeren Zeit angehören, nämlich dem 12ten oder folgenden Jahrhundert. Zwei derselben begleiten eine Abhandlung des dänischen Gelehrten Worsaae (Director der Museen Kopenhagens, und Reichsantiquar): „Ueber die Darstellungen auf Goldbracteaten".[2]) Sie stammen aus Norwegen, und sind in Holz geschnitten.

Die eine hat als Schmuck eines Brautstuhls gedient, die andere aber zum Portale einer jüngst abgebrochenen Kirche

[1]) Die Zeitschrift Archaeologia 43, 131 ff.: Miss Stoke's Observations on two ancient Jrish work's.

[2]) Aarboger for nordisk Oldkyndighet og Historie 1870, Abbildungen Nr. 14, Figur 1 und. 2. Nr. 18, Fig. 1.

gehört, nämlich der Hyllestad-Kirche im norweg. Amte Nedennäs, wo sich eine Darstellung befand der Sage von Sigurd Fofnesbane [Aeltere Edda II, 6—11]. Die zweite ist hierneben Fig. 4, welche im altnordischen Museum zu Kopenhagen zu sehen ist. Fig. 5 ist gleichfalls von einem Portale der Kirche von Opdal im norweg. Nummethal. Der Gegenstand ist wiederum Gunnar (Gunther) im Schlangenhofe.[1])

Fig. 4.

Fig. 5.

Auch in Schweden haben wir ein steinernes Taufbecken aus Norum in Bohuslän (Westgothland), mit derselben Abbildung.[2]) Also drei Zeugnisse dafür, wie lange Zeit man noch die alten mythischen Reminiscenzen festgehalten, wie werth man sie gehalten hat, so werth, dass sie für würdig geachtet wurden, zum Schmucke heiliger Stätten und Gegenstände zu dienen. Wir werden hierdurch an die ersten Zeiten der Kirche erinnert, in welchen Orpheus auf Grabmälern abgebildet wurde, so sehr man übrigens Alles, was mit dem Heidenthum zusammenhing, zu scheuen pflegte.

Ueber die Art und Weise, wie der Skalde sein Lied vortrug, besitzen wir keine völlig sichere Nachrichten. Es ist ganz allgemein von einer Art von Gesang die Rede, und zugleich wird ein denselben begleitender Anschlag der Harfe angedeutet. Ritter (jarl) Ragnvald auf den Orcaden rühmt seine Fertigkeit in diesem begleitenden Spiele. In den Fällen, wo das Lied nur kurz war, wurde es wohl nach einer kleinen wiederkehrenden Melodie gesungen, wie es solche gab zu einzelnen Stücken der Edda, z. B. nach der Krakeweise.[3]) War

[1]) Norske Bygninger fra Fortiden (Norwegische Bauten aus der Vorzeit). Heft 7, Platte 3.

[2]) Brusewitz, Elfsyssel [Name eines schwedischen Amtsdistricts]. S. 121 f.

[3]) Man findet die Melodieen in dem: Essai sur la musique ancienne, et moderne. Paris 1780. II, 402 seq.

aber der Gesang länger, so wurde er recitirt. Hierauf zielt vielleicht die Unterscheidung, welche Kynevulf zwischen „Singen und Sagen“ zu machen scheint. Wo Rundgesänge stattfinden, stimmte wahrscheinlich die ganze anwesende Menge ein.[1])

In Frankreich, wo die Bretagner und die Normannen während des Mittelalters als die besten der umherziehenden Sänger genannt werden, ging es ungefähr auch in der eben geschilderten Weise zu. Hier hatte das Instrument Aehnlichkeit mit der Guitarre. In einem alten französischen Gedichte wird das Verfahren beschrieben: mit einem Vorspiele begann der Sänger; alsdann sang er und spielte dazu die Melodie; darauf folgte das Nachspiel, Dieses gilt von allen kleineren Gedichten. Die grösseren werden wohl als Recitativ, mitunter durch einige Griffe in der Harfe unterbrochen, vorgetragen worden sein.[2]) Solche Gesänge mussten natürlich getheilt, und jedes Stück besonders vorgetragen werden. Uebrigens darf man die Ausdauer der Leute jenes Geschlechts nicht ausser Acht setzen, mit welcher sie das Gehör in Anspruch nahmen, und welcher eine nicht geringere Geduld der Zuhörer entsprach.

Konnte der Skalde seine Dichtung nicht mehr selbst vortragen, war er gestorben: so traten andere Sänger an seine Stelle. Hierfür lassen sich bestimmte Beispiele anführen; man fand Skalden, welche an hundert Gesänge Anderer auswendig wussten.[3]) War die Dichtung aus dem Volke hervorgegangen und dem Volke bestimmt, so wurde sie diesem auch fleissig vorgesungen.

---

[1]) R. Keyser, Nordmändenes Videnskabelighed etc. S. 116 ff. — Vgl. Fr. Hammerich Norge's Statsforfatning S. 121. N. M. Petersen, Danmarks Historie i Hedenold. 2de Ugd. III, 290. Thorpe, Cod. Exon. p. 42.

[2]) C. Rosenberg, Rolandsquadet S. 176 ff. Vergl. über die im Mittelalter gewöhnliche Weise des Vortrags F. Wolf, Ueber die Lais S. 48 folg.

[3]) Keyser, Nordmändenes Videnskabelighed S. 117. A. M. Holmberg, Nordbon under hednatider (Der Bewohner des Nordens in den Zeiten des Heidenthums) S. 392.

Ohne Zweifel prägte sich mancher begabtere Zuhörer das Gehörte ein, und wusste ganze Stücke der im Volke neu aufkommenden Poesieen. So mögen diese denn, ebenso wie später die Heldenlieder (Kämpeviser), auch bei Gelagen der geringen Leute, in den räucherichten Stuben des Bauern, wo die Harfe um den Tisch ging, gehört worden sein. Dass das Volk selbst im Ganzen zum Dichten aufgelegt und begabt war, ist eine von allen Seiten bestätigte Thatsache. Hier möge ein besondrer Beleg dafür, und zwar aus England, folgen. Ein Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, Giraldus Cambrensis (von Cambray) rühmt den Gesang der Nordhumbrer, den sie zweistimmig sangen, eine Kunst, welche sie, meint er, von Dänen und Norwegern gelernt hatten.[1])

Jedoch möchte es nicht überflüssig sein, vor einer Ueberbietung dieses Gesichtspunktes zu warnen. Was die Wandersänger, was das Volk unter sich zu singen pflegte, war nicht gerade lauter Christenthum. Dass dieses aber jedenfalls in der Entwickelung des Volkes mitsprach, als ein Volksthümliches, muss man als ein bedeutungsvolles Moment bezeichnen.

Richten wir nun den Blick auf die Wege, durch welche die episch-christlichen Poesieen der Urzeit bei Hohen und Niederen in Umlauf gesetzt wurden, so bemerken wir, dass wieder etwas Neues uns begegnet, was mit dem Inhalt der Gesänge gut harmonirt. Der Liebling des Volkes, der Skalde, ist es, welcher auftritt und von den grossen göttlichen Thatsachen, der heiligen Geschichte singt. Und, was das bedeutet, wenn Volkssänger eine Sache umhertragen, davon haben sogar noch unsre Tage uns einen Eindruck gegeben: Männern und Weibern wird es alsdann in die Herzen hineingesungen. Kann aber so Etwas noch heute geschehen: wie viel mehr in jener alten Zeit?

Musste so das Christenthum nicht einen wunderbar mil-

[1]) F. D. Wackerbarth, Music and the Anglosaxons p. 36 ff. Ueber die allgemeine Verbreitung der Dichtkunst auf Island s. N. M. Petersen, Den oldnordiske litter.'s historie, in: Annaler for nord. Oldkyndighed 1861 S. 139.

den und stillen Eingang unter den Germanen finden, einen milderen, als es es bei den meisten andren Völkern gefunden hat? Freilich war das, was ihnen gebracht wurde, etwas Neues, nicht entsprungen in den Herzen irgend eines Menschen, Etwas, das eine ganz neue Gesinnung forderte: aber dieses Neue kam in heimathlichen Klängen und Weisen. Man stelle es sich einmal recht lebhaft vor, wie es in Griechenland gestanden hätte, wenn Homeriden, mit episch-christlichen Gesängen auf ihren Lippen, von Ort zu Ort gezogen wären! Etwas Derartiges war es aber, was bei den Germaneu vorging.

Wir heben noch eine Seite unsres Gegenstandes hervor. Es lassen sich ausser den angeführten Umständen noch andere nennen, welche den Uebergang von dem Alten zum Neuen ebnen und erleichtern mussten. Gregor der Grosse ertheilte den Missionaren, ungeachtet seiner Tendenz, die römische Kirchensitte und Form überall durchzuführen, den dringenden Rath: „Wollet nicht den armen, ungebildeten Seelen auf einmal Alles nehmen". So durften sie ihnen denn die gewohnten gottesdienstlichen Stätten lassen, zum Theil auch die gewohnten Feste. Nur musste dieses Alles geweiht und umgestaltet werden, sowie der Name und die Ehre Gottes es erforderte. Solcher Rath aus dem Munde eines Papstes blieb nicht wirkungslos,[1]) obgleich wir auch auf manche Zeichen eines entgegengesetzten Sinnes stossen und zuweilen dem gewaltthätigen Eifer eines Missionars begegnen.

Und übersehen darf man auch die Thatsache nicht, dass manchmal heidnische Opferpriester (goder) ernste Christen wurden, wie jener unter den Angelsachsen sich auszeichnende,

[1]) Man lese z. B. den Brief des Bischof Daniels an Bonifacius über die Art und Weise, wie ein Missionar mit den Heiden reden solle, in Bonifacii Opera ed. J. A. Giles I, 46 seqq. Wie Aelcuin hierüber gedacht hat, s. in Fr. Hammerich's Allgem. K. Geschichte. 2te Ausg. II, S. 46. Noch Eines verdient angemerkt zu werden, nämlich, dass die ältesten Missionare dem Getauften seinen Namen liessen. Erst später kamen die heiligen Namen in Gebrauch.

vielgenannte Kaef und in Schweden jener blinde „Gode", welcher aus einem heidnischen Priester ein trotz seiner Blindheit wirksamer Verkündiger des Evangeliums geworden war. Liegt auch etwas Zweideutiges sowohl hierin, als in jenem Rathe Gregor's, so muss Beides doch dazu gedient haben, die Uebergangszeit weniger gewaltsam zu machen.

Und der Einfluss der im Volke umgehenden Volksgesänge wurde noch durch alles Das unterstützt, was für christliche Bildung geschah. Jenen Vorträgen zur Seite ging die Dichtung geistlicher Lieder für die Gemeinde und das Volk, und wurde durch ihre fortgehende Wirkung angeregt. Im Vorhergehenden ist von derselben, speciell in Betreff der Angelsachsen, schon Einiges bemerkt worden. Sie hat aber auch bei den übrigen germanischen Stämmen keineswegs gefehlt. Das Volk fing frühe an, seine eigenen „Psalmen" zu lallen. Ferner wird von Karl d. Gr. und bei den Angelsachsen wiederholt und nachdrücklich die Predigt des Evangeliums in der Volkssprache eingeschärft; und sowohl das altenglische Homilienbuch, als auch der, auf Karl d. Gr. Befehl ausgearbeitete Homiliarius des Longobarden Paul Warnefried (st. 800) veranschaulichen uns, in welcher Weise man predigte. Alsdann gab es auch beträchtliche Stücke der heil. Schrift in mehr oder minder volksthümlicher Uebersetzung. Jeder Christenmensch sollte seinen „Glauben" und sein Vaterunser wissen, wesshalb die Priester verpflichtet wurden, in den Häusern umherzugehen, selbst Anleitung zu geben und Seelenpflege zu üben.

Eine Volksschule beabsichtigte Karl d. Gr., sowie Tjodolf von Orleans zu stiften; wirklich ins Leben eingeführt wurde sie erst durch König Aelfred. Und hier sollte insonderheit der Adel Englands, die Jarle, Grafen, Thane, „welche bis dahin der Jagd und anderen (ähnlichen) Dingen gehuldigt hatten", Geschmack bekommen an Dem, was den Geist bildet und erhebt. „Wäre Jemand selbst hierfür zu alt" so lautete das Königsgebot — „so sollte er seinen Sohn, seinen Dienstmann in die Schule schicken". Aber auch die Leute niederen

Standes waren keineswegs ausgeschlossen. Der Unterricht bezog sich nicht allein auf die christliche Lehre, sondern auch auf allerlei weltliche Kenntnisse, und wurde sowohl auf lateinisch ertheilt, als in der Muttersprache; Jung und Alt lernte lesen und schreiben. Die Anzahl angelsächsischer, in Prosa verfasster Schriften, grossentheils Uebersetzungen, ist nicht gering; sie waren aber sämmtlich dazu bestimmt, die Volksbildung zu fördern.

In Deutschland wirkte Hrabanus Maurus und Andere in demselben Sinne. Aus diesem Kreise haben wir noch eine ziemliche Anzahl von Uebersetzungen und Glossen. Jedoch war es vorzugsweise die gelehrte Schule, die ihnen am Herzen lag; und die Klosterschulen des Landes standen in Ruf, obgleich sie mit denen in England sich nicht messen konnten. Allmählich schloss sich auch der Norden denselben Bestrebungen an.[1])

Der Unterricht in den Schulen wurde wohl öfter, doch durchaus nicht überall, in einem pedantisch trockenen, ermüdenden Tone ertheilt. Er konnte etwas Treuherziges, sogar besonders Munteres und Frisches haben. Dieses tritt uns aus den Zwiegesprächen des Abt Aelfrik und seiner Schüler mit den Kindern entgegen, welche lateinisch abgefasst und mit altenglischer Uebersetzung versehen sind.[2]) Hier heisst es u. A.: „Wir Kinder bitten dich, lieber Lehrer, dass du lehren wollest, richtig latein zu reden; denn wir sind ungelehrt, und reden nur schlecht. Aber wollet ihr alsdann, um es zu lernen, auch Prügel empfangen? Lieber Das, als Nichts lernen! Aber wir wissen ja, dass du gütig bist und uns nicht schlagen wirst, es sei denn, dass wir's sehr bedürfen".

---

[1]) Dieser Gegenstand ist in seiner ganzen Ausdehnung näher entwickelt in Fr. Hammerich's Kirchengeschichte. In Betreff der Deutschen s. R. v. Raumer, Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. 1845. Was die Angelsachsen angeht, s. S. Turner, History of the Anglosaxons. S. 3, und J. Lingard, History and antiquities of the Anglosaxon church.

[2]) Thorpe, Analecta Anglo-Saxonica. Nova edit. p. 18 seqq.

Darnach hebt die Anweisung selbst an. Wir sehen, es sind junge Leute aller Stände, welche an ihr theilnehmen. Zu einem Bauernsohne redet der Lehrer vom Feldbau, zu einem Hirten von der Viehzucht, zu einem Jäger, Fischer, Vogelfänger, Kaufmann, Schuhmacher, Einsalzer, Bäcker, Koch, Handwerker, zu Einem, der ordentlich studiren soll, zu einem Tischler, einem Schmied, zu Jedem von den Dingen, auf welche er sich gerade am besten versteht.

„Was haltet ihr nunmehr von der ganzen Unterhaltung?“ so fragt er sie alle. „Gut!“ — lautet die Antwort; uns aber geht die Rede wohl zu tief. Rede mehr nach unserm geringen Fassungsvermögen, so dass wir es verstehen können! — Wesshalb wollet ihr denn überhaupt Etwas lernen? fragt er. „Weil wir nicht wollen wie unvernünftige Thiere sein, welche Nichts kennen, als Gras und Wasser“. Darnach hebt eine neue Reihe von Gesprächen an. ‘„Du Knabe dort, was hast du denn heute gethan?“ Das Gespräch dreht sich um das tägliche Thun, um Schlafen und Aufstehen, um unser Essen und Trinken, und schliesst mit einer einfachen Ermahnung zum Fleissig- und Frommsein.

Jedenfalls eine andere Methode, das Latein zu lehren, als die im Memoriren des Donatus bestehende, wie wir dieser sogar nach der Reformation noch in manchen lutherischen Schulen begegnen. Eher gleicht sie dem lebendigeren Sprachunterrichte in unsern Tagen, und trägt Etwas an sich von jener Volksthümlichkeit und Frische, mit welcher das Christenthum selbst, dieser Mutterschooss aller echten Volksbildung, bei unsern Vätern sich zuerst eingelebt und eingesungen hat, nach dem Worte: „Ich lobsinge dir auf der Harfe, du Heiliger in Israel“ (Psalm 71, 22).

Die christliche Anschauung im altgermanischen Gesange.

Die wichtigsten der alten Sangweisen haben wir vor uns vorübergehen lassen. Sie klangen in unsern Ohren wie Vogelgesang, welcher an einem Frühjahrsmorgen nach dem Regen lange forttönt, wie liebliches Gezwitscher rings nmher, wo man die Melodien der verschiedenen Vögel, der Drossel, des Staars, des Buchfinken, kaum unterscheiden kann. Geben wir uns nunmehr Rechenschaft von den Eindrücken, welche wir dabei empfingen: was wollen denn eigentlich alle jene Sänger? was ist es für eine Lebensanschauung, als deren Dolmetscher sie auftreten? — Was wir in unsrer vorangehenden Betrachtung im Einzelnen hier und dort andeuteten, muss jetzt zusammengefasst, vervollständigt und für den Gedanken fixirt werden: auf diesem Wege werden wir auf die obige Frage eine Antwort erhalten. Wenn wir die gothische Bibelübersetzung des Ulphilas[1]) mit zu Rathe ziehen, so sind wir ohne Zweifel dazu

[1]) W. Krafft, Die Kirchengeschichte der germanischen Völker I, 259 folg. und K. Weinhold, Die gothische Sprache im Dienste des Christenthums, beleuchten den Werth dieser Uebersetzung für das Verständniss des Christenthums der Gothen. Insbesondere ist bei der vorliegenden Frage benutzt worden: H. Rückert, Culturgeschichte des deutschen Volks, ein Werk, welches jedoch nur die Mösogothen und die gallischen Franken behandelt, und dessen Gesichtspunkt von dem des Verfassers erheblich abweicht. A. F. C. Vilmar, Deutsche Alterthümer im Heliand. J. Grimm, Deutsche mythologie. Derselbe, Andreas und Elene XXV folg. R. v. Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die Althochdeutsche Sprache. N. F. S. Grundtvig, Nordiske Mythologie. L. Helweg, Nordens Gudesage, kristeligt oplyste, in der Nordisk Mannedsskrift B. 1 und 2. G. Stephens, Et fors-

berechtigt. In ihrer volksthümlichen Fülle mag sie die Stelle selbständiger mösogothischer Poesien jener Urzeit vertreten, und zu diesem Behufe uns um so willkommener sein, da sie die über jenes Volk gekommene arianische Doctrin nur in sehr schwachen Spuren erkennen lässt. Auch die Sprachwurzeln müssen wir bei dieser Untersuchung zu Hülfe nehmen.

Die Beantwortung unsrer Frage kann indessen nicht gerade in jeder Hinsicht befriedigend ausfallen, was wir nicht unterlassen im Voraus zu erinnern. Unsere Quellen fliessen nicht reichlich genug, um die Welt- und Lebensanschauung jener Völker von allen Seiten zu beleuchten, sofern sie aus blossen Bruchstücken einer Literatur bestehen, und über diess noch bei Weitem nicht hinreichend durchforscht worden sind. Darnach haben wir unsre Ansprüche etwas zu beschränken.

In dem frühsten Zeitabschnitte haben die germanischen Volksstämme gerade keine neuen christlichen Lehrauffassungen zu Tage gefördert. Mit Ausnahme der Mösogothen haben sie sämmtlich ihre kirchlichen Vorstellungen von Rom empfangen. Wir haben mehr als Eine Veranlassung gefunden, die Wege, auf welche die Vorstellungen von einem Stamme zum andren, zunächst von einem Sänger zum andren gewandert sind, zu beobachten. Von einer Seite lässt sich also sagen: Neues erscheint hier garnicht, wie von der andren Seite ebenso entschieden gesagt werden darf: hier ist viel Neues. Und dieses Neue liegt in der Art und Weise, wie das Alte von dem ganzen Geschlechte seiner Eigenthümlichkeit zufolge angeeignet wird.

Dass der germanische Volksstamm eine Einheit bildete, weil er von derselben Wurzel und demselben Blute ist, hat die neueste sprachvergleichende Forschung in das klarste Licht gestellt. Heutiges Tages können wir schon aus den Mundarten der japhetischen Völkerfamilie beweisen, auf welcher

---

venskt legendarium (ein ins Schwedische übertragenes Legend.), wo sich in dem sachlichen Register und in dem Nachtrage viele belehrende Notizen finden. Endlich: G. V. Lyng, Hedenskabet (das Heidenthum) von S. 170 bis zum Schlusse.

Culturstufe die Absonderung der Inder und Perser stattfand, und auf welcher Stufe derselbe Vorgang sich bei den Griechen, Lateinern, Kelten, Slaven und Germanen vollzog.

Zu jener Zeit, als die germanischen Völker in Europa einwanderten, zeigten sich nur leise Keime des Untersehiedes, welcher nachher in Sprache und Christenleben zur Entwickelung kam zwischen Nordländern, Deutschen, Engländern. Der Asenglaube war Gemeingut des ganzes Stammes,[1]) und zwar mit der ihm zu Grunde liegenden Anschauung der Welt und aller Dinge, wodurch inzwischen eine Verschiedenheit der Auffassungs- und Vorstellungsweise im Einzelnen durchaus nicht ausgeschlossen wird. Jedoch standen die Sprachen, freilich schon damals in drei oder vier Haupt-Mundarten geschieden, lange Zeit einander sehr nahe. Diese Wahrheit wird durch die neuesten Entwickelungen bestätigt, welche man auf den ältesten Runsteinen in Dänemark, Norwegen und Schweden gemacht hat: denn die hier vorgefundenen Sprachformen geben sich durchaus als ein nordisches Seitenstück zu den mösogothischen. Es steht unzweifelhaft fest, dass es sehr wenige Wurzelwörter giebt, welche den Germanen insgesammt nicht ursprünglich gemeinsam gewesen sind, während später jeder der Stämme sein besonders Erbe gewahrt und das Uebrige vergessen hat.

Was das gegenseitige Verhältniss der Angelsachsen und der Nordländer betrifft, und zwar noch auf einem späteren Standpunkte, im fünften bis hinein in das neunte Jahrhundert: so dürfte jene Behauptung naher Verwandtschaft kaum einem Zweifel unterliegen. Dagegen hört man allerdings Zweifel äussern hinsichtlich des Verhältnisses der Deutschen und der Nordländer.

Man wolle jedoch nur einen Blick werfen auf den altsächsischen Heliand. In Ansehung des Wortvorrathes wird man in der That öfter zu der Annahme geneigt, dass die

---

[1]) Unsres Dafürhaltens hat J. Grimm's deutsche Mythologie diess zur Evidenz gebracht.

Sprache des Gedichtes, dem Klange seiner Worte nach, dem Dänischen näher stehe, als dem Hochdeutschen.

Eben so wenig können wir, was die höchsten Vorstellungen angeht, in jenem Zeitpunkte, in welchem das Christenthum den Boden der Völker betrat, durchaus keinen durchgreifenden Unterschied wahrnehmen zwischen Nordländern, Angelsachsen und Deutschen. Keinen durchgreifenden Unterschied: denn allerdings gewahrt man schon das Keimen eines solchen. In dieser Hinsicht möchte ich nicht eben die besondre Bedeutung sehr betonen, welche der Angelsachse dem mannesmuthigen Christusbilde beizulegen scheint, während dagegen die Deutschen vorzugsweise gern das Christenleben hervorzuheben scheinen, als das der mannhaften Treue. Dass dieser Unterschied unsern Blicken begegnet, erklärt sich indess aus besondern Gründen, auf welche wir weiter unten näher eingehen werden. Es traten aber andere Keime eines Unterschiedes an den Tag.

Bei den Angelsachsen und ihren ältesten englischen Nachfolgern bemerkt man, wie oben schon bemerkt worden, eine besondere Vorliebe für das Alte Testament, den Bund des Gesetzes, und die Neigung, Gegenstände zur Bearbeitung vorzugsweise dort zu wählen. Und ebenso bemerkenswerth ist die vielen ihrer Gedichte aufgeprägte Schwermuth, der grossartige Blick für das Dämonische, die finstren Weltmächte, für Charaktereigenthümlichkeiten, für die starken und leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen, ferner für die Geschichte des Jenseits, die letzten Dinge, für die Natur sowohl in ihrer Wildheit als in ihrer Anmuth, besonders für das Meer, das Seeleben und alles dahin Gehörige. In solchen Zügen glaube ich etwas speciell Englisches zu erkennen, was später zu reicher und üppiger Entwickelung gekommen ist, nicht allein bei den Puritanern, sondern namentlich auch bei einem Shakespeare, einem Milton, einem Byron, sodann in der Erwartung und Ausmalung der Bilder des tausendjährigen Reiches, endlich in der virtuosen Richtung auf das praktische Leben.

Wir wenden uns jetzt zu den Deutschen. Während aller-

dings der „Heliand“ die nämliche frische Unmittelbarkeit hat, wie Kädmon's Poesieen, so verhält es sich dagegen ganz anders mit Otfrid's „Christ“. Hier überwiegt die Reflexion und zugleich eine gewisse mystische Richtung. Beide machen sich in gleich ermüdender, ja, recht unglücklicher Art geltend; jedoch, hiervon abgesehen, dürfen sie uns vielleicht schon auf die philosophische Neigung und Begabung hinweisen, welche seit dem Mittelalter, besonders aber in der neueren Zeit, zu den auszeichnenden Eigenschaften des deutschen Geistes gehört. Auch darauf, dass Gefühl und Gemüth, das Rührende, in der Darstellung Otfrid's sich gerne geltend macht, wie zuweilen auch schon im Heliand dieser Zug hervortritt, unterlassen wir nicht aufmerksam zu machen.

Und fassen wir nunmehr die geschichtlichen Voraussetzungen ins Auge, welche der ganzen germanisch-christlichen Poesie zu Grunde liegen, namentlich das Ahnungsvolle, das Prophetische, was dem im Norden am treusten gehegten Asa-Glauben beiwohnt: so dürfen wir gewiss weiter schliessen auf einen eigenthümlich und kräftig geschichtlichen Sinn bei dieser Abtheilung des grossen germanischen Stammes, bei welchem auch die Sage zu den Gottheiten gerechnet wird.[1]) Und dieser Sinn hat sich in der späteren nordischen Entwickelung bewährt, und gerade in der neuesten Zeit auf mehr als Eine Weise ausgeprägt.

Allein man muss vorsichtig zu Werke gehen, wenn man den Keimen einer Sache nachgeht, welche bisdahin eben nur in zarten Keimen vorhanden ist, besonders vorsichtig in Betreff der uns zugänglichen Quellen. Weil für das Alt-Englische diese am reichlichsten vorhanden sind, so haben wir natürlich von den Angelsachsen mehr sagen können, als von den andren Völkern. Dass aber damals die Keime sich zeigten zu der nunmehr als Thatsache vorliegenden Sonderung der Völker, das dürfen wir mit Bestimmtheit sagen; jedoch lassen

---

[1]) J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2te Ausgabe S. 287. 850. 863 folg.

diese Keime selbst sich nicht mit der derselben Bestimmtheit nachweisen.

Durch die Sonderung und die Unterschiede in untergeordneten Beziehungen ist indess die Echtheit in allem Wesentlichen nicht aufgehoben. Wegen der Grundanschauung des Christenthums waren die germanischen Völker in vollständiger Uebereinstimmung. Daher müssen sie auch als eine geschichtliche Einheit genommen werden. Was der eine Stamm vor dem anderen voraus, und deutlicher entwickelt, als der andere, besitzen mag, das ist durchaus hinzuzurechnen, wenn wir die Stellung sämmtlicher drei grossen Familienglieder, sowie die jedes einzelnen derselben zum Christenthum richtig verstehen wollen.

Der bekannte Theologe und Germanist Vilmar hat in einer eben so gemüthvoll und lebendig, als schön geschriebenen Abhandlung, aus dem „Heliand" die den Germanen eigenthümliche Auffassung des christlichen Lebens nachgewiesen,[1]) und zwar als den tiefsten Zug derselben die mannhafte Treue bis in den Tod gegen unsern himmlischen König und Herrn. Und dieser Grundzug musste wegen des Gegenstandes der Dichtung, nämlich Christus und seine Jünger, hier mit grösserer Klarheit hervortreten, als in irgend einer der übrigen Dichtungen. Er scheint aber in seinem Patriotismus die Treue als etwas speciell Deutsches betonen zu wollen, obschon er an einigen Stellen vielleicht auch dem Sänger Kädmon einen Antheil an diesen Vorzuge einräumen will. Ist aber Jenes wirklich seine Tendenz, wie denn seine Aeusserungen freilich im Allgemeinen so verstanden worden sind, so ist darin ohne Zweifel ein Fehlgriff zu erkennen.

Allen Germanen war, wie gesagt, Eine und dieselbe Grundanschauung gemeinsam. Um diese Wahrheit leugnen zu können, müsste man sowohl Kädmon als Kynevulf, müsste man die Andreaslegende, den Gesang „der Wandrer", das selbständige kleine Stück von der Höllenfahrt des Herrn und

[1]) A. F. C. Vilmar, Deutsche Altertümer. (S. oben S. 143. Anmerkung. S. 145).

die im Todtenreiche dem Johannes in den Mund gelegte Anrede an den Herrn, und noch manche andere Producte der angelsächsichen Gesangsgabe, ausser Acht lassen. Man müsste alsdann auch die alten Sagen des Nordens vergessen, z. B. die Erzählung vom Find, welcher nur dem mächtigsten Könige dienen will, und endlich, als „er dem weissen Christ" begegnet, ihm sich völlig zu eigen giebt.[1]) Selbst die ältesten französichen Gedichte legen einen ganz besondren Nachdruck auf die Treue. Ausserdem ist der „Heliand" unter so augenscheinlicher Einwirkung von angelsächsischer Seite her entstanden, dass man seinen ganzen Gedankengang nicht ohne einen gewissen Vorbehalt als einen im speciellsten Sinne deutschen ansehen darf.

Vilmar's Ansicht, welche zuerst in einem Schulprogramme dargelegt und in dem angeführten Sinne verstanden war, ist sowohl in die Literaturgeschichten, als die Kirchengeschichten der Deutschen übergegangen, wo man die Angelsachsen durchweg im Schatten stehen lässt. Daher war gewiss Grund vorhanden, auf die Einseitigkeit eines solchen Urtheils hinzuweisen. In der Hauptansicht vom Christeuthum waren alle germanischen Stämme unter einander einig, und der angelsächsische war ein Glied, gewiss ein bedeutungsvolles Glied des Geschlechts: dieses sind zwei Wahrheiten, welche wir nicht dürfen fallen lassen.

Die germanischen Stämme stehen anders dem Christenthume gegenüber, als die alte Welt und die Römer: diess ist eine Thatsache, welche den Forschern in immer weiteren Kreisen aufzugehen scheint. In seiner Weise hat Taine diese Wahrheit schon geltend gemacht in seiner „Histoire de la littérature anglaise"; denn dass der Franzose sie nicht besser zu erklären weiss, als aus dem neblichten Klima, sowie der, gleichfalls mit dem trüben und schweren Sinne

[1]) Förnmanna sögur (d. h. Sagen der Vorfahren, in ältnordischer Sprache) II, 153 folg.

zusammenhängenden, starken Nahrung, gehet uns hier weiter nichts an.

Erstens haben die Germanen die Botschaft des Evangeliums aufgenommen als ein verhältnissmässig noch jugendliches Volk, während die römische Welt zu jener Zeit, als sie vom Christenthume berührt wurde, eine greisenhafte, völlig ausgelebte Welt war. Schon dieser Umstand begründet eine tiefgehende Verschiedenheit. Demnächst aber war in der Sinnesart der Ersteren, in ihrem Naturgrunde, mehr als bei vielen anderen Volksgeschlechtern, Dasjenige vorhanden, worin der Glaube, nämlich ein inneres Glaubensleben Wurzel schlagen konnte, als sie das Christenthum annahmen.

Sie waren rauher und harter Art, wie der Himmel, unter welchem sie lebten, und der Boden, welchen sie anbauten. Eine gewisse Schwerfälligkeit war ihnen eigen, eine Abgeschlossenheit gegen das Fremde, welche als Mangel an rechter Empfänglichkeit aussehen konnte; und in mehr als Einer Hinsicht konnte ihr Leben einem rohen und wilden Schwärmen und Abenteuern verglichen werden. Wollte man die unter ihnen heimischen Laster beschreiben, so wäre Stoff genug vorhanden zu einer langen, traurigen, blutigen Schilderung, und das ebensowohl in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung als in der heidnischen Vorzeit.

Dennoch war Eines ihnen mitgegeben, was eine unaussprechlich grosse Tragweite haben sollte, nämlich ein allerdings einseitiges, oft recht wildes, immer aber kräftiges Persönlichkeitsgefühl. Und dieses Eigenleben möchten wir als das Innerste ihres Wesens bezeichnen, aus welchem ihre ganze Lebensentwickelung verstanden werden muss. Und die durch dasselbe hervorgebrachten Gemüths- und Lebensformen bekamen für das Reich Gottes, dessen Aneignung und Ausgestaltung, dieselbe entscheidende, obgleich bisher häufig verkannte, Bedeutung, wie diejenigen Formen, welche die Kirchen des Südens und Ostens als ein Erbe aus der classischen Welt überkamen. Die Germanen sind — man möge diesen Ausdruck uns gestatten — geborne protestantische Naturen.

Das römisch-katholische, mehr äusserliche und, trotz aller abstracten Verstandesrichtung, mehr phantastische Christenthum musste dagegen unter den Römern seine Gestalt gewinnen, also dort, wo das Leben in der Sinnenwelt so mächtig ist, und zugleich der eben hierdurch hedingte Zwang des Gesetzes. Dieses Alles liegt in den verschiedenen Arten des „Saatbodens", in den Geheimnissen der göttlichen Erwählung, welche der Mensch nicht zu durchschauen vermag, welcher er niemals sich selbst rühmen darf: denn Selbstvergötterung verwüstet auch die edelsten Keime. Auch kann an und für sich selbst eine mit starkem Persönlichkeitsbewusstsein begabte Natur, eine solche, welche man etwa als eine protestantisch angelegte Natur bezeichnen könnte, dem Christenthume sich ebenso wohl entgegensetzen, als sich ihm hingeben, wovon wir der Beispiele genug haben. Lehret nicht die Schrift, dass die stärkste aller geschaffenen Persönlichkeiten gefallen, und aus einem Engel Gottes ein Gottesfeind geworden ist?

Der den Germanen von Natur mitgegebene Blick für Welt und Leben war kein enger; vielmehr war er unter allen seinen Verirrungen, mitten in einer oft unbändigen Kampfeslust, ein weiter und grosser, und in dieser ursprünglichen Weltanschauung regte sich ein Leben der Innerlichkeit, ein Gemüthsleben. Stellt man in dieser Hinsicht zwischen griechischer und germanischer Mythologie einen Vergleich an: so muss er entschieden zum Vortheil der letzteren ausfallen. So oft einzelne der alten Kirchenväter einen Anknüpfungspunkt für das Evangelium suchen in den Mythen der Griechen: wie fällt ihnen das so schwer! Dagegen waren Grundzüge der germanischen Mythen: die Einheit des menschlichen Geschlechts, die Verwandtschaft desselben mit den Göttern, seine geschichtliche Entwickelung, sein Berufensein zum Kampfe gegen das Böse, endlich aber zum Siege. Ausserdem wird die ewige Würde der Persönlichkeit, und zwar ebensowohl bei dem freigebornen Weibe wie bei dem Manne, auch hier hervorgehoben, nicht minder auch Strafe und Lohn in der zukünftigen Welt.

Männlich energischer Wille, Freiheit, Treue, Ehre, Keuschheit, werden hoch geachtet; die Heimath und das Haus liebt man, wie auch die sie umgebende Natur, die Felsengebirge, den Urwald, das wogende Meer. Und während man fest glaubt an eine Vorsehung, wenn auch in mythischem Gewande, an den Gegensatz des Guten und Argen, an die Hinfälligkeit der gegenwärtigen Welt und einen zu hoffenden höheren Zustand aller Dinge: so liegt dem Allem ein Glaube zu Grunde an Gottes Geheimnisse (die Rune = das Mysterium), und darüber schwebt eine ernste Vorschau in die Ewigkeit, mit romantischer Färbung. Die merkwürdige Bezeichnung, welche Tacitus anwendet: „secretum illud, quod sola reverentia vident", darf als ein dunkler Ausdruck verstanden werden für die vorherrschend innerliche, geistige Richtung und Weltanschauung der Germanen; sie buchstäblich zu fassen, würde den, auch Tacitus wohlbekannten, geschichtlichen Verhältnissen widersprechen.

Neben dem Asa-Glauben fand sich selbstverständlich noch viel anderer Aberglaube, auch vieler Unglaube. Es gab im Volke ziemlich viele Freidenker, welche das Hammerzeichen machten und übrigens sich selbst vertrauten. Durch das ganze Mittelalter hindurch begegnen wir solchen Leuten.

Erst trau' ich auf mein gutes Schwert,
Dann auf mein treues Pferd;
Wohl trau ich auf meine Gesellen gut,
Doch zumeist auf mich selbst und den eignen Muth.

Und werden in unsern Tagen dergleichen Reden etwa weniger gehört?

Die germanischen Völker empfingen das Christenthum vor Allem als einen neuen Glauben, jedoch zugleich — und das ist von wesentlichem Belang — als eine neue Bildung, als „neue Sitten" (sidaskiptí). Die Besten unter ihnen, die wahrhaft Gläubigen, ergaben sich ihm fortan mit der Treuherzigkeit einer kindlichen Natur. Sie fühlten mit Njaal, dem

Hofpriester Kaef, jenem schwedischen Laien in den Tagen Ansgars, „dass der neue Glaube besser sei, als der alte;“ und vor ihrem inneren Blicke dämmerte es, als gehe ein Grosses, bisher Unbekanntes, ihnen heute auf. Die ihnen angeborne Anschauungsweise sollte durch das Christenthum berichtigt, geläutert, durchsäuert, wiedergeboren, verklärt werden. Dieses war der heilige Anfang, dieses die Hoffnung, in welche das Volk eintrat.

Die Geschichte hat viel zu berichten von Gewissens- und Glaubenszwang, von Bekehrungen durch's Schwert. Aber durch seiner Sänger Mund, den Gesang, welchen es in jener Urzeit anstimmte, enthüllt uns das Volk selbst die andere, die Lichtseite, nämlich das dennoch daneben erwachende Glaubensleben, die freie Hingebung. Als der edle Sänger des „Heliand“ seine Harfe schlug, konnte jene durchs Schwert getaufte Generation der Sachsen noch nicht ausgestorben sein; und unter ähnlichen Verhältnissen sangen die Skalden der nordischen Könige, des Olaf Trygvason und des heiligen Olaf. Zwang und Freiwilligkeit, beide müssen in jener Werdezeit neben einander gegangen sein.

Sänger, welche dem Volke im eigentlichen Sinne des Wortes den Mund aufthun konnten, griffen also das Werk an, mit den Missionaren Hand in Hand. Dieser Hergang der Sache, diese ganze Entwickelung hatte allerdings grosse Gefahren, und das von mehr als Einer Seite, im Gefolge, — Gefahren, welche auch keineswegs in jenen Tagen verhütet worden sind. Vielmehr ist es langsam genug mit der christlichen Durchsäuerung des Naturlebens fortgegangen. Der Fortgang der Geschichte hat inzwischen den Beweis geliefert, dass die Sache selbst fortgeschritten ist, was sich aber daraus erklärt, dass dieses Naturleben hier eine mehr als gewöhnliche Tiefe hatte.

Versündigungen gegen die Volksnatur, wie der kirchlichen Mission ohne Zweifel unter mehreren anderen Nationen zur Last fallen, zeigt die Mission auf dem Gebiete der germanischen wenigstens nicht in gleichem Umfange. Freilich

ist es nicht zu leugnen, dass der Kampf heftig entbrannte und mit Bitterkeit geführt wurde. Manches heidnische Weihthum (gudevi) wurde verbrannt und verödet; jedoch wurden deren andere in wahre Gotteshäuser umgewandelt. Auch wurde nicht in demselben Masse, wie anderswo, mit allen, selbst den edelsten und höchsten der im Volke überlieferten Vorstellungen aufgeräumt, nicht über sie als lauter dämonischen Wahn der Bann gesprochen; man ersah doch nicht, wie die grönländischen Missionare thaten, den nationalen Gottesnamen zur Bezeichnung des Teufels. Ueberall, wo Dergleichen geschah, wie allerdings theilweise bei der Taufe der Sachsen, wie der Sage nach bei dem fränkischen Könige Radbod, dessen verehrte Vorfahren der Missionar ohne Weiteres der Hölle zugesprochen haben soll, fand es auf der Stelle seine Strafe: denn erregten nicht die Sachsen einen Aufstand nach dem anderen? und zog nicht Radbod alsbald seinen Fuss von dem Taufwasser zurück?

In der Regel war man im Gegentheile bemüht, alle im alten Mythus schlummernden Ahnungen, Bedürfnisse und Aussichten aufzurufen und zu verwenden, die Gedanken des Heidenthums zu vertiefen, zu veredeln und auf diese Weise höher zu entwickeln, bis sie sich endlich von selbst verlieren mussten. Auf der andren Seite richtete man darauf sein Absehen, soviel als möglich das Christenthum der Denkweise der Germanen anzunähern, es bei ihnen recht heimisch zu machen. Diese zwei unter sich zusammenhangenden Tendenzen, zusammen ein Zeugniss für die Innerlichkeit des ganzen Processes, gewahrt man überall; das Augenmerk war eine wirkliche und lebendige Aneignung im Glauben. Aber dieses herzliche Glaubensleben war es ja eben, welchem Rom in seiner herzlosen Herrschsucht sich immer mehr entfremdete, während es mit eiserner Consequenz dahin strebte, überall die lateinische Kirchensprache, das Mönchs- und Werkwesen, den unbedingten, gesetzlichen Gehorsam durchzusetzen.

Die christliche Urdichtung stellt sich, ihrem ganzen Umfange nach auf diesen heimathlichen Standpunkt, und

legt dabei allen Nachdruck auf das Christenthum, nicht als ein neues Gesetz, sondern als einen neuen Glauben und eine neue Lebensordnung. Alles drängt sie hin nach dieser Seite; ja, sie kennt eigentlich garnichts Anderes. Unwillkürlich vergegenwärtigt sich uns hierbei die Art und Weise, in welcher Paulus zu Athen das Wort verkündigte. Und wie fühlen wir uns überrascht, wenn wir auf der ersten Entwickelungsstufe, und zwar einer entschieden volksthümlichen, einem Kädmon, einem Heliand, begegnen, und in ihnen, trotz aller heidnischen Reminiscenzen, die im Wesentlichen reinste Erscheinung des Christlichen erblicken! Sie gehören zu jenen reichhaltigen Anfängen, welche schon die Zukunft in sich tragen. Erst später stellt sich das Klosterleben ein, die Heiligenverehrung und andres römisches Unwesen.

Zuvörderst wollen wir im Allgemeinen einen Blick auf die Art und Weise werfen, wie die Sänger, wenn auch meistens unbewusst, mit den mythologischen Vorstellungen umgingen.

Ein Theil derselben hing aufs Genaueste zusammen mit der ganzen Sprachmasse, war aus ihren Wurzeln hervorgegangen und stand in Beziehung zu einer Menge gangbarer Wörter. So hängt Balder wahrscheinlich zusammen mit bold (stark), was schon in dem mösogothischen balþs sich findet, Fröj mit Fro, Fryd (Herr mit dem Nebenbegriff der Milde), Odin mit aand (Geist), Vaner mit væn (Freund), die Namen der drei Nornen (ahd. Wurt, Werdandi, Scult) mit den entsprechenden Zeitwörtern. Soweit machen sie keine Schwierigkeit. Sie verloren bloss ihr heidnisches Gepräge, und gingen in der allgemeinen Sprachmasse auf, welcher sie ihrem Ursprunge nach angehörten. Die ganze Volkssprache wurde allmählich von christlichen Vorstellungen durchdrungen und in diese verklärt.

Bei mehreren der Götternamen und Göttervorstellungen konnte Dieses aber um so leichter geschehen, da sie schon in

der heidnischen Zeit halbwegs das bisherige Gepräge eingebüsst hatten, abstracte oder stehende Bezeichnungen geworden waren, wovon Grimm's Mythologie viele Beispiele anführt. War doch das Heidenthum in voller Auflösung begriffen.

Fröj hatte in dem mösogothischen Frauja, dem deutshcen Fro, Fruo, dem angelsächsischen Frea, zu gleicher Zeit die allgemeine Bedeutung: Herr. Seit Ulfila's Zeit ward es der stehende Name für Gott und Christus, ein schöner Name für den Born aller „Freude" und Herrlichkeit. Das Wort Balder konnte in den germanischen Mundarten auch von einem Häuptling gebraucht werden, wie denn Kädmon den Abimelech „der Männer Balder" nennt, und im Altnordischen der Held „herbaldr", im Angelsächsischen „wigena baldor" heisst. Fröja hatte schon zum Theil die Bedeutung: Frau; nachher ward daraus das Wort: frue (Hausfrau, oder, wie sie in den nordischen Sprachen so schön heisst: Haustreue), vor Allem „unsre Frau, die Lilie", aller Frauen lieblichste. Das Wort: Dise ging im Deutschen und angelsächsischen denselben Weg, so dass es von der Bedeutung: Nymphe, Göttin, zu der einen Maid überging. Im Mösogothischen wurde vielleicht (?) daraus der Ausdruck für „List", wogegen es im Altnordischen zu einem Namen für weibliche Heilige ward.

An Oger, Gefjon knüpfte sich die stehende Vorstellung des Meeres, so dass die Vorstellung der Gottheit darin völlig verschlungen wurde, an Hilde die des Kampfes, Krieges, an Hel die locale des Todtenreiches, welche in alle germanischen Sprachen übergegangen ist (halja im Mösogothischen). Mit den „Alfen" verknüpfte sich die Idee des Schönen (alfskön, elfenschön), mitunter auch die der Engel, während auf der andren Seite die Fylgjer (die Gefolgsfrauen), die Valkyrjen auf die Anschauung von den Engelwesen eingewirkt zu haben scheinen. Wo die Engel erscheinen, hören wir den Flügelschlag rauschen, ja, mächtig erdröhnen, sehen ihr Gewand schimmern, „wie winterkalten Schnee". Bei „Muspel" dachte man an den Weltbrand, bei den Riesen (Thursen), Zauberern, stellte man sich böse Geister vor. Von den Nornen weiter unten Näheres.

Die milden „Vanir“[1]) (den Elfen zur Seite stehend) konnten in den christlichen Vorstellungskreis leichter hineinspielen, als die kampflustigen Asen. Schimmert doch sogar der Baldermythus nur hin und wieder hindurch, wie bei Kädmon, seltener schon bei Kynevulf. Bekanntlich ward der altkirchlichen Teufelsentsagung in Deutschland, gewiss auch im Norden und England, eine Erweiterung zu Theil, so dass ausdrücklich auch dem Odin, dem Thor entsagt werden musste. Diese Götter hatte Christus überwältigt (härtaget), in dem grossen „Holmgange“[2]) überwunden. Lange Zeit blieben Thor's Eiche, Thor's Bild, Gegenstände kirchlicher Verfolgungen, Dermassen war man Betreffs dieser Dinge auf seiner Hut.

Was Odin angeht, so wurde mit seiner Gottheit eine förmliche Theilung vorgenommen. Seine Macht, sowie sein Beiname, als höchste Gottheit, ging über auf Gott Vater und auf Christus. Das Wilde und Gewaltige aber, was in seinem Wesen lag, bekam in seiner wilden Jagd (Asgaardsreja) eine dämonische Gestalt. Das Wort: vods, wuot, die Wurzel zu seinem deutschen Namen (Wuodan), wie ódr zu dem nordischen, verwandelte sich in d. W.: „Wuth“. Gott Thor conservirt gewissermassen sein Dasein im St. Michael, St. Georg, St. Martin, St. Sebastian,[3]) St. Olaf, welcher die Riesen (oder den Drachen des Heidenthums) vernichtet, ja sogar in der Christusgestalt, wie diese oft vorgestellt wurde,[4]) und der Hammer Thor's erscheint gewissermassen wieder im Kreuze. In der deutschen Redeweise, wie in der nordischen, (wo sein Name ja der Träger des Donners ist, z. B. in der Bezeichnung des Donnerstags) tritt er vielfach unverhüllt genug auf.

[1]) J. Grimm, Deutsche Mythologie I, 108 folg. (2. Ausg.).

[2]) Holmgang, eigentlich die alte Benennung für den Zweikampf der nordischen Wikinger (Seehelden), den sie auf kleinen Inseln (Holmen) ausführten, wo kein Ausweichen möglich war, und wobei Einer fallen musste.

[3]) K. F. A. Kahnis, Die deutsche Reformation. I, 7.

[4]) Finn Magnussen, Priscae Borealium mythologiae lexicon p. 213 seq.

Asgaard und Valhal verschwanden; und an ihre Stelle tritt „der Königshof", thiudangards bei Ulfila, „die Himmelsburg"[1]) bei andren Stämmen. Aber Midgaard — schon bei den Mösogothen midjungards, von Neueren durch „Mittelkreis, Mittelwelt" wiedergegeben — blieb auch ferner die Benennung der Welt, der Erde: denn der Name klang unverfänglich.

Mit diesen Winken über das Verfahren, das man wegen der alten Mythologie innehielt, haben wir uns hier begnügt; sie werden wenigstens die Richtung, welche die Sache nahm, anzeigen. Sie wird hier also nicht die Mutter speculativer Phantasieen, wie bei den Gnostikern, wo griechische und orientalische Vorstellungen zusammentreffen; aber ebenso wenig wird ein Spiel mit ihr getrieben, wie bei so vielen der lateinischen Dichter der Kirche, oder bei späteren isländischen Sängern. Nein, die Sache wird mit vollem christlichen Ernste behandelt. Die Mythen werden als Schatten Dessen, was kommen sollte, angesehen: das Wesen aber ist Christus. In Ihm hat Alles, wonach sie mit der ganzen Creatur seufzten, was sie in der Ferne ahnten, seine Erfüllung gefunden. Oft fühlet man sich wie in einer Welt des Wunders, wenn man diese vielfarbigen Lichtstrahlen gleichsam sich zusammendrängen sieht, und aus ihrer Mitte die Bitte zu vernehmen glaubt: Sollen denn nicht auch wir mitzeugen und mitpredigen?

Auf solche Weise diente das Alte dazu, dem christlichen Vorstellungskreise bei den Neubekehrten mehr Fülle und Leben mitzutheilen, es für die jungen Christen heimathlicher und volksthümlicher zu machen. Und wie poetisch schön es sich alsdann gestalten konnte, davon ist z. B. der Kädmonsche „Kreuzestraum" ein Beispiel. Allmählich wurde das Alte in Nebel gehüllt; Valhalla's Glanz erblich vor dem weissen Christ: es hatte aber das Seine geleistet, dem Volke so gelinde wie möglich über die Kluft zwischen Heidenthum und

---

[1]) Das Wort erinnert an das in der Edda vorkommende „himinbiörg", in welcher Heimdal wohnte.

Christenthum hinübergeholfen, eine anscheinend unübersteigliche Kluft.

Dass hierbei auf mancherlei Weise gefehlt, ja gesündigt wurde, dürfen und wollen wir nicht in Abrede stellen. Heidnische Sitten hielt man harnäckig fest; heidnischer Aberglaube vermengte sich bunt genug mit dem eindringenden neuen Römisch-Christlichen. In dieser Hinsicht haben wir schon auf das so eigenthümliche, mit der alten Edda aufbewahrte „Sonnenlied" hingewiesen; wir könnten ferner die Verwünschungen „die Galdreweisen" anführen, welche bei sämmtlichen germanischen Nationen sich aus dem Heidenthume vererbten, und in welchen Jesus, Michael, Maria, ohne Weiteres an die Stelle Odin's, Thor's, Frigga's traten.[1]) Die Verwirrung in dem Inneren mancher Neubekehrten, in den Vorstellungen ganzer Generationen, geht öfter ins Weite.

Allein stand es denn etwa bei Griechen und Römern anders, wo doch die Missionare mit den alten Mythen weit strenger verfuhren? Im Gegentheile. Und zwar lassen sich bei ihnen noch besondre Gründe anführen: das durch ein Jahrhunderte altes Volksleben eingewurzelte Heidenthum, und dazu eine entschiedene Feindschaft gegen den Glauben des Kreuzes. So dürfen wir uns freuen über das günstige Loos der Germanen. Zu ihnen gelangte das Christenthum in den Tagen ihrer Jugend, als das übrigens so stolze, tapfere Herz verhältnissmässig noch ein jugendlich frisches war. Gewiss war es diess: denn die vielen Anzeichen eines ausgelebten Zustandes gelten nur von dem Heidenthume, dessen Ende da war, durchaus aber nicht von dem Volksleben. Und darum eben vermochte das Christenthum einen so gelinden, ungezwungenen Eingang zu finden, und zugleich die Herzen so im Innersten, in der Tiefe zu treffen.

Wir müssen aber noch näher eingehen auf diejenige Gestalt, in welcher die Grundwahrheiten des Christen-

[1]) J. Grimm, Deutsche Mythologie II, 1176 folg. (2. Ausg.). Beispiele von andrem Aberglauben s. I, XXXIV folg.

thums in den frühesten Dichtungen heimisch wurden. Hiervon ist so Manches, was die Dogmengeschichte bisher unbeachtet gelassen hat; hier zeigen sich mitten im Katholicismus eine Menge Keime eines Protestantismus, ein lebendiges Verlangen nach tieferer Erkenntniss und ein, den Umständen nach, gesunnder Blick für die Dinge. Diese Behauptung stellen wir hier voran, hoffen aber, dass, wenn wir unsre Untersuchung zu Ende geführt haben, der Leser uns Recht geben wird.

Was man von „weisen Männern, heiligen Vätern" als christliche Wahrheit überliefert erhielt, das ergriffen Sänger und Volk aufs Lebhafteste. Und „die Schriften", oder „Bücher", die Bibel, soweit man sie kannte, galten ihnen als ein von Gott stammendes, himmlisches Licht. Einen Widerspruch zwischen diesen Schriften und der mündlichen Ueberlieferung sahen sie freilich nicht, und konnten sie auch nicht sehen: dazu war die Zeit bei Weitem noch nicht gekommen, ebenso wenig wie zu einer Opposition gegen die päpstliche Oberherrlichkeit.

Unter den eigenthümlichen Verhältnissen jener Zeit, bei der Unmittelbarkeit, welche damals das Leben noch hatte, werden wir allerdings auch nicht ein einziges Mal auf einen so abstracten Begriff, wie den der tieferen Erkenntniss, der christlichen Bildung, stossen, obgleich das innerliche Bedürfniss nach derselben vorhanden war. Dagegen kann der biblische Ausdruck „Weisheit" wohl hin und wieder schon betont werden. Man lese z. B. den Eingang zum Heliand. Was Otfrid betrifft, so wollen wir von diesem „Dichter" absehen: denn, wie er von der Reflexion beherrscht ist, gehört er eigentlich garnicht in jene Zeit hinein. Auch bei den jüngeren Angelsachsen ist von „Weisheit" die Rede, vornehmlich dann, wenn sie, wie Aelfred in seinen gedankenvollen „Metra", unter dem Einflusse der Klassiker die Dichtkunst üben.

Eine Schöpfung kennt schon das Heidenthum, obschon in jenen Begriff sich die Ausströmungen (emanationes) des göttlichen Wesens hineindrängten. Es bedurfte also nur, dass jene Vorstellung um Vieles reiner und tiefer ward. Der Gott,

welchen unsre Väter hinter „der Götter buntem Gewimmel“ ahnten, wird durch das Evangelium verkündet und bei Namen genannt. Er heisst bei den ältesten christlichen Sängern miötudr, meotod, metod (der Messende, Ordnende, Waltende), ein Wort, welches aus dem Heidenthume entlehnt ist, wie auch „Siegesfürst“ (sigedryhten angels.), „Siegeswalter“, Fröj (Herr); ja, daher stammt sogar d. W. „Gott“. Auf den Siegesfürsten muss sicherlich auch jenes germanische, oder vandalische, kurze Gebet, welches der K. V. Augustin sich gemerkt und aufbewahrt hat: „sihora armen“, d. h. „Siegeskönig, erbarme dich“[1]) bezogen werden.

Auch stammen von den „rathschlagenden oder Schicksals-Mächten“ (regin öll), wie wir sie in der Volvespaa finden, die bei den Mösogothen und andren Völkern gebräuchlichen Wörter für göttliche Vorsehung und Regierung; und nicht einmal die Form der Mehrzahl wird von den christlichen Dichtern immer beseitigt. Vornehmlich sind die Nornen, Nornedom, als Bezeichnung für Gottes Rathschluss und Schickungen, ausgeprägt; und die Deutschen sprachen zugleich von der Norne (thiu wurd) als der Todesgöttin. Diese Vorstellung wurde oft missverstanden; und sowohl altengliche Homilien, wie auch das oben angeführte Gedicht: „Salomo und Saturn“ müssen davor warnen, indem sie daran erinnern, dass „die Freiheit dem Menschen gegeben sei“.[2]) Aber bei dem grossen Haufen tauchte jene Vorstellung doch immer aufs Neue auf. Sehen wir nicht bis auf den heutigen Tag, dass das Schicksal an die Stelle der Gottesvorsehung gesetzt wird? Und mochte es immerhin für die Germanen, bei den unter ihnen vorhandenen Voraussetzungen, noch am leichtesten sein, den Glauben an den lebendigen, persönlichen Gott zu gewinnen: leicht war dieses dennoch nicht. „Der natürliche Mensch vernimmt einmal nicht, was des Geistes Gottes ist“, was zum Reiche Gottes gehört.

---

[1]) Augustini Epistolae, Ep. 178 in Opera, edit. per theologos Lovan. II, 305. J. Grimm, Deutsche Mythologie I, 24 (2. Ausg.).

[2]) Bouterwek, Cädmon I, LXIV. seqq.

Allerdings war Gott ihnen als der himmlische König und Vater bewusst, stand jedoch nicht selten wiederum vor ihren Seelen vorherrschend als der strenge Richter. — „Gottes Rune", „die Rune des Himmelreichs", die Geheimnisse des Glaubens, nahmen Diejenigen unter ihnen, welche gläubig wurden, mit dem kindlichsten Glauben, mit der ihnen eigenen Innigkeit in sich auf. Jene kamen einem mystischen Hange ihrer Natur entgegen. Daher regte sich denn bei ihnen auch nicht der Schatten eines Zweifels an der Dreieinigkeit an der wahren Menschheit Christi und seiner wahren Gottheit, an der erlösenden Macht des Heilands, an der Kirche und ihren Gnadenmitteln. Nirgend auch, etwa mit Ausnahme des Ulfila,[1]) der mindeste Hang zum Grübeln über diese Dinge, — nämlich in der ganzen Zeit vor Otfrid, bei welchem freilich dieser Zug hervortritt — wohl aber eine ganze Masse mit ihnen verbundener abergläubischer Vorstellungen.

Der römische Gottesdienst, mit seiner phantasiereichen Pracht, überwältigte die jugendliche Einbidungskraft der Germanen, wie dieses an dem „Kreuzestraume" Kädmons, aber auch in andren der ältesten Gesänge zu erkennen ist. Dass die am tiefsten angelegten Gemüther dennoch keine volle Befriedigung darin finden konnten, sollte nur allmählich und langsam zu Tage treten. Vor der lateinischen Sprache, als der heiligen, geheimnissvollen, beugte man sich, zumal doch die liebe Muttersprache an mehr als Einem Punkte daneben ihre Rechte geltend machte.

Es war die Wahrheit des Christenthums, Christus als die persönliche Wahrheit, was bei den germanischen Völkern durchschlug; hierin fanden sie die Genüge für die tiefsten Bedürfnisse des Menschenherzens. Der mannhafte Volksgeist beweist seine Energie auch in der rückhaltlosen Hingebung; auf Halbheiten versteht er sich nicht. Manches in der demüthigen Erscheinung des Herrn war wohl geeignet, ein Volk,

[1]) Ueber die dogmatisirende Richtung und Thätigkeit Ulfila's, Krafft, Die Anfänge der christl. Kirche bei den germ. Völkern. I, 334 folg.

dessen Ideal einmal der Held war, abzustossen; aber sie überwanden diesen Anstoss. In dieser Hinsicht ist wiederum die Erzählung von K. Find sehr belehrend. Erst, als der dänische Bischof von den tapferen Werken des Herrn redete, wie der, welcher lebend Alles über sich ergehen liess, nach dem Tode „die Hölle selbst zerstörte" und den Thor fesselte, erhob Find sich zum Glauben an seine Liebe, an seinen Tod am Kreuze.[1]) Wieder ein Zeugniss von der Bedeutung, welche gerade dieses Glied unsres Glaubens (der descensus ad inferos) für unsre Väter gewann.

Das Böse schwebt dem heidnischen Bewusstsein als eine geistige Macht vor mit ihrem eigenen Reiche, gegen das Gute in einem Kampfe begriffen auf Leben und Tod. Ihren drastischen Ausdruck bekam diese Macht in den Riesen, in Loke, in der Midgardsschlange, welche die ganze Welt umschlingt, in ihrem Geschwisterpaar, in Drachen und Ungethümen. Zuweilen sieht man, wie in dem heidnischen Mammensfunde (so genannt von der Localität desselben) aus Dänemark, ein Ungeheuer abgebildet, wie es einen Menschen verschlingt. In den letzten Zeiten der Welt — so sagt die Völvespaa — wird die Ungerechtigkeit und Bosheit furchtbar überhand nehmen, und die Männer in der „Mittelwelt" umbringen: alsdann kommt der entscheidende Kampf. — Ein Volk, welches solche Vorstellungen mitbrachte, musste ohne Schwierigkeit eingehen auf die Idee von einem Reiche des Teufels. Hiervon haben wir uns an mehreren Stellen der alten Gesänge überzeugt, zugleich aber auch gesehen, dass unwillkürlich den Neubekehrten der alte Mythus anhing, dass Riesen, Zauberer, Unholde noch nicht verschwunden sind. Auf dem oben geschilderten Jellinge-Stein steht Jesus mitten in der Umschlingung der Drachen.

Die heidnischen Germanen waren sich bewusst, dass der Mensch mit den Göttern verwandt sei, mit der Bestimmung, durch den Odem der Götter und ihre Gnadengaben zu leben. Auch von einem Paradiese, „einer Goldzeit", und einem Sün-

[1]) Fornmanna sögur II, 157.

denfalle, so wohl bei Göttern als Menschen, wussten sie, obschon letztere Vorstellung in tiefem Dunkel bleibt. Jedoch in unsren Gesängen der christlichen Urzeit begegnen wir kaum irgend einer ausdrücklichen Hinweisung auf die hierauf bezüglichen Mythen. Das Gefühl der Alten von der Sünde als verantworlicher Schuld war ein ernstes und tiefgehendes, tiefer, als wir nach dem sonstigen Inhalt der Mythen erwarten möchten, jedoch ein Gefühl, wie eben ein Kind es haben kann. Und als eiu solches lebt es auch in allen Gesängen der frühesten Zeit. Dagegen kommt der erschütternde, gewaltsame Durchbruch des Sündenbewusstseins, die tägliche Reue und Busse erst später, nämlich in manchen der Heiligengeschichten (Legenden) zur Darstellung, und tritt dadurch dem Bewusstsein des Volkes näher. Wurde also Bekehrung, Abkehr von dieser Welt gefordert, so verstanden sie diesen Ruf, und mit vollem Herzen ergriffen sie die ihnen dargebotene Erlösung.

Die Idee des Opfers besassen sie, diese Idee, welche dunkler oder klarer in den Herzen aller Völker lebt. Wenn nun das Geheimniss des Heiles ihnen dann und wann klarer in die Seele leuchtete, so betrachteten sie dasselbe von der Seite der göttlichen Liebe, oder auch von der Rechtsseite. Die Ausdrücke „Heiland", „Erlöser", „Vergebung der Sünden", welche auf Freiheit, auf Loslassung des Sklaven hinweisen, vereinigen in sich jene beiden Seiten. In dem mösogothischen „nasjands", dem angelsächsichen „neriend" (der Gesundmachende, der deutsche „Heiland") tritt die Liebe in den Vordergrund. Dagegen ist soning (Sühne) ein Rechtsbegriff seiner alten sprachlichen Wurzel nach; schon Ulfila gebraucht es, ausserdem noch ein andres Rechtswort: „Frede", Friedigen, Friede machen.

Die Nothwendigkeit der Vergeltung, der Busse für das Verbrochene, stand vor ihnen als eine lebendige Wahrheit; sie kannten „den Wolf im Wehe", (vagr i veum)[1]) und fühlten

[1]) Der Wolf (ogleich mit dem Raben Wuotan's Liebling und Sieg verkündend) bedeutet im Angelsächsischen auch einen geächteten, friedlosen Verbrecher.

ein Grauen vor seinem Geschick. Ulfila giebt den Begriff des Verdammens mit „verwolfen“ (gavarghian); Christus war an unsrer Stelle „zum Wolfe gemacht“. Hier haben wir einen Ausdruck für die kircl. satisfactio vicaria. Und derselbe Ideenzusammenhang liegt zu Grunde, wenn das Kreuz im Heliand „Wolfsbaum“ heisst.

Hinsichtlich des Wortes für die gläubige Hingebung, sind die Nordländer ihren eigenen Weg gegangen. Sie wählten das Wort „tro“, trauen, welches mit Treue zusammenhängt, vielleicht auch mit Wahrheit (truth im Englischen), und buchstäblich das griechische πίστις wiedergiebt. Dagegen den Deutschen, Angelsachsen und Mösogothen stand zwar dieselbe Sprachwurzel zu Gebote; ihre Wahl aber war auf ein andres Wort gefallen: Glaube, dessen Wurzel Liebe ist.[1]) Allen Germanen übrigens ohne Unterschied ist Dieses gemeinsam, dass sie den tiefsten Abscheu empfinden vor Untreue, Lug und Trug, Meineid, Zweifel, Unglaube; und zwar zeichneten sie sich dadurch aus schon als Heiden. Welches ihre Stellung war zu dem rechtfertigenden Glauben, wird weiter unten noch zur Sprache kommen.

Zu dem Eigenthümlichsten, Heimathlichsten in der ursprünglich germanischen Anschauung vom Christenthume gehört, unsres Dafürhaltens, die Ansicht von Christus als dem tapferen, mannesmuthigen Helden und Könige, von seinen Gläubigen und Jüngern als seinem tapferen Heergefolge. „Was

[1]) Auch dieses Wurzelwort bewahren die Nordländer noch in dem schwedischen „liuflig“, dem dänischen „liflig, lefle“ (lieblich, hold). Liebe und Glaube haben übrigens die nämliche Wurzel, wie das mösogothische Wort für Hoffnung, nämlich „lubains“. Sämmtlich weisen sie zurück auf die Grundvorstellung. „Verlangen“, welches im Sanskrit „lubh“, im Lateinischen „lubere, lib—ido“ heisst. [Ueber die verschiedenen Formationen des altd. galauba, sowie über das gleichfalls vorkommende, sinnverwandte triuwa, fides, und zwar im religiösen Sinne, auch das zusammengesetzte gloubtriuwa s. R. v. Raumer, Die Einwirkung des Christenthums etc. S. 388—91].

im Neuen Testamente" — sagt Vilmar in den Schlussworten seiner „Alterthümer im Heliand" — „als Haupt- und Gliedmassen dargestellt wird, verändert sich hier in einen König und sein von ihm unzertrennliches Gefolge"; und hierin liegt etwas Anderes und mehr, als ein blosser Wechsel bildlicher Bezeichnungen. Es lag ihnen vielmehr so im Fleische und Blute, sofern bei ihnen die Persönlichkeit sich anders geltend machte, als in der classisch-antiken Welt, ihnen nämlich das Leben als ein Kampf erschien, als Verantwortung, sittliche Freiheit, Ehre, Treue, Reinheit.

Schon bei den Evangelisten nehmen wir eine Verschiedenheit des Gesichtspunktes wahr, aus welchem sie „die Klarheit (Herrlichkeit) Gottes im Angesichte Jesu Christi" anschauen; namentlich betrachtet Johannes ihn von einer etwas andren Seite, als die andren Evangelisten. Und in dieser vierfachen Beleuchtung ging das Evangelium durch die weite Welt; und der Verschiedenheiten in der Auffassung des göttlichen Reichthums in Christo wurden immer mehrere, da eine jede Nation ihrer Eigenthümlichkeit zufolge, und innerhalb eines Volkes wieder jede Geistesrichtung von ihrer Seite aus, jenes grosse heilige Lebensbild betrachtete. Ueber den Begriff der Lehre, welche die Kirche bekannte, war man einig, wovon nur die Mösogothen (als Arianer) eine Ausnahme bildeten. Allen war Christus das Ideal, Gottes und des Menschen Sohn. Aber die Vorstellungen selbst, welche man sich vom Menschheitsideale bildete, waren nicht die nämlichen; vielmehr hingen sie ab von dem ganzen sittlichen und intellectuellen Standpunkt. Und sie wurden alsdann der Masstab für die Anschauung Christi, namentlich seiner Erscheinung im Menschenleben. Freilich traten hierbei Einseitigkeiten und unvollkommene Auffassungen zu Tage; soweit aber nicht zugleich geradezu gegen den Glauben gesündigt, und dieser verleugnet ward, haben auch sie, wenigstens verhältnissmässig, ihre Berechtigung.

Die Griechen sahen in der Erscheinung des Herrn vorzugsweise den göttlichen Weisen, die Römer den göttlichen

Weltregenten und -richter, die Mönche des Mittelalters das göttliche Vorbild für Askese und Mystik. Und hier traten alsdann die Gothen ein mit ihrer Anschauung von Christus als dem in der Weltgeschichte geoffenbarten, göttlichen Volkskönige, dem Heldenkönige. Diese Auffassung ist ohne Zweifel eine tiefere, als die vorher erwähnte, weil sie sich nämlich mehr versenkt in das Wesentlichste des persönlichen Lebens. — Seit jener Zeit ist allerdings der Herr auch noch von andren Seiten angeschaut und dargestellt worden, was aber uns hier nicht weiter angeht.

Weder der Gottheit Christi, noch seiner Knechtsgestalt, geschieht hier im Mindesten Eintrag. Er heisset „der Herr über alle Herren, der, welcher, an Odin's Stelle, als waltender Herr am Urdar- (Schicksals-) Brunnen sitzet; er ist der Weltregierer, das Friedenskind Gottes", und dennoch, als seine Stunde kommt, „betrübt bis in den Tod". Die gläubigen Germanen waren wohlvertraut mit der Geschichte des Menschensohns. Dieses heilige Leben mit seiner Einfalt und mit seiner Hoheit hatte auf sie den stärksten Eindruck hervorgebracht; und sie liebten ihn, wie der Bruder den Bruder liebt. Nur, dass diese Seelen, thatkräftig und markig wie sie waren, am liebsten verweilten bei dem „Schöpfer und Herren der Helden, dem holdseligen, hochgebornen Volkskönige, — jedoch zugleich aller Völker Hirten — volksthümlich im tiefsten Sinne des Wortes, dem Landeswart und -Hirten, welcher sein Volk schirmet und für dasselbe in den Tod geht", verweilen bei dem „Waffenspiele, und dem seligsten Siegeskinde, dem Siegesfürsten", welcher selbst „das Höllenreich überwältigt hat", endlich aber in aller seiner Macht wiederkommen wird zum Gerichte. Der zuletzt angeführte Beiname ist von Odin ererbt. In diesem Lichte ist der „Galgen, der Wolfsbaum" zum „Baume des Sieges, des Lebens, der Herrlichkeit" geworden.

So malet Kädmon den Christ in seinen grossen Gesichten, in denen er den mannhaft starken Kämpfer erblickt, welcher aller Welt Sünde trug, „den jungen Helden am Kreuze, wo — wie um Baldur — alle Creatur weinet, aus Gram über ihres Königs Fall"; die Niederfahrt zur Hölle, wo seine Stärke

und Tapferkeit sich am glänzendsten erwiesen, wo „die Kinder der Helden“ ihm entgegenjubeln; die Auffahrt zum „Erbsitze, der Burg seiner Herrlichkeit“. So malet Kynevulf ihn in seiner Geburt, seinem „Heldensprunge“, im Abgrunde „seinen Zweikampf mit dem Heergefolge (hirde) des Teufels“, seine Auffahrt zur „Krone aller Burgen“, seine zweite Zukunft mit seinen „Degen“, während das mächtige Weltfeuer vor ihm dahinfährt, die Läuterungsgluth, welche alle Schanden der Welt ausglühet.

Und so malet der „Heliand“ ihn nach seinem ganzen Erdenwallen, seinem Siegeszuge durch's Land, „wo Degen und wortweise Männer von allen Burgen herab sich sammeln um den Volkskönig“, wo er Thing hält, Recht und Gesetz aufstellt, seiner „Volksqual“, welche er für uns alle aussteht, endlich seiner Auferstehung und Auffahrt zum „Erbsitze des Vaters“. Und ebenso schildern auch die Skalden des Nordens „den freiwillig sterbenden Sonnenkönig“.

Immerhin mag man reden von einer allzu engen, einseitigen Anschauung des Herrn, zumeist im „Heliand“, wo der Bilder allzu viele von der Majestät eines irdischen Volkskönigs und der ihm zu erweisenden Huldigung entlehnt scheinen. Jedoch ist es gerade diess, was dem „weissen Christ“[1]) gleichsam das Indigenat verleiht und ihn volksbeliebt macht; und nicht Verleugnung ist der Grund jener eigenthümlichen Auffassung, vielmehr ein herzlicher Glaube. Und jedenfalls übertraf diese Anschauung die ihr vorausgegangenen an Innigkeit und Tiefe, und trug in sich selbst die Fähigkeit zu weiterer Vertiefung, wie ihr denn solche auch wirklich zu Theil geworden ist.

Der mannhaft kräftigen Christusgestalt entspricht vollkommen das in den Seelen lebendige Bild eines mannhaften und thatkräftigen Christenvolkes; ja, das letztere möchte man den Mutterschooss nennen, aus welchem das erstere hervorgegangen ist. Gewiss war zuerst, und in seiner echtesten Gestalt, dasselbe offenbar geworden in der Heldenzeit der Mär-

[1]) „Hvide Krist“, die gewöhnliche Benennung Christi in allen nordischen Sagen.

tyrer; darnach kamen die Griechen, welche seit Plato als Ideal den in selbstloser Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe sich aufopfernden Weltweisen in ihrem Bewusstsein trugen, darnach die Römer mit der herrschenden Vorstellung des gebietenden Weltmonarchen, die Klosterheiligen mit dem weltflüchtigen Asketen. Es ging in dieser Beziehung völlig ebenso zu, wie hinsichtlich der Christusgestalt. Der Charakter männlicher Hoheit war dahin, bis die Zeit der Germanen anbrach. Diese hegten ein ihnen angebornes Gefühl für Persönlichkeit, für den Werth thatenlustiger Freiheit, den Werth unerschütterlicher Treue; in unauflöslichem Zusammenhang hiermit stand das Gefühl für den Werth des Weibes, der Stammesgemeinschaft, der Geschichte. Wie schön verschmilzt dieses Alles in den Sagen von dem dänischen Könige Rolf Kraki und seinen treuen Kämpen, den elf Berserkern! Nachher trat das Christenthum hinzu, durchdrang, heiligte, verklärte Das, was schon unter der Herrschaft des Naturlebens Wahrheit in sich getragen hatte.

Schon bei Ulfila wird der rechte Christ als „Streiter des Herrn" (gadrauhts, was mit dryhten, Drost, zusammenhängt) bezeichnet, eine Bezeichnung, welche ja durchaus übereinstimmt mit der Anschauungs- und Darstellungsweise des Apostels. Auch die „Heerfolge" findet sich in dem gasinþja des Ulfila, in den anderswo in gothischen Schriftdenkmälern vorkommenden gardingi,[1]) (dänisch haandgangne mänd = Vasallen), deren Ehre in der Treue bestand. „Degen, Helden, Hildashelden, Mannen, Wehrmannen", alle diese Ausdrücke kehren in christlichen Gesängen immer wieder. Die Helden erscheinen in den Tagen des alten Bundes; sie wandern mit dem Herrn durchs Land, legen ihn in's Grab, singen ihm im Himmel Loblieder, folgen ihm als seine Gefolgsleute zum Gerichte, und das eben-

[1]) Auf dieses Wort weiset bei Ulfila „ingards" in der Uebers. von Kol. 4, 15. 1 Kor. 16, 19 (ἐκκλησία). Und von gaard in diesem Sinne stammt sicherlich das jetzt allgemein die Leibwache des Königs bezeichnende W. garde, was nun freilich auf einem sonderlichen Umwege über Frankreich zu uns nach Deutschland, wie in den Norden gekommen ist.

sowohl bei Kädmon und Kynevulf, wie bei den Nordländern und Deutschen. Gegenseitig stehen die „Helden“ wie Brüder, wie sie zugleich allesammt Brüder des grossen Siegesfürsten sind. Hierin hat also die uralte nordische Brüderschaft ihre Verklärung gefunden.

Im Heliand wird der Volksbegriff zugleich mit der Idee des Volkskönigs durchgeführt, wenn der durch das Land sich bewegende grosse Zug des Volkes geschildert wird, wenn Jesus von der Nazarethburg mit seinem Volke dahinfährt. Wird aber diese Vorstellung wirklich in den Herzen lebendig, so muss sich daraus ein echt sittliches Leben entwickeln, ein im Gewissen gebundenes Leben, mit dem Bewusstsein der Verantwortlichkeit vor Gott, unter dem Vorgange ihres Herzogs, strenge in Erfüllung aller Pflichten der Gefolgschaft. Die Pflicht stehet da nicht vor ihnen als ein äusserlich gebietender Zwang: sie ist verinnerlicht in der Liebe, in dem „vollkommenen Gesetze der Freiheit“ (Jak. 1, 25). Mit voller Freiheit hat der „dienstgetreue“ Mann seinen Herzog sich gewählt; und seine Ehre, in diesem Falle Eines mit der vor Gott geltenden Ehre, beruht auf der unverrückten Treue, in der That und Wahrheit.

Die altchristlichen Dichtungen bleiben indessen auf dem Standpunkte des unmittelbaren Lebens, wo man keine langen Entwickelungen giebt und mit abstracten Ausdrücken nichts anzufangen weiss. Auch mögen Worte, wie „Pflicht“ und „Gewissen“, kaum vorkommen, obgleich diese Vorstellungen in den hier vor unsre Augen gestellten Lebensbildern sozusagen allgegenwärtig sind. Die Kampfbereitschaft im „Waffenspiele“, die Ehre des Degens, getreu zu sein bis in den Tod, werden in ergreifenden Zügen ausgemalt; und ihnen gegenüber stehen Unglaube und Untreue, wie sie in Judas, „dem „Wolfe“, erscheinen, als die gräulichsten Sünden.

Die alte Streitlust ist auch bei den Kirchenfürsten, den Anführern der Gläubigen, noch nicht ausgestorben. Viele von ihnen denken, wie Erzbischof Asger vor der Schlacht bei Fodevig es aussprach: „Jetzt ist dieses meine Beichte. Ich heisse euch, tapfer vorzugehen und euch wacker zu

schlagen. Gedenket doch, dass Gott der Herr feige Leute wahrhaftig nicht lieber sieht, als muthige Knaben!“[1]) Daher darf uns garnicht wundern, dass wir bei den Sängern aller Volksstämme gleiche Freude am Kampfgewühle antreffen, welche sich Luft macht in Schlachtbildern mit „Schwert- und Schildgetöse, mit Rabe und Wolf“. Mögen wir über diesen Durchbruch der Volksart lächeln: so ist es doch ein sehr ernster Grundgedanke, welcher uns entgegentritt, nämlich, dass das Christenleben ein Kampf sei.

Dabei ist jedoch dieser starke Nachdruck, welcher auf das Kämpfen gelegt wird, nur um des Kämpfens willen, auf die mannhafte Tapferkeit und ihre Thaten, keineswegs ganz unbedenklich. Als Paulus zu Athen seine Verkündigung an griechische Vorstellungen anknüpfte, trat er zu gleicher Zeit Dem, was sie Verkehrtes enthielten, entgegen; aber jene Sänger waren eben keine Apostel. Sie liessen sich von dem Lieblingsgedanken des Volkes hinreissen, obgleich sich auch solche Stellen in nicht geringer Zahl bei ihnen finden, in welchen die Milde, oder, wie wir jener stolzen Mannhaftigkeit gegenüber sie nennen möchten, die Weiblichkeit des Christenthums ebenso stark betont wird.

Wenn wir die Treue wiederum nennen, so stehen wir bei einem Punkte, an welchem wir der germanischen Volksseele gleichsam auf den Grund sehen können. Im Glauben giebt sie sich freiwillig, völlig und ohne Vorbehalt, ihrem himmlischen Könige hin, misset sich selbst und ihrem Thun keinen Werth bei und erwartet Alles nur von seiner Gnade. Nicht selten bricht diese Empfindung in den Gesängen, am meisten in den edelsten und reinsten derselben, unmittelbar und ungesucht hindurch. Eine solche Gesinnung musste ja aber, wo sie über ihren Inhalt sich selber klar ward, der Weg sein zum rechtfertigenden Glauben.

[1]) Fornmanna sögur XI, 339. Vgl. C. Rosenberg, Rolandsquadet S. 275 folg. und ein deutsches Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert wie ein anderes aus dem 13ten, welche J. Grimm, Deutsche Mythologie II, 779. 80 anführt, in welchen das Himmelreich nur den Helden verheissen wird, welche „nâch urliuges nôt“ Narben an sich tragen, nicht den Feigen, nicht dem unnützen Spielmann, welcher ein schlechtes Leben gelebt und keine Thaten verrichtet hat.

In den Dichtungen der jüngeren Zeit spüren wir dagegen schon eine andere Luft. In ihnen macht Rom sich geltend mit seiner Auffassung des Christenthums als Gesetz, mit seinen Mönchen und seinem Werkdienste. So konnte denn freilich die oben berührte Vorliebe der Engländer für das alte Testament einen schlimmen Einfluss üben. Auch die germanischen Stämme sind dem harten Joche des Zuchtmeisters nicht entgangen, einem Joche, dessen Druck während der langen Entwickelungszeit, welche wir das Mittelalter nennen, von dem ursprünglichen, gesunden und freudigen Glaubensleben soviel zu Grunde gehen liess.

Mit dem Ehr- und dem Freiheitsgefühle hängt sehr nahe der Gedanke an den Nachruhm zusammen, die Vorstellung, in den künftigen Geschlechtern und für sie fortzuleben und auch sie dereinst zu edlem Thun anzufeuern. Wie eng hat dieser wesentlich geschichtliche Gedankengang das eine Geschlecht verbunden mit dem andern! Schon die Heiden sangen: „es sterben Feinde, es sterben Freunde; fort tönet über den Todten des Thinges Stimme". Vornehmlich im „Judith", in dem angelsächsischen „Seemannssange", endlich in der Schilderung des Apostels Thomas im „Heliand" hat dieser Gedanke seine christliche Weihe empfangen, in welcher der Ruhm vor Gott und der vor Menschen zusammenschmelzen. Kein Volk hat besser, als die Germanen, das Wort der heil. Schrift verstanden von der Ehre des Herrn und seiner Verherrlichung im Menschen. [Auch bei den gläubigen Schotten, in ihrer so thatkräftig errichteten Freikirche, beruht Alles auf der glory of the Lord and of his kingdom].

Noch Ein Moment wurde oben erwähnt: das Gefühl für die Stammesverwandtschaft und die Gemeinschaft, ein Gefühl, welches lebet und webet in dem Gedanken an die Nachkommen, den Nachruhm, und wesentlich zu einer so innigen, so tief geschichtlichen Volksnatur gehört. Das Wort „Elend", Bezeichnung des höchsten Unglücks, bedeutet Heimathlosigkeit, Verstossung in die Fremde. Unwillkürlich macht das Gemeinschaftsbewusstsein sich Luft auf allen Punkten, z. B. im „Seemannssang"; insbesondere möge man jene Stelle

im „Heliand“[1]) erwägen. „Einsam emporsteigen zum Himmelreiche“, von seinen Blutsfreunden geschieden — das stehet dem Sänger als ein Schreckliches vor, ärger, als wenn Einer sich das Auge ausrisse, die Hand abhiebe, wie der Herr an derselben Stelle redet. Diese Vorstellung war es ja auch, welche den Friesen Radbod von der Taufe zurückschreckte.

So glauben wir die Hauptzüge hervorgehoben zu haben zu dem Bilde des mannhaft starken und muthvollen Christenvolkes, wie es unsren Vätern vorschwebte. Die Ausdrücke: „Volk des Herrn, Gefolgschaft Christi“ hatten einen mächtigen Klang. Energisch war Beides, sowohl die Liebe zum Guten wie der Hass gegen das Böse; nirgend eine Spur von Schlaffheit und blosser Passivität, vielmehr lauter feste, treue, muthvolle Herzen. Alles ist hier national-heimisch: ein grosses germanisch-christliches Ideal ist aufgestellt, ein Ideal, welches nie und nirgend zu müssigem Genusse, ebenso wenig zur Grübelei auffordert, dagegen in jedem seiner Züge — zur That! Und auch dieses trug, gleich dem Christusideale der Germanen, in sich selbst die Keime tieferer Auffassung und Gründung.

Derselbe Trieb, das Christenthum recht heimisch zu machen, offenbart sich nun nicht im Ganzen und Grossen allein, sondern auch in kleineren Zügen.

Das Haus, das häusliche Leben, dem germanischen Geschlechte durchweg so theuer, wird im Einzelnen uns vor Augen gemalt: die Liebe zwischen Mann, Frau („Hustru“) und Kindern; denn die Frau bekommt die ihr gebührende Stelle (man denke nur an die von Kädmon gezeichneten Frauenbilder). Wir erblicken die Menschen in ihren täglichen Geschäften, den Fischer, den Seemann, den Rosshirten, den Bauer. Wie unsre christlichen Maler stets das Genremässige, die kleinen Züge des Alltagslebens, ihren heiligen Bildern einverleibten, gerade so finden wir es auch in den frühesten germanischen Poesieen. Und der Begriff des Stammgutes, des Erbsitzes (bezeichnet durch das im Norden noch immer

[1]) Heliand (Ausgabe von Köne) V. 2979—3001.

vielgebrauchte W. oþel) = Haus und Hof, hat seine tiefgehende Bedeutung durch die Jahrhunderte behauptet, ja, eine höhere Weihe erhalten. Der Himmel ist des Herrn Erbhof und heimischer Stammsitz, sowie der seiner Engel, welche die erlösten Seelen hinauftragen, um dort das Haus- und Erbrecht mit ihnen zu theilen.

Die Nazareth- und Jerichoburg, alle Burgen breiten sich aus über die Berghöhen und in den Thälern, mit ihren blinkenden Zinnen und Thürmen, als irdische Abbilder „der Krone aller Burgen“ im Himmel. Als das höchste gilt des Königs Hof: dort ist gut sein für den Ritter, so dass man unwillkürlich an den Wingolf, jenen Glanzsaal in Asgard, der Götterwohnung, erinnert wird. Und wie viele nach der Natur gezeichnete Bilder bekommen wir, bald aus den Gilden, den Trinkgelagen, bald aus der Thingstätte! Hier und überall wird reichliches Material geboten, um die Lebensgewohnheiten und Gebräuche jener Zeit zu veranschaulichen, mitunter selbst mit einem kleinen schelmischen Zuge.

Besondres Gewicht legten die Germanen auf Geburt und Blut, auf Abstammung, Geschlechtsehre und Familienstolz. Dadurch wurden sie verleitet, auch die Jünger und Jüngerinnen des Herrn in einem etwas schiefen Lichte zu sehen. Diese mussten im „Heliand“ durchaus zu „edelgebornen Jarlen“ werden, sowie die Weiber, welche zum Grabe Jesu gingen, in einem angelsächsischen Gedichte „edelgeborne Frauen“ werden. Indessen wird durch die treuherzige Art, in welcher sie besprochen werden, das Anstössige, das dergleichen Ausdrücken sonst anhaften könnte, hinlänglich abgewehrt.

Das tiefe Naturgefühl des Stammes spiegelt sich schon in der Edda, und weiteres Zeugniss dafür geben unsre alten christlichen Gesänge. „Der Baum in Blüthe, schimmernde Burgen!“ — so ruft der angelsächsische Seefahrer aus — „wie locket doch die Welt!“ Daher stossen wir immer wieder auf Schilderungen des Meeres und des Fischereibetriebes, „während die Brandung toset“, des Waldes mit Vogelgesang „in den tiefen Thälern, wo die Nachtigal weilt“, der stolzen, wilden Felsgebirge mit ihren brausenden Giessbächen, oder

den weitgestreckten Ebenen. Oft sind diese Malereien mit Treue ausgeführt, wie mit Geist; und auch hierin offenbart sich die Romantik, der jener ganzen Lebensanschauung eigene Hintergrund des Seelenlebens und der Ewigkeit.

Freilich wird sowohl in der Landschaftsmalerei, wie auch in den Schilderungen des Alltagslebens, gegen Das, was man „das Kostüm" nennt, mannigfach gefehlt. Was unsern Blicken vorgeführt wird, ist weniger der sonnenhelle Palmenwald des Orients, als der rauhe Norden, bald mit Eis, bald mit anbrechendem Lenz und Sommer, bald mit Nebel und Stürmen, und mitten durch trübes Regengewölke ein blender Sonnenblick.

Ulfila lässt die wandernden Juden unter Tannenbäumen wohnen, anstatt unter Palmen. Kädmon lässt „den Jarl und Helden" Abraham sich „Saalhaus und Burg zimmern", und im rothen Meere wälzet sich der Walfisch. Die Israeliten auf der Wüstenwanderung sind Wikinger, und werden in Bildern geschildert, welche von der Meerfahrt hergenommen werden; und Judith rufet die Dreieinigkeit an. Dergleichen Anachronismen und Fehlgriffe, welche wir auch einem Shakespeare nachsehen, dienen dazu, das Heimathsgefühl, welches alle Darstellungen durchweht, zu verstärken.

Die durchaus neue, volksthümliche Anschauung von dem Leben des Herrn und dem seiner Gläubigen, dieser keimende Protestantismus, wie wir ihn bei den Germanen gewahren, hängt zusammen mit ihrem Blicke für die Geschichte, geschichtliche Entwickelung mit Ziel und Ende. Was wir in dieser Hinsicht schon an mehreren Stellen angedeutet haben, soll hier speciell hervorgehoben werden. Nicht allein die Schöpfung und der Fall, wie auch das Heil der Erlösung, sind mit reichen Farben geschildert worden, sondern ausserdem auch, namentlich bei den Angelsachsen, die Geschichte des alten Bundes, Abrahams Bild, der Auszug Israels aus Aegypten, Daniel, Judith, vor Allem die Geschichte Christi, die unbiblischen Sagen von den Aposteln, die Reisen der kaiserlichen

Helene. Nach einem solchen Kreise geschichtlicher Dichtungen wird man sich vergeblich umsehen im weiten Umfange der Christenheit.

Also wieder eine edle Gabe, an der Wiege der Asen-Saga selbst niedergelegt, als der ganze Volksstamm noch einem jüngst gebornen Kinde glich. Die Bibel ist ja durchweg Geschichte, beginnt mit einer Genesis, der Werdegeschichte, und schliesst mit einer Apokalypse, welche das Bild des Endes aller Wege vor unserm Blicke entrollt. Es giebt aber sonst keine Mythologie, welche zugleich Geschichte ist, welche sowohl den Anfang, als die Mitte der Zeiten, und das Ende, das Ziel schauet, ausser der Einen Mythologie, welche als das gemeinsame Eigenthum des germanischen Völkergeschlechts zu betrachten ist.

Hier hat die Entwickelung der ganzen Menschheit, wie sie unter stetem Kampfe mit den Mächten der Sünde und Lüge fortgeht, unter dem geheimen Wehe, an welchem sie zu tragen hat, ihren Ausdruck gefunden, soweit dieser ohne das Licht göttlicher Offenbarung möglich war; hier gelangt auch ihre Einheit zu völliger Darstellung. Nicht allein in den unvergleichlich grossartigen Gesichten der Völvesspaa (Voluspa), welche das weite Gebiet der Zeiten von der Schöpfung an bis zu dem Untergange und der Erneuerung der Welt umfassen, und zwar durchdrungen von einer gewissen feierlichen Selbstironie, für welche alles Herrliche, was es giebt, nur ein vorüberschwebender Schatten ist; auch der Ygdrasil-Mythus, die wundersame Dichtung von der Weltesche, dem grossen „Mittelbaume", welcher die Stütze der Welt bildet, und von dessen Wurzeln sich drei Quellen in allen Richtungen ergiessen, kommt hierbei mit in Betracht. Freilich blickt dieser Mythus in den altchristlichen Gesängen nur an einem einzigen Punkte durch, nämlich da, wo die Rede ist vom Kreuze; alsdann aber erscheint er ebensowohl bei den Angelsachsen, wie bei den Deutschen und Nordländern, in dem „Siegesbaume", dem „Lebensbaume", in der hervorragenden Bedeutung, welche diesem beigelegt wird.[1])

[1]) Ueber den inneren Zusammenhang zwischen dem Kreuze und

Wie reich immerhin auch die Culturentwickelung war innerhalb der classischen Welt, so hatte diese doch Eine Schranke, nämlich die nationale Grenze. Jenseits derselben wohnten Barbaren; und was kümmerten diese den Griechen und Römer? Sie waren nur dazu bestimmt, durch das Schwert unterjocht zu werden, und entweder Sklavendienste zu thun, oder sich zu Römern umgestalten zu lassen. Da erschien das Christenthum mit seiner universalen, weltgeschishtlichen Umschau. Wie die neue Anschauung auf einen Mann wirkte, wie Augustin, dessen bisherige Geistesbildung auf dem Boden des klassischen Alterthums gewachsen war, sehen wir aus seinem grossartig angelegten Buche: De civitate Dei (vom Gottesstaate). Alles aber, was er erblickte, mochte er in sein Inneres oder um sich her schauen, der Blick auf die dem Untergange geweihte alte Welt erfüllte ihn mit Schmerz, und beugte ihn tief danieder, so dass seine ganze Schilderung von Schwermuth beherrscht wird; er kennt eben keine anderen als düstre Farben.

Bei den Germanen hingegen begegnen wir jugendlicher Frische und Freudigkeit. Und diese verstand sich wie von selber bei einem jungen Volke, welches eine neue Weltzeit heraufführen sollte, sie wird aber auch durch ihre historisch-christlichen Dichtungen uns hinlänglich bezeugt. Hier liegen köstliche Elemente und Bruchstücke zu dem Epos vor, zu welchem der vom Christenthume ergriffene Volksgeist gleichsam den Plan entworfen hatte, und dessen neue Weise er zu bilden versuchte, zu einer christlichen Völvesspaa.

In unzertrennlichem Zusammenhange mit dem offenen Blicke für die Weltgeschichte und ihre grossen Anfänge — man erinnere sich nur an die Paradiesesschilderung Kädmon's und des Phönixgesanges — steht die Richtung und das Auge für das Ende, die letzten Dinge, wie für die jenseitige Geschichte im Todtenreiche, in welches der Herr hinabstieg. Auch dieses ein Erbe aus dem Heidenthume. Es ward ein Lieblingsthema gerade in diesem Stamme, und

dem Lebensbaume im Paradiese s. G. Stephens, Ett fornsvenskt legendarium S. 1253 folg.

rief Gedichte hervor, wie das Kädmon's von der Höllenfahrt, das Kynevulf's von der Wiederkunft des Herrn, wie das „Sonnenlied“ und das „Muspilli“. Hierher gehören noch andere merkwürdige angelsächsische Poesieen, diejenigen, welche Tod und Grab uns auf's Lebendigste vor Augen stellen. Leider wird der Eindruck, welchen sie sonst hervorbringen müssten, durch die Einseitigkeit und Schiefheit beeinträchtigt in der Darstellung des Verhältnisses von Leib und Seele.

An ein Gericht nach dem Tode („den Stuhl der Norne“) und eine Auferstehung glaubte der germanische Heide zweifellos. Die tiefsinnige Seherin, Vola (Völva), weissagt ein immer steigendes Verderben, den Untergang und die Erneuerung der Welt; und unverkennbar liegt der in beiden Edda's, im Muspilli, im Surt, ausgesprochene Gedankengang jener Anschauung zu Grunde, welche die christlichen Sänger hatten von dem Gerichtstage und der alsdann stattfindenden Offenbarung der Macht Christi, auch der Anschauung, welche uns im „Heliand“ vorliegt. Uebrigens steht letztere bei aller Schönheit, in welche sie sich kleidet, weit unter derjenigen Kynevulf's, welcher uns ein Bild des Gerichtstages giebt, das seines Gleichen sucht. Ulfila gebraucht d. W. riquizian von der Verfinsterung der Sonne beim Untergange der Welt, ein Wort, welches sicherlich zusammenhängt mit „rök“ im W. Ragnarök (der Götterdämmerung), in den Schilderungen der Edda vom Zusammenbruch des Himmels und der Erde.

Auch da, wo christliche Gesänge uns die Zustände in der Hölle, wie im Himmelreiche schildern, ist die Nachwirkung heidnischer Ueberlieferungen zu spüren.

Was die ersteren betrifft, so richten wir zunächst unsre Aufmerksamkeit auf Kädmon und das „Sonnenlied“. Und dass in letzterem theils heidnische, theils römisch-katholische Vorstellungen allzu stark mitsprechen, davon haben wir uns schon im Vorhergehenden überzeugt. Hölle, „Nifelheim“, ist für unsre vorchristlichen Väter das lichtlose, unheimlich finstre Reich, gehütet von Drachen, beherrscht von düstren Gluthen, von Hitze und Nebelgewölke, Kälte und Frost, Stürmen und stürzenden Strömen und brausenden Wogen, endlich voll riesen-

hafter Ungeheuer und giftiger Schlangen. Aber mitten unter diesen massiv-phantastischen Gebilden überraschen uns tiefe Blicke in dämonische Seelenzustände. Wir fühlen uns durch mehr als Einen Zug, welchen Kädmon in die Schilderung des Abfalls und seines Wehes einträgt, getroffen und erschüttert. Von Gerichtsgluthen und ihrer die irdische Welt reinigenden Wirkung mag da die Rede sein, dagegen keineswegs von einem Fegefeuer und seinen Büssungen im römischen Sinne.

Den Schilderungen des Himmelreiches ist eine unaussprechliche Lebhaftigkeit und Anmuth eigen, besonders im Phönix-Gesanse, bei Kädmon, bei Kynevulf. „Der grüne Pfad, aufwärts zu den Engeln führend, die grünglänzende Gotteswiese,[1]) Christi hoher Erbsitz, sein Burgland, seine goldprangende Schildburg, der Engel Stammgut, mit Burgwällen, voll Blüthenduftes, baumbeschattet, hellstrahlend, wo die Seligen wie Sterne leuchten, wie Blumen duften, wo Friede und Lobsingen ewiglich wohnen" — wie sprechen alle diese Züge zu unsern Herzen!

Hier erscheint „Gimle" (Himmel) in seiner Verklärung. Schöner konnten in der That die alten Ueberlieferungen mit den biblischen in einer dichterisch gestaltenden Schilderung des ewigen Lebens nicht verschmelzen, jenes „anderen Lichtes", auf welches ebensowohl der Heide im Norden hofft, wie der Christ im Heliand.[2]) Dagegen bleibt jenes römische Märchen von dem Throne der Maria, der grossen, strahlenden Rose, völlig draussen; jener Thron wurde erst im eigentlichen Mittelalter ihr errichtet.

---

[1]) Ein im Heliand (V. 1323. 3083) gebrauchter Ausdruck. Auch Ulfila gebraucht vaggs, vang vom Paradiese. Man wird hierdurch an die nordische Fölkvangr, den Sitz der guten und treuen Weiber in Walhalla erinnert. Das Hakonarmal (jenes berühmte Gedicht des Skalden Ojvind über den Tod des Königs Hakon Adalsteju's Sohn) redet von græna heima.

[2]) P. A. Munch, Aeldre Edda. Atlamal strofe 84 (S. 158). J. B. Köne, Heliand V. 2658. Häufig wird hier der Ausdruck: „die Seligen stehen auf" wiedergegeben durch: „sie kommen zum Lichte.

Unter den Hauptzügen der alten Gesänge ist ein gelegentlich schon angedeuteter noch besonders hervorzuheben: die wahre, frische, fromme Lebensfreude, welche sie athmen. Beachtet man diesen Zug genauer, so schimmert jene Gesinnung hindurch, welche sich zuletzt Luft gemacht hat in Luther's grossartigem Humor. Es konnte auch garnicht anders sein, wo die Volksnatur wirklich die germanische war, dazu die jugendlich germanische: denn dieser ist es eigen, mit gesundem, ruhigem Blicke alle Dinge anzusehen. Nur aus manchen der späteren Poesieen, namentlich den Legendengedichten, schlägt uns eine Luft, wie mönchische Cellenluft, entgegen: die Erde wird zum Jammerthale. Das Meiste spricht uns gerade durch seine Frische an.

Im Eingange unsrer Abhandlung erwähnten wir die gedrängte Knappheit des Ausdruckes, welche sonderbar genug den sehr breiten Schilderungen zur Seite geht. Beide Seiten treten in den alten Sprachen stärker hervor, als es in irgend einer neueren Uebersetzung der Fall sein kann, welche mehr oder weniger sich bestreben wird, das Eine mit dem Anderen auszugleichen. Die Gedanken kommen nicht langsam und mit voller Klarheit, in richtiger Ordnung zu Tage, einer nach dem anderen: sie stehen mit Einem Schlage da, wie ein einziger Blick, und nehmen jene starken Naturen völlig dahin. Der Skalde kann nicht Stunde auf Stunde die Aufmerksamkeit beanspruchen, sondern in diesem Augenblicke horchen ihm die Leute. Daher die Knappheit, die Härte im Ausdrucke, der Mangel an verknüpfenden Worten. Kaum aber ist Eine Wendung, Ein Bild hingeworfen; so stellt sich ein andres ein, öfter weit hergeholt, von einer ganz andren Seite. Und dieses lässt die Sache von einer andren Seite erscheinen, und muss daher mit: daher alsdann die Breite der Schilderung, das Springende innerhalb derselben, die vielen Wiederholungen. Da fehlt eben die lange Meditation und technische Selbstkritik des Künstlers; im Gegentheil bekommt man öfter den Eindruck, als stürzten chaotisch Gedanken und Bilder durch einander.

Alles aber, und gerade nicht am wenigsten solche Be-

sonderheiten, zeugen von der Kraft der Ursprünglichkeit, mit welcher die Germanen bei ihrer energischen Persönlichkeit das Christenthum, wenn sie es überhaupt aufnahmen, sich anzueignen pflegten. Denn, was wir im ganzen Verlaufe unsrer Betrachtung festzuhalten bemüht waren, möchten wir wieder und wieder mit ganzem Nachdrucke betonen: nämlich dass das angeborne, urkräftige Seelenleben sich ebensowohl von Christo abwenden könne, als sich ihm zuwenden. Dasselbe darf keineswegs als gleichbedeutend gelten mit einer natürlichen Vorausbestimmung zum Glauben; und wir erklären uns durchaus nicht einverstanden mit jenen vielen, aufs Gelindeste gesagt, unbedachten Reden, welche man zu hören bekommt, von „der Prädisposition der Germanen zum Christenthum".

Hiermit hätten wir denn Rechenschaft abgelegt von der Ausbeute, welche die altchristlichen Dichtungen, wenigstens auf dem gegenwärtigen Standpunkte der auf dieselben gerichteten Forschungen, uns gewähren. Fortgesetzte Studien werden diese Ausbeute in mancher Hinsicht noch berichtigen, besser beleuchten und vielfach vervollständigen können: jedoch wird es bei der gewonnenen Grundlage wohl sein Bewenden haben.

Niemals und nirgend hat die alte Kirche einen historischen Hochgesang vernommen, wie er von den jüngst bekehrten Germanen, zuerst den Angelsachsen, dann den Deutschen, endlich den Nordländern angestimmt worden ist. Die in jenen Dichtungen niedergelegte Anschauung vom Christenthume und von Christo, als seinem persönlichen Mittelpunkte, und das in ihnen pulsirende geistige Leben, macht ebenso, wie ihre poetische Einkleidung, den Eindruck der Neuheit, und gewinnt uns durch den sie durchdringenden verhältnissmässig rein evangelischen, man möchte sagen, protestantischen Zug. Und endlich hat die Art und Weise, in welcher sie ringsumher, in allen Kreisen des Volkes verbreitet wurden, etwas eigenthümlich Neues und Originales. Hier sind es nicht allein Priester und Geistliche, welche den

Glauben verkünden, sondern nationale Sänger, auf den Thingen, in grossen Volksversammlungen, bei gesellschaftlichen Zusammenkünften, in Kirchen, am Hofe des Königs.

Auf solchen Wegen muss die Heilsbotschaft mit einer Gewalt und Innigkeit sich verbreitet haben, welche die Herzen des Volkes ergriff, so dass hier der Uebergang vom Alten zum Neuen ein möglichst wenig schroffer gewesen, die Kluft verhältnissmässig leicht überbrückt worden ist. Zum ersten Male ist hier das Christenthum dem Volksthum eines jungen Naturvolkes, ein frisches Reis dem wilden Stamme, aufgepfropft und wirklich einverleibt worden, ohne dass von Seiten der herrschenden Kirche ein irgenwie eingreifender Widerstand wahrgenommen wird. Unwillkürlich war freilich bei Griechen und Römern das Nämliche vor sich gegangen; sie aber waren heidnisch civilisirte, ausgelebte Völker, und so lange als noch ein Leben in der Kirche war, leistete diese heftigen Widerstand. Und dass sie dazu auf jenem Boden nicht unberechtigt gewesen ist, das zeigen uns sowohl die Gnostiker, als auch einzelne Seiten der Theologie eines Origenes. Wenn nun bei den Germanen der genannte Aneignungsprocess besser gelungen ist, so erklärt sich dieser Erfolg theils aus ihrem eigenthümlichen Naturgrunde, theils, wie schon erwähnt, aus ihrer jugendlichen Biegsamkeit und Beweglichkeit.

Dieses ganze Stück einer germanischen Seelengeschichte lässt sich aus den Gesängen der christlichen Urzeit geradezu herauslesen.

Jacob Grimm hat sich einmal über die altenglische, kirchliche und weltliche Dichtung in folgender Weise ausgesprochen[1]): „Wenn im frühling die höhersteigende sonne aus der winterkalten erde gräser, halme, blüten treibt, so hegt im herbste der boden zwar noch wärme des sommers, aber spitzen und wipfel beginnen erkaltend abzuwelken. Dann geschieht es, dass das grüne laub einiger bäume, vor dem letzten falben, seine farbe wechselt und in röthe übergeht.

[1]) J. Grimm, Andreas und Elene LVIII.

Solch ein herbstes aussehen hat mir diese dichtung: sie setzt ihre säfte noch einmal um, und verkündet ihren nahen tod". Und was hier von den Angelsachsen gesagt wird, wird wohl gleichfalls von den Deutschen und Nordländern gesagt sein.

Grimm betrachtet die Sache als Sprach- und Alterthumsforscher, und als Mythologe. Aus diesen Gesichtspunkten mag er Recht haben. Das Alte ist im Begriffe, davon zu gehen; jedoch geht es unter, indem es in ein Neues übergeht: von der einen Seite Herbst, von der anderen Frühling. Die Säfte steigen in dem Baume, und ein grüner Schimmer verbreitet sich über die Knospen; ein Duft des frischen Grüns schlägt uns entgegen: die Frühlingsbäche rieseln und plaudern, und der Staar hat sich eingestellt. Absichtlich gebrauche ich, wie Grimm, ein aus der Natur geschöpftes Bild: denn der Eindruck, welchen wir von jenen Gesängen empfangen, entspricht völlig demjenigen, welchen ein Ereigniss im Reiche der Natur hervorbringt.

Stellen wir uns daher unter das Ruthwellkreuz und deuten seinen Runengesang: so lautet dieser zu gleicher Zeit als ein Lebewohl an die alte Zeit und eine Weissagung der neuen.

Und die Weissagung jener Rune ist nicht fehlgegangen; wir dürfen sie bezeichnen als die erste protestantische Weissagung. Die in den alten Gesängen ausgeprägte Lebensrichtung war die echte. Dasjenige, was da kommen sollte, „es spielte vor des Skalden prophetischem Blick;" und durch ihren Mund haben die Germanen auf der grossen Weltbühne sich angemeldet, um die Völker der alten Welt abzulösen, ja, die Arbeit schon angetreten für das ganze neuere Kirchen- und Culturleben. Der Geist treibet sein Werk theils heimlich, theils offenbar. Die allmählich zur Geltung kommenden Unterschiede zwischen Deutsch, Englisch und Nordisch, bedeuten keinen Bruch der Stammesverwandtschaft und Gemeinsamkeit, sondern dienen nur, diese reicher zu entwickeln.

Je weiter die römische Macht im Laufe der Zeiten sich ausbreitet, je klarer sie sich bewusst wird, was sie eigentlich will in ihrem herzlosen Willen, und je mehr der Germane gleichfalls mit der Zeit grössere Klarheit über sich selbst gewinnt: desto schärfer tritt der tiefbegründete Widerspruch zwischen beiden zu Tage. Innerlichkeit kann unmöglich auf die Dauer zusammen gehen mit einem äusserlichen, halb mechanischen, halb phantastisch-mystischen Wesen. Gewissenhaftigkeit, Gefühl der Verantwortlichkeit kann nicht zusammengehen mit Geistes- und Gewissenszwang, persönlich freie Hingebung im Glauben, lebendige Glaubenszueignung nicht mit blindem Gehorsam gegen Rom, Verlangen nach Licht und ein offener, gesunder Blick für die Dinge nicht mit dem lichtscheuen Nebelschleier, unter welchem das Papstthum seine auf ein Weltreich gerichteten Tendenzen verhüllt.

Was natürlich den Germanen in ihrem Kindheits- und Jugendalter noch nicht in seiner wahren Gestalt erscheinen konnte, was vielmehr Anfangs einen mächtigen Eindruck auf sie gemacht, sie hingenommen hatte, sowie Kinder vom Spielzeug hingenommen werden, in dem Allem erkennen sie nach und nach feindliche und verderbliche Mächte. Der sichtbaren Kirche mit einer Priesterherrschaft, wie die Germanen sie als Heiden nicht kennen gelernt hatten, mit lateinischer Sprache und der berauschenden Pracht der Gottesdienste, stellen sie den Anspruch entgegen auf eine wahre Geistes- und Gewissenskirche mit Gottesdiensten, welche in der Muttersprache gefeiert werden; den irrigen Traditionen und Menschensatzungen der Kirche stellen sie die Bibel entgegen. Und im Gegensatze gegen die Weltherrschaft der Kirche machen sie in zunehmendem Masse die Selbständigkeit des Staates, des weltlichen und natürlich menschlichen Culturlebens geltend.

Die Hauptforderung, das Christenthum heimisch unter sich zu machen, so dass es Geist und Gemüth, den ganzen Menschen ergreifen könne, bleibt im Grunde durch die Jahrhunderte hindurch immer dieselbe: jedoch muss sie durch ihr Fegefeuer hindurchgehen. In der ersten Zeit hat es sogar den Anschein, als werde jene Forderung von dem macht-

vollen, über so viele Hülfsmittel gebietenden Rom völlig überwältigt werden, zumal da Rom der germanischen Sinnesrichtung auf die Person Christi und auf christliches Leben grosse Concessionen einräumt, ja, überdiess mit seinen Heiligen der alten volksthümlichen Vielgötterei entgegenkommt.

Indessen ist Dieses blosser Schein, und dient einzig als Durchgangsstadium zur Läuterung. Mit Entrüstung entdecken die Germanen die mancherlei Einseitigkeiten, die viele Unklarheit, welche ihre bisherigen Vorstellungen beherrschten, und durch welche die beengende römische Umarmung möglich ward; und sie entreissen sich ihnen. Sie gewinnen das rechte Verständniss ihrer selbst; was sie wollen, wird innerlicher und wandelt daher auch die Formen seiner äusseren Darstellung. Der Wurm spinnt sich ein, als Puppe; darnach erst kann der Schmetterling herauswachsen. Während des Mittelalters geht diese Verwandlung vor sich bei dem Geschlechte im Grossen und Ganzen; dort können wir sie beobachten, Schritt vor Schritt. Uebrigens kann eine derartige Verwandlung heute noch bei dem Einzelnen stattfinden, vielleicht öfter, als man sich vorstellt. Angeborner Sinn für sittliche Thatkraft und Mannesehre wird vom christlichen Glauben ergriffen, und lässt sich läutern zum Kampfe um die Krone des Lebens, um der Ehre willen, welche vor Gott gilt.

Die germanische Anschauung eines mannhaft tüchtigen Christenlebens bleibt noch lange, und zwar in ihrer frischesten Gestalt, eine der Lebensmächte des Mittelalters. Dass man die Legende vom heil. Christophorus so liebte, hatte seinen guten Grund. Die Kreuzzüge, unter deren Führern die normannischen hervorragten, das Ritterleben mit seinen Abenteuern, die Heldenlieder, das Nibelungenlied, Parcival, Cid, die vielen Sagen bezeugen es. Und Rom sprach seinen Segen über germanische Energie und Ehre.

Darnach erfolgt ein Umschlag. Die Denkweise gewinnt an Innerlichkeit, und schöpfet aus den Tiefen des persönlichen Lebens neue Formen und Bildungen, unter den Kämpfen

der s. g. Reformatoren vor der Reformation. Das Bewusstsein von der Macht der Sünde vertieft sich; der Sinn für das sittliche Leben wird klarer. Hinfort handelt es sich nicht so sehr um die bloss äussere That, vielmehr vor Allem um die innere That der Persönlichkeit und der männlichen Willenskraft, indem diese sich frei und völlig hingiebt, ein Punkt, an welchem das Männliche und das Weibliche sich verschmelzen. Das ächt Menschliche kämpft einen grossen Kampf gegen die mönchische Heiligkeit, das Glaubens- und Gewissensleben gegen das Werkwesen, das Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott allein gegen die Priesterherrschaft, welche die Gewissen bewältigen will. Und die Kämpfenden setzen ihre ganze Persönlichkeit, ihre Ehre ein, und bleiben getreu bis in den Tod, den Märtyrertod.

Auch die den Germanen eigenthümliche Vorstellung von dem Herrn als einem mannhaften Helden und König erhält sich ziemlich lange in ihrer ursprünglichen Gestalt. Man verweilt nur allzu einseitig bei der Anschauung Christi als des machtvollen Königs und Richters, als welchen der nahende jüngste Tag ihn offenbaren werde. Die Ueberwältigung der Hölle, seine augenscheinlichste Manns- und Heldenthat, behauptet, zugleich mit dem Gerichtstage, ihre bleibende Stelle in der Poesie jener Zeit. Gesänge, fromme Schauspiele bewegen sich um jenen Gegenstand; eines der letzteren führt den Titel: The harrowing of hell.[1]) Auf dieses Alles gehet auch Rom ein, und bequemt sich derartigen Richtungen.

Sogar noch die heilige Brigitta, die im 14ten Jahrhundert auftretende Prophetin des Nordens, betet alle Tage ein Gebet, welches uns an Kädmon's „Kreuzestraum“ und seinen „Christ und Satan“ erinnert, ohgleich sie von ihm gewiss niemals ein Wort, auch seinen Namen nicht vernommen hatte.

[1]) Unter den epischen Gedichten der Zeit über dieses Thema beachte man z. B. das isländisch-färöische Ljómur in: „Aarborger for nord. Oldkyndighed (Jahrbücher für nord. Alterthumskunde) 1869 S. 323 ff.; J. O. Halliwell, The harrowing of hell, a miracle-play. Vorrede S. 7 ff., wo ähnliche Mysterien erwähnt werden, sowie auch den Text des Drama's; K. Hase, Das geistl. Schauspiel S. 16. 17.

Es ist das Gebet an „den stärksten aller Streiter und den tapfersten aller Ritter, Ihn, welcher die Hölle bezwungen hat, dass die ganze Schaar der Teufel vor Schrecken heulte und die Erde erbebte, an den Herzog von Bethlehem, welcher die grosse Feldherrnthat vollbracht, und mannhaft die grosse Regel und Ordnung der Ritterschaft erfüllt hat“[1]). Ja, die letzten Nachwirkungen beider erwähnten Einseitigkeiten spüret man sogar noch in Luther's Jugendleben.

Jedoch geht es mit dieser Vorstellung von der Person des Herrn gerade so, wie mit der anderen vom mannhaften Christenleben. Der Umschlag tritt in vielen kirchlichen Kreisen ein; er vertieft sich, und gewinnt in demselben Masse neue Formen, als auch jener ganze römische Geistesinhalt sich immer mehr enthüllt und auslebt.

Dem Mönche stand Christus zuletzt kaum anders vor der Seele, als in der Gestalt des vornehmsten aller armen Selbstpeiniger; dem Mystiker war er in weit höherem Grade der Christus in uns, als der Christus für uns; dem Papste ging er völlig auf in dem Weltherrscher, dessen Statthalter er selbst war; der grossen Menge aber ward er der unzugängliche Herr, verborgen hinter einem bunten Hofstaat heiliger Männer und Frauen, als das furchtbare Mysterium, dessen Gottheit auf monophysitische Art den Menschensohn verschlungen hatte. Diesem entstellten Christusbilde tritt alsdann das charakterisch germanische gegenüber, welches man wohl unterscheiden muss von dem mystisch-germanischen. In der Zeit der Läuterung ist es geläutert worden. Die Einseitigkeit, welche dem als Volkskönige und Helden gedachten Heilande anhing, ist verschwunden, die Wahrheit aber zurückgeblieben. Immer klarer sehen die Vorläufer der Reformation Ihn mitten in der Gemeinde stehen mit seinem echt menschlichen Angesichte, durch welches die Klarheit Gottes hindurchstrahlt, Beides: Löwe und Lamm, der Betende, Schauende, Leidende und Wirkende, der Milde und

[1]) Fr. Hammerich, Den hellige Birgitta og Kirken i Norden. Kiöbenhavn 1863. S. 111 f. (Deutsche Ausgabe von Al. Michelsen. Gotha 1872 S. 95).

Sanftmüthige, welcher die Sünder in seine Arme ruft, aber zugleich auch der gewaltige Sieges- und Lebensfürst, welcher, aller Welt Sünden tragend, bis in den Tod gehorsam, über Tod und Teufel gesiegt hat, der König im Himmel und der König auf Erden. Hier hat die Gottesherrlichkeit sich mit dem idealen Menschen innig verbunden, nicht aber ihn verschlungen.

Die ursprünglich germanische Anschauung der Weltgeschichte und ihres Verlaufes im Grossen und Ganzen spricht sich das Mittelalter hindurch in mannigfachen Zeugnissen aus, und gewiss in England, ihrer eigenthümlichen Heimath, vorzugsweise. In ihren grossen Grundzügen verändert sie sich kaum, und bedarf hierin auch eben keiner Abklärung. War ihr doch sogleich von Anfang jener wunderbar klare Blick für das Grosse eigen, für die Offenbarung des Reiches Gottes in der Menschheit. In diesem Lichte beginnen sich jetzt die Augen zu öffnen für Das, was die Kirche ihrer geschichtlichen Wirklichkeit nach geworden sei, und was sie werden sollte. Nur zu einer lebendigen Vorstellung von den letzten Dingen war die Zeit noch nicht herangereift. Die alten Germanen hatten hierfür einen klareren Blick.

Die Forderung des Lichtes und der Freiheit wuchs von einem Tage zum andren. Unter den Kämpfen bekamen die Gläubigen eine bestimmtere Ahnung von Dem, „was der Herr mit ihnen wolle", wie das alte angelsächsische Gedicht vom „Seefahrer" sich ausdrückt. Und alle Drangsale der Zeiten, alle Unnatur der Päpste und Mönche ist nicht im Stande gewesen, jene gesunde Sinnes- und Denkweise im Volke völlig auszurotten, namentlich jene frische Lebensfreude, welche uns aus den germanischen Dichtungen der allerersten Zeit entgegenathmet.

Die Zeiten schritten fort; die Widersprüche zwischen der römischen und der germanischen Auffassung des Christenthums steigerten sich allzu sehr. Es musste zum Bruche kommen. Da erschien jener weltgeschichtliche Mann aus germanischem Stamm und Blut, mit germanischem Freiheitsgefühl, ein geborner Sachse. Er liebte sein Volk, wie die

alten Germanen, liebte seine Heimath, seine Muttersprache, die Geschichte und das geschichtliche Leben, und sein Gewissen war es, was ihm keine Ruhe liess („Ich kann nicht anders!"). Er vereinigte den kindlichsten, ja, wenn man will, weiblichsten Glauben an Jesus, als König und Heiland, als Gott und Mensch, mit wahrhaft männlicher Kühnheit, über welche Ritter und Kriegshelden erstaunten, und einem gesunden, freudigen Blick für's Leben, wie wenn er sprach: „Ich hätte wohl unsern Herrn Jesum sehen mögen, wenn er so recht fröhlich war!" Und endlich war auch die Gabe des Gesanges ihm nicht versagt. Dieser Mann war Martin Luther.

Bei ihm verklärte sich die gläubige Hingebung des Germanen zum rechtfertigenden Glauben; das Buch der Bücher wurde aufgeschlossen, und der Zauber, welchen Rom geübt hatte, verlor seine Kraft. Von ihm ging nun die Kirchenreinigung aus, und verbreitete sich zu allen Völkern germanischen Stammes, denselben Völkern, welche an dem altchristlichen Sange Antheil hatten, und nicht zu anderen. Auf das Verhältniss, in welchem die Slaven zu der Reformation stehen, können wir uns hier nicht einlassen; sie stehen ausser dem Bereiche unsrer Frage, haben auch unsres Wissens keine urchristliche Poesie besessen. Die Franzosen aber wurden einigermassen theilhaft jenes von den Germanen angestimmten Gesanges; und bei ihnen hat auch die Reformation, wenngleich nur in beschränkterem Umfange, Eingang gefunden. Wir dürfen daher diese grosse geschichtliche That bezeichnen als eine reife Frucht des Christenthums, wie es gerade der germanischen Natur, dem germanischen Persönlichkeits- und Freiheitsgefühle sich erschlossen hat. Das altgermanische Christenthum jener Urpoesie war — um ein schon gebrauchtes Bild wieder aufzunehmen — gleichsam die Larve, dann der Glaube des Mittelalters die Verpuppung derselben, der aus dieser endlich sich entfaltende Schmetterling das neu-germanische Christenthum der Reformatoren. Mit ihm brach der Tag des evangelischen Lichtes an, und zugleich wurde der neue germanisch-christliche Volksgesang geboren, das lutherische Kirchenlied.

Je selbständiger und inniger das geistige Leben bei einem jeden der drei germanischen Hauptvölker sich entwickelt, je mehr eines auch die andren anerkennen und achten lernt: desto reicher wird die Ausbeute werden. Hier aber breitet sich noch ein unübersehbar grosses Arbeitsfeld aus; unermüdlich muss hier gearbeitet werden, damit die Kinder nicht als entartete erscheinen, schuldig der Verwahrlosung des Erbes ihrer Väter.

Die Forschung wandelt ihre stillen, oft einsamen Wege; sie ist aber dabei nicht blind für das ringsumher wogende Leben. Welch ein schneidender Gegensatz zwischen jener Zeit, in welcher wir verweilt haben, und so manchen Seiten der Gegenwart, zwischen den ursprünglichen, mannhaften, glaubensstarken Germanen mit reichem Persönlichkeitsleben, und der Erschlaffung, dem zerrissenen, dem ausgelebten Wesen, dem Unglauben, dem Materialismus bei nicht wenigen ihrer Kinder! Sollte es in einer solchen Zeit nicht heilsam sein, der Väter zu gedenken? Bei diesen sprudeln doch die Quellen der Jugend.

Und noch Eines! Jeder, der sich mit Sprache und Geschichte der Germanen beschäftigt, steht unter dem lebendigen Eindrucke der geistigen Lebensgemeinschaft, welche sämmtliche, wenn auch politisch geschiedene Stämme derselben, im tiefsten Grunde zusammen hält. Ein jenen Alten innig verwandter, hochbegabter Geist, welcher ohnlängst aus unsrer Mitte abgerufen ist, F. S. Grundtvig, hatte es sich zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht, in Betreff der Völker des scandinavischen Nordens diese Gemeinschaft zu beleuchten und geltend zu machen. Dass dasselbe Verwandtschaftsband sich aber viel weiter erstreckt, dafür gewährt ohne Zweifel auch die hier vorliegende geschichtliche Darstellung mehr als ein anschauliches und unwidersprechliches Zeugniss.